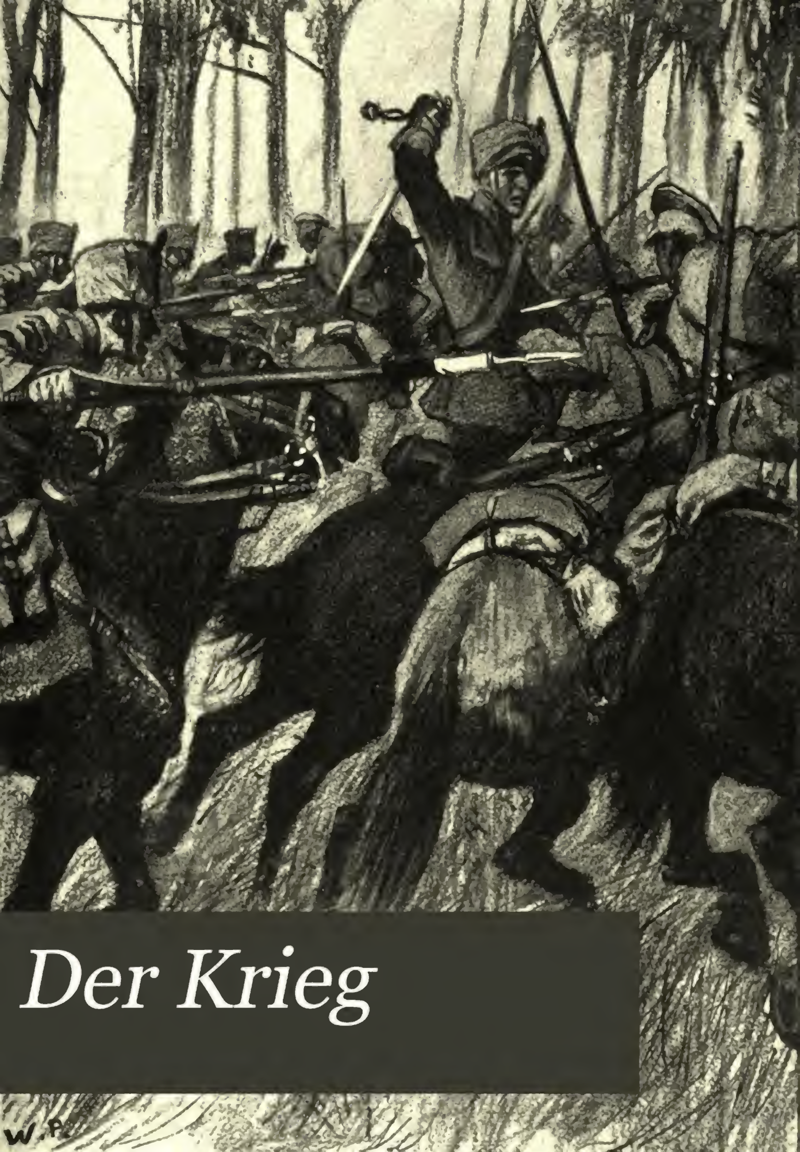

Der Krieg
W. R.


INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX







Kampf um die Standarte

Nach einem Gemälde von Paul Casberg



Der Krieg

Illustrierte Chronik des Krieges

1914/15

Dritter Band



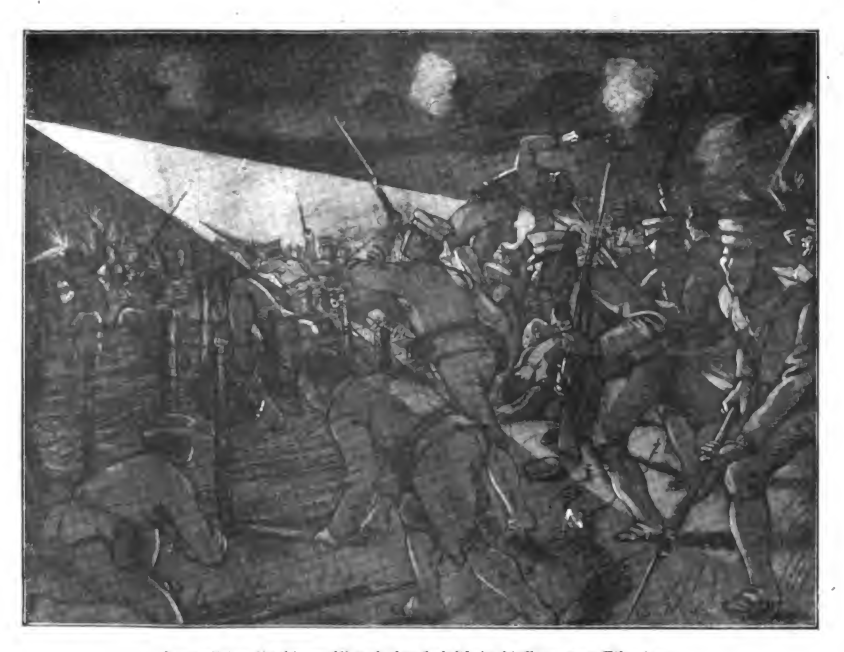
Stuttgart 1915
Franckh'sche Verlagshandlung

Inhalt des dritten Bandes:

Verzeichnis der Tafeln

Verzeichnis der Reliefkarten

Flottentafel als Beilage



Japanischer Nachtangriff auf eine befestigte Stellung vor Tsingtau.

Nach einer Zeichnung von J. Thiele.

„Kriege sind den Stürmen zu vergleichen, durch welche im Luftkreise, — den Fieberkrankheiten, wodurch in lebendigen Körpern das gestörte Gleichgewicht wieder hergestellt wird. Kriegen gebührt aus diesem Gesichtspunkte das Lob, daß sie die eiserne Kette der Gewohnheit, der Alltäglichkeit brechen, daß sie Gelegenheit geben, große Tugenden und große Talente zu entwickeln; daß sie einen jeden auf den Platz treiben und stellen, den er auszufüllen vermag. Kriege sind Kraftmittel, deren sich die Natur bedient, wenn die gewöhnlichen nicht weiter ausreichen, d. h. wenn die Menschen sich selbst untreu geworden sind."
Bismarck.

Chronik des Krieges

vom 1. bis 31. März 1915.

1. **März.** Bei ihren vergeblichen Angriffen in der Champagne erleiden die Franzosen sehr schwere Verluste. Ebensowenig vermögen sie bei Vauquois und in den Vogesen Vorteile zu erringen, während die Deutschen im Argonnenwald weitere Fortschritte machen. — Russische Angriffe im Walde von Augustow, bei Lomza und Plozk werden abgeschlagen, zwei Forts von Ossowetz zusammengeschossen. — Auch in den Karpathen und südlich des Dnjestr mißlingen die russischen Angriffe. — Österreichische Zerstörer beschießen Antivari. — Bei der Beschießung der Dardanellen werden die Außenforts ernstlich beschädigt, aber auch mehrere feindliche Schiffe getroffen. Landungsversuche von Erkundungsabteilungen mißlingen.

2. **März.** Die Engländer werden bei St. Eloi zurückgeworfen, die Franzosen in der Champagne und bei Celles. — Die Deutschen kommen bei Badonviller weitere 2 km vorwärts und erobern bei Ville sur Tourbe einige Schützengräben. — Erfolge der Österreicher und Ungarn bei Cisna. — Das Bombardement der Dardanellen macht keine wesentlichen Fortschritte. Andere Schiffe der Verbündeten beschießen im Golf von Saros die türkischen Stellungen bei Bulair. — Bei Ahaz (persisches Grenzgebiet) bringen die Türken den Engländern eine Schlappe bei.

3. **März.** Ein französischer Munitionsdampfer wird durch die deutschen Batterien bei Ostende zum Sinken gebracht. — Die Deutschen erstürmen die Lorettohöhe, nehmen dabei 566 Franzosen gefangen und erbeuten sechs Geschütze und sieben Maschinengewehre. — Fliegerangriff auf die Rottweiler Pulverfabrik. — Französische Vorstöße bei St. Hubert und Chippy mißlingen. — Ebenso russische Angriffe bei Grodno und Lomza — Neue Gefechte bei Prasznysz. — Die Österreicher und Ungarn schlagen russische Angriffe bei Zakliczyn und Baligrod zurück. — Die fortgesetzte Beschießung der Dardanellen zeitigt für die Verbündeten keine wesentlichen Erfolge.

4. **März.** An der Westfront blutige Gefechte bei Ypern, Lorettohöhe, Lemesnil, Vauquois und Celles, die sämtlich zugunsten der deutschen Waffen endigen. — Russische Schlappen bei Lomza, Plozk und östlich Skierniewice. — Das deutsche Tauchboot „U 8" wird vor Dover durch ein englisches Torpedoboot vernichtet. — Bei den Dardanellen machen die Verbündeten vergebliche Landungsversuche. — Ein französisches Kriegsschiff strandet bei Debeagatsch.

5. **März.** Siegreiche Kämpfe gegen die Engländer bei Ypern, gegen die Franzosen bei Lorettohöhe, Perthes, Lemesnil, Vauquois, Consenvoye, Badonviller und Celles. — Abweisung russischer Angriffe bei Prasznysz und Plonsk durch die Deutschen, östlich Petrikau durch die Österreicher und Ungarn. — Landungsversuche bei den Dardanellen werden vereitelt. — Erfolge der Türken in Mesopotamien.

6. **März.** Ein französischer Massenangriff in der Champagne bricht unter schweren Verlusten zusammen. — Die Russen können bei Prasznysz nicht weiter kommen und verlieren südöstlich Rawa 3400 Gefangene und 16 Maschinengewehre. — Die Österreicher und Ungarn halten in Südpolen und in den Karpathen gegen alle russischen Angriffe stand. — Französische und englische Schiffe beschießen ohne sonderlichen Erfolg Smyrna.

7. **März.** Fortsetzung der heftigen Kämpfe in der Champagne, sowie bei Pont-à-Mousson. — Vergebliche Vorstöße der Russen bei Augustow, Prasznysz, Plozk, Rawa und Nowo-Miasto, wo sie 1500 Gefangene einbüßen. — Die Österreicher und Ungarn erzielen schöne Erfolge bei Gorlice und bei Lupkow. — Vor den Dardanellen werden ein englischer und ein französischer Panzerkreuzer außer Gefecht gesetzt.

8. März. Deutsche Fortschritte an der Lorettohöhe. — Die Russen verlieren in erneuten Gefechten bei Augustow, Lomza, Prasznysz, Rawa und Nowo-Miasto insgesamt 5550 Gefangene. Auch ihre Angriffe in den Karpathen bringen ihnen schwere Verluste.

9. März. Die Winterschlacht in der Champagne, wo sechs französische Korps gegen zwei deutsche Divisionen fochten, ist zum Abschluß gelangt, ohne daß die Franzosen die geringsten Vorteile zu erzielen vermochten. Ihr Gesamtverlust wird auf 45 000, der der Deutschen auf 15 000 Mann geschätzt. — Bei Gorlice nehmen die Österreicher und Ungarn einige russische Schützengräben, auf der Karpathenfront erzielt ihre Artillerie gute Wirkungen, und auch ein Gefecht nördlich Nadworna fällt günstig für sie aus. — Der englische Zerstörer „Ariel" rammt das deutsche Tauchboot „U 12".

10. März. Die Engländer werden bei Givenchy, die Franzosen bei Souain, die Russen bei Sereje, Augustow und Ostrolenka zurückgeschlagen. — Die Österreicher und Ungarn machen auf der Karpathenfront und bei Nadworna Fortschritte.

11. März. Wirkungslose Beschießung von Westende durch englische Schiffe. — Versuche der Engländer, über Neuve Chapelle hinauszustoßen, mißlingen. — Nördlich des Augustower Waldes entgehen die Russen nur durch schleunigen Rückzug auf Grodno einer vernichtenden Niederlage; sie verlieren hier 5400 Gefangene, 3 Geschütze und 10 Maschinengewehre. — Auch bei Ostrolenka fechten die Deutschen siegreich, und bei Prasznysz nehmen sie weitere 3200 Russen gefangen. — Die Österreicher und Ungarn machen in den Karpathen auf der Straße Cisna-Baligrod Fortschritte. — Der englische Hilfskreuzer „Bayano" wird durch ein deutsches Unterseeboot vernichtet. — Im Golf von Saros gelandete Truppen der Verbündeten werden von den Türken auf ihre Schiffe zurückgetrieben. — An der äußeren Minensperre der Dardanellen werden 3 Minensucher der Verbündeten zum Sinken gebracht, bei Mythilene eines ihrer Transportschiffe vernichtet.

12. März. Ein deutscher Gegenangriff auf Neuve Chapelle muß wegen der englischen Übermacht abgebrochen werden. — Die Franzosen machen in der Champagne vergebliche Teilangriffe. — Beschießung von Ossowetz durch schwere deutsche Belagerungsartillerie. — Die Österreicher und Ungarn nehmen in den Karpathen 1200 Russen gefangen.

13. März. Französische Vorstöße in der Champagne brechen unter dem Feuer der Deutschen zusammen. — Erbitterte Nachtangriffe der Russen in den Karpathen und südlich des Dnjestr scheitern. — Russische Schlappe bei Artwin gegen die Türken.

14. März. Deutsche Erfolge gegen die Engländer südlich Ypern, gegen die Franzosen bei Lemesnil, gegen die Russen nördlich Prasznysz. — Am Uszoker Paß setzt eine starke russische Gegenoffensive ein, ohne Erfolge zu erzielen.

15. März. Vereinzelte Vorstöße der Verbündeten gegen die deutsche Westfront führen nirgends zum Ziele. — Ein Gefecht bei Jednorozek bringt den Deutschen 2000 russische Gefangene ein. — Russische Durchbruchsversuche gegen Gorlice und Kolomea scheitern. — Der kleine Kreuzer „Dresden" wird bei Juan Fernandez durch 3 englische Kreuzer zum Sinken gebracht.

16. März. Gefechte bei Lorettohöhe, Perthes, Vauquois und im Priesterwald enden zugunsten der Deutschen. — Ebenso bleiben diese gegen die Russen zwischen Szkwa und Orzyc im Vorteil. — Desgleichen die Österreicher und Ungarn bei Wyszkow und östlich Czernowitz. — Ein Kreuzervorstoß der Verbündeten gegen die inneren Dardanellenforts scheitert.

17. März. Kleinere Zusammenstöße auf der Westfront verlaufen günstig für die Deutschen. — Bei einem Gefecht auf beiden Ufern der Szkwa nehmen sie 1900 Russen gefangen und erbeuten 4 Maschinengewehre. — Russische Reichswehr bricht plündernd im nördlichsten Zipfel Ostpreußens ein. — Die Österreicher und Ungarn halten allen feindlichen Angriffen in den Karpathen und im südöstlichen Galizien stand. — In Mesopotamien müssen die Engländer Korna räumen. — Erst jetzt wird bekannt, daß im Sudan ein neuer Mahdi aufgetaucht ist, den Engländern Faschoda entrissen und ihnen mehrere empfindliche Niederlagen beigebracht hat und jetzt Chartum belagert. — Auch die Senussis machen sich den Engländern sehr unangenehm bemerkbar.

18. März. Die Franzosen werden in der Woëvre-Ebene und in der Champagne mehrfach zurückgeworfen, die Russen bei Prasznysz und an der Pissek. — Memel von den Russen besetzt. — Erneute russische Angriffe am Uszoker Paß und im südöstlichen Galizien scheitern unter schweren Verlusten. — Das seit dem Vortage wieder aufgenommene Bombardement der Dardanellen wird mit erneuter Heftigkeit fortgesetzt. Die türkischen Forts bringen der verbündeten Flotte eine schwere Niederlage bei. 3 Linienschiffe und 2 Torpedoboote sinken, 2 Panzerschiffe werden schwer, eine ganze Anzahl leichter beschädigt. — Die aufständischen Stämme in Marokko haben weitere Vorteile erzielt und Raisuli zum Sultan ausgerufen.

19. März. Zeppeline bombardieren Calais. — Deutsche Erfolge bei Eloi, Lorettohöhe, nördlich Verdun, am Reichsacker- und am Hartmannsweilerkopf. — Bei Nadworna bricht ein russischer Nachtangriff im Feuer der k. und k. Truppen zusammen. — Ein großer Ausfall der Besatzung von Przemysl scheitert.

20. März. Glänzender Zeichnungserfolg der neuen deutschen Kriegsanleihe von 9 Milliarden. — Deutscher Luftschiffangriff auf Paris und Compiègne. — Die Deutschen machen Fortschritte bei Lorettohöhe und Beau Séjour und erstürmen die französische Kuppenstel-

lung auf dem Reichsackerkopf. — Abweisung russischer Angriffe bei Omulew, Jednorozek und gegen den Uszoker Paß. — Auch gegen die österreichischen Stellungen am San und gegen die Forts von Przemysl stürmen die Russen wieder vergeblich an.

21. **März.** Vergebliche Angriffe der Franzosen bei Lemesnil, an der Lorettohöhe und am Reichsackerkopf. — Vertreibung der Russen aus Memel; auch bei Mariampol, Jednorozek, Prasznysz und Ciechanow werden sie geworfen. — Die Kämpfe um die Karpathenpässe wachsen zu einer ungeheuren Schlacht zusammen.

22. **März.** Zeppelin-Angriff auf Paris. — Kleinere Kämpfe auf beiden Fronten verlaufen günstig für die Deutschen. — Kapitulation von Przemysl. — In den Karpathen werden 4000 Russen gefangen genommen.

23. **März.** Heftige Kämpfe im Priesterwald und am Reichsackerkopf. — Die Russen werden bei Polangen, Langzargen, Plozk und Ostrolenka geschlagen, wo sie 2500 Gefangene verlieren. — Niederlage der Russen nördlich von Czernowitz.

24. **März.** Russische Vorstöße bei Augustow und Jednorozek werden abgewiesen. — Bei Kamintz siegen ungarische Honveds über eine Tscherkessen-Division. — Am Uszoker Paß werden weitere 1500 Russen gefangen. — Die Verbündeten besetzen einige der ägäischen Inseln.

25. **März.** Die Franzosen werden bei Combres, die Russen bei Augustow zurückgeworfen. — Die österreichisch-ungarischen Truppen überschreiten die bessarabische Grenze und machen auch bei Zaleszczyki Fortschritte. — Englisch-türkische Vorpostengefechte östlich des Suezkanals.

26. **März.** Feindliche Flieger über Metz, deutsche über Calais. — Den Franzosen gelingt die Wiedereroberung des Hartmannsweilerkopfes. — Russische Niederlage bei Langzargen. — Schwere russische Verluste in den Karpathen. — Vergeblicher Nachtangriff von Torpedobooten gegen die Minensperre in den Dardanellen.

27. **März.** Die Franzosen greifen bei Combres und in der Woevre-Ebene erfolglos an. — Verschiedene russische Vorstöße an der Narew-Bobr-Linie scheitern. — Die Österreicher und Ungarn machen in den Karpathen wiederum 1200 Gefangene. — Englische Schlappen in Kamerun.

28. **März.** Die Deutschen erstürmen Tauroggen und bringen den Russen bei Krasnopol eine Niederlage bei; 2000 Tote, 3500 Gefangene. — Die Österreicher und Ungarn behaupten alle ihre Stellungen gegen verschiedene heftige Nachtangriffe der Russen.

29. **März.** Russische Angriffe an der Szkwa, am Omulew und an der Bzura mißlingen. — Die Russen haben ihre Karpathenarmee durch die Belagerungsarmee von Przemysl verstärkt, vermögen aber trotzdem keine wesentlichen Fortschritte zu erzielen. — Österreichisch-ungarische Vorhuten überschreiten den Dnjestr.

30. **März.** Die Kämpfe im Priesterwald flackern wieder auf. — Beschießung des Forts Douaumont (nördlich Verdun) durch die Deutschen. — Die Russen werden im Augustower Wald zum Rückzug gezwungen. — Wiederholte russische Sturmangriffe in den Karpathen brechen unter schweren Verlusten zusammen.

31. **März.** Die Belgier liefern bei Dixmuiden, die Franzosen bei Luneville unglückliche Vorpostengefechte. — Die Russen versuchen südöstlich Skiernewice vergeblich über die Rawka zu kommen. — Gegenoffensive der Österreicher und Ungarn in den Karpathen. Auch zwischen Pruth und Dnjestr nötigen sie die Russen zum Rückzug und weisen einen Nachtangriff an der unteren Nida siegreich ab.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Krieg in den Kolonien.

I. Kiautschou.

Von **Dr. Kurt Floericke.**

Mit 1 Karte, 1 Tafel und 4 Abbildungen.

In den letzten Tagen des Juli stand Tsingtau ganz unter dem Zeichen hohen japanischen Besuchs. Der Generalgouverneur von Port Arthur, Baron Fukuschima, der als früherer Militärattaché in Berlin deutsches Wesen kennen gelernt hatte, weilte mit zahlreichem Gefolge als Gast in der deutschen Kolonie und wurde freundlichst aufgenommen. Man gab ihm zu Ehren Empfänge und Liebesmahle, aber mehr fesselte ihn die möglichst eingehende Besichtigung der Hafenanlagen und Kasernen .... Gleich nach seiner Heimkehr ist großer Ministerrat in Tokio. Graf Okuma, der größte Fuchs Japans, leitet die Verhandlungen und lächelt



Abb. 1. Gesamtansich

mit seinem häßlich interessanten Greisenkopf das steinerne, unergründliche Japanlächeln. Kato führt das große Wort, der geschäftige Macher des englischen Bündnisses und geschworene Feind Deutschlands. Dessen Freund, der Justizminister Osaki, hüllt sich in finsteres Schweigen. Kriegs- und Marineminister lauern sprungbereit, beide Schüler Deutschlands, beide gute Kenner seiner militärischen Leistungsfähigkeit. Alles ist fertig: 3 Divisionen mobil und zur Abfahrt bereit, zwei Geschwader schon auf See, um sofort die Blockade zu eröffnen. Es gilt, billige Lorbeeren zu gewinnen und die Scharte des Marineskandals auszuwetzen, an dem das böse Deutschland schuld sein soll. Der Überfall, die Vergewaltigung Tsingtaus wird beschlossen. Glaubt man doch, leichtes Spiel zu haben. Der 23. August 1914 aber darf von Deutschland den Japanern nie vergessen werden!

Die kleinen Kolonialkämpfe, die sich dem Ausbruch des Krieges zunächst anschlossen, können militärisches Interesse natürlich kaum erregen, wohl aber gilt dies im höchsten Maße von der hingebungsvollen Pflichterfüllung der todesmutigen Tapferkeit, mit der unser Tsingtau monatelang gegen die erdrückende japanisch-englische Übermacht verteidigt wurde, obwohl es sich auch hier keineswegs um eine erstklassige Festung handelte und obwohl über das schließliche Schicksal des Platzes von vornherein nicht der geringste Zweifel obwalten konnte. Unser Tsingtau! Wir haben es so lieb gewonnen, und der fremdklingende Namen ist uns so sehr ans Herz gewachsen, weil diese in mühseliger Arbeit geschaffene Kulturoase ein Spiegelbild deutschen Geistes war, der hier heller und reiner erstrahlte als in der ruhmreichsten Schlacht. Was hat nicht alles unverdrossene deutsche Kulturarbeit hier geschaffen! Als Admiral v. Diederichs am 14. November 1897 Kiautschou besetzte, war Tsingtau ein kleines, elendes Fischerdorf, seine in niedrigen und schmutzigen Lehmhütten zusammengepferchte Bevölkerung beständig von furchtbaren Seuchen heimgesucht, in bejammernswerter Armut verkommen. Öder, nackter Fels entragte der Erde, das ganze Gebiet glich einer von Naturgewalten verwüsteten Einöde. Aber die Marineverwaltung begann alsbald eine ebenso emsige wie umsichtige Tätigkeit. Schöner hat sich deutsche Arbeit nie bewährt als hier, erfreulichere Früchte sind selten deutscher Saat entsprungen. Nicht umsonst ist Deutschland die Wiege der Forstwirtschaft, nicht umsonst weiß man bei uns den Wert eines gutgepflegten Waldbestandes besser zu würdigen als anderswo. Aus allen Weltteilen ließ man Waldbaumsetzlinge kommen, nicht weniger als 650 verschiedene Arten wurden auf ihre Anpassungsfähigkeit und auf ihre Nutzbarkeit hin geprüft. Gehölze von Kiefern und Tannen, von Edelkastanien und Ulmen, von Erlen, Eschen und Eichen entstanden. Am besten aber bewährte sich ihres schnellen Wachstums halber

Bismarckberg



Gouvernements-Dienstgebäude — Bahnhof — (Aus: Das deutsche Kiautschougebiet, herausgegeb. vom Reichsmarineamt.)

von Tsingtau.

(eine 1902 am Iltisberg angelegte Pflanzung lieferte 1907 schon brauchbares Grubenholz) die Akazie, deren Laub auch als Viehfutter Verwendung fand und deren honigduftende Blüten von den armen Chinesen als Tee-Ersatz benutzt wurden. 150 Millionen Akazienbäumchen waren bereits auf Kiautschou angepflanzt, das deshalb von den Engländern „Akazienhalbinsel" genannt wurde. Unendlich schwer war freilich diese forstmännische Glanzleistung. Überschwemmungen, Waldbrände und Insektenplagen griffen oft genug störend ein. Die ersteren bekämpfte man durch Dämme und Schaffung einer Feuerwehr, und in den jungen Wäldern siedelten sich Singvögel an, die das Heer zerstörungslustiger Kerfe in Schach hielten. Mehr und mehr bekleideten sich die kahlen Felsen mit frischem, wohltuendem Grün, und die berühmte Gebirgskette des Lauschan wurde zu einem großen Park, der schon so vielen vom Klima der asiatischen Niederungen Erschlafften neue Lebenskräfte geschenkt hat. Dazwischen wurde das Riesenwerk der Hafenanlage geschaffen, das auch den großen Ozeandampfern ein unmittelbares Anlegen an den langen, grausandigen Kais ermöglicht. Eine Kanalisationsanlage und eine Wasserleitung wurden gebaut, die alte chinesische Seidenraupenzucht zu neuem Leben erweckt, Kohlenbergwerke in Angriff genommen, im Zusammenhange damit Eisenbahnen angelegt. Die ganze Stadt sieht blitzblank aus, ganz unasiatisch sauber, freilich auch ein wenig neu und nüchtern, denn noch sind es ja keine zwei Jahrzehnte her, seit Deutschland sich dieses Stückchen China, diesen „Platz an der Sonne" gesichert hat. Nicht nur durch seinen heutigen Waldreichtum wirkt er anheimelnd, sondern auch durch seine trauliche Bauart, die sich glücklicherweise von dem protzenhaften Kitsch und Prunk, von der mißverstandenen Renaissance und von der indianisierten Gotik so vieler Kolonialstädte ferngehalten hat. Das war unser Kiautschou, das wir nicht vergessen können noch wollen. Und das letzte Wort in dieser Angelegenheit ist ja noch nicht gesprochen.

Eine eigentliche Festung ist Tsingtau nicht, sondern eine Handelsstadt, die nur durch einen losen Verteidigungsgürtel gegen einen bewaffneten Handstreich, nicht aber gegen eine regelrechte Belagerung gerüstet ist. Und doch hat Antwerpen, das sich die Königin der neuzeitlichen Festungen nannte, dem deutschen Heere nur 12 Tage widerstanden, während das schwach befestigte Tsingtau monatelang eine Belagerung durch zehnfache Übermacht aushielt, bis der dünne Verteidigungsgürtel völlig zerrissen war. Einen Angriff zur See hat Tsingtau allerdings weniger zu fürchten, denn der Hafen liegt hinter einem die ganze Küste beherrschenden Höhenzuge, der mit gut ausgebauten und schwer bestückten Batterien gespickt ist. Ungleich gefährlicher mußte ein Angriff von der Landseite aus werden, da hier der Feind seine große Übermacht zur Geltung bringen konnte, wenn

auch die Anmarschstraßen im Feuer der auf den Bergen eingebauten Festungsgeschütze lagen. Das ganze Pachtgebiet beherbergt auf 552 Quadratkilometern 175000 Einwohner, worunter etwa 4000 Deutsche. Dem Gouverneur standen in Tsingtau zur Verfügung: das 3. Bataillon der Marineinfanterie nebst einer Feldbatterie und Pionierabteilung (36 Offiziere, 175 Unteroffiziere, 1279 Mann), eine Matrosenartillerieabteilung (15 Offiziere, 8 Deckoffiziere, 88 Unteroffiziere, 659 Mann), Minenlegepersonal (12 Offiziere, 10 Deckoffiziere, 14 Unteroffiziere) und das Militärpersonal des Kriegshafens (13 Deckoffiziere, 37 Unteroffiziere, 41 Mann). Diese kleine Besatzung erfuhr allerdings noch eine wesentliche Verstärkung dadurch, daß auf die Nachricht vom Kriegsausbruch hin die Deutschen aus den entferntesten Winkeln Ostasiens nach Tsingtau zusammenströmten, um hier dem bedrohten Vaterlande zu dienen, denn Tsingtau war ja der einzige Platz, der ihnen unter asiatischer Sonne eigen war. Die meisten dieser Männer waren alt genug und hatten hinreichend Erfahrung, um zu wissen, was kommen mußte. Tsingtau war kein Port Arthur. Und doch wehte noch mehr als zwei Monate lang die deutsche Flagge auf seinen Wällen. Es ist schwer, den sittlichen Wert dieser heldenmütigen Verteidigung richtig einzuschätzen, denn sie ist ein Spiegel des Geistes und der Überzeugungstreue eines großen Volkes. Die Männer, die frohgemut ihr Leben an eine hoffnungslose Sache setzten, eine Sache, die sogar vom militärischen Standpunkt aus als nutzlos erkannt war, gaben der Welt ein Bild von dem Geist, der bei diesem schweren Ringen das gesamte deutsche Volk beseelt, ohne den es nicht mit so eiserner Gelassenheit in die Zukunft blicken könnte. Es ist derselbe Geist, der die Deutschen belebte, als sie die Schlacht bei Sedan schlugen, als sie nach dem Kanonendonner von Waterloo marschierten. Gouverneur des Pachtgebietes war der Kapitän zur See Alfred Wilhelm Meyer-Waldeck, ein in Petersburg geborener Sohn des bekannten Heidelberger Universitätsprofessors und Germanisten Meyer. Dieser stammte aus Waldeck und hatte früher lange Jahre als Schriftleiter der deutschen „St. Petersburger Zeitung" am Newastrande gelebt, wo er von Kaiser Alexander II., der deutsches Wesen und deutsche Kultur anders einzuschätzen wußte als sein Sohn und sein Enkel, den Staatsratstitel und den Adel erhalten hatte. Der Verteidiger Tsingtaus hat aber von diesem russischen Adel niemals Gebrauch gemacht und das „Waldeck" seinem Familiennamen nur zum Unterschiede von seinen nicht gerade spärlich gesäten Namensvettern angehängt. Kapitän Meyer-Waldeck ist ein breitschultriger Recke mit wetterfesten Seemannszügen und hellen Augen, in deren Hintergrund stets der loseste Schalk lauert. Er war der rechte Mann, mit seinem todesmutigen Häuflein, durch die halbe Erde vom Vaterlande getrennt, treue Wacht bei der schwarz-weiß-roten Flagge gegen den weiß-gelben Bund zu halten. „Pflichterfüllung bis zum Äußersten", sagte er seinem obersten Kriegsherrn zu, d. h. also Verteidigung, solange noch eine Verteidigung möglich ist. Das im Hafen von Tsingtau liegende ostasiatische Kreuzergeschwader unter Vizeadmiral Graf Spee lief gleich nach Kriegsausbruch aus, weil es anderswo dem Feinde besser Abbruch tun konnte und nicht mit in den unvermeidlichen Fall des Platzes verwickelt werden wollte. Zurück blieben nur einige für die Kriegführung auf hoher See nicht geeignete Torpedo- und Kanonenboote, von denen aber nur „Jaguar" und „Iltis" noch einigen Gefechtswert besaßen. Bei ihnen hielt in treuer Waffengenossenschaft noch der kleine österreichische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" aus.

Die Japaner gingen bei der Belagerung von Tsingtau ganz mit der methodischen Langsamkeit und schülerhaften Bedenklichkeit vor, die sie schon beim Feldzuge in der Mandschurei gezeigt hatten, und die ihnen einem unternehmenderen Gegner als dem ewig um seinen Rückzug besorgten Kuropatkin gegenüber wahrscheinlich übel bekommen wäre. Zeit hatten sie vor Tsingtau freilich, Störungen brauchten sie nicht zu befürchten, und offenbar war es ihr Bestreben, das ersehnte Ziel unter möglichst geringen Blutverlusten zu erreichen. Den gefürchteten deutschen Truppen gegenüber legten sie eine fast übergroße Vorsicht an den Tag, und die Stellungen der zurückgetriebenen deutschen Kämpfer besetzten sie immer erst, nachdem sie sie vorher mit ihrer schweren Artillerie kurz und klein geschossen hatten. Am 27. August zeigten sich die ersten japanischen Schiffe am Horizont, begnügten sich aber damit, den 20 km weit in See liegenden sog. „Heuhausen" zu beschießen, eine unbewohnte Felseninsel mit jetzt verlassenem Leuchtturm. Sie gaben sich große Mühe, die hier vermuteten Befestigungen zu treffen; als gar keine Antwort erfolgte, wagten sie schließlich gegen Abend eine Landung und mußten sich zu ihrer Enttäuschung davon überzeugen, daß sie ihre teuren Gra-

naten gegen ödes Felsgestein verschwendet hatten. Am nächsten Tage sagte der Chef des japanischen Geschwaders drahtlos die Blockade Tsingtaus an. Doch kreuzten die Schiffe vorläufig immer in sehr achtungsvoller Entfernung von der Küste und zogen sich schleunigst zurück, wenn sie doch einmal in das Feuer der Strandbatterien gerieten. Es war das 2. japanische Schlachtgeschwader, während das 1. die Truppentransporte zu decken und durch Absperrung der Straße von Tschili gegen unliebsame Überraschungen durch das entronnene Kreuzergeschwader des Grafen Spee zu sichern hatte. Der Hauptangriff sollte ja auf der nur wenig befestigten Landseite erfolgen. Als Ausschiffungspunkt benutzten die Japaner den an der Bucht von Laitschou gelegenen Vertragshafen Lungkow. Natürlich konnte dies nur unter offener Verletzung der chinesischen Neutralität geschehen, indessen begnügte sich das Reich der Mitte mit einem lendenlahmen Papierprotest. Die Wahl Lungkows muß eine sehr geschickte genannt werden, denn es liegt Port Arthur schräg gegenüber, so daß die Truppentransporte keinen großen Weg zurückzulegen brauchten, und wird nach der Seeseite hin auch noch durch die englische Festung Weiheiwei gedeckt. Ferner war es hier nicht weit zur Schantungbahn, nach der es die Japaner so sehr gelüstete, und die zugleich die beste Anmarschstraße gegen das deutsche Schutzgebiet bot. Die Japaner verknüpften denn auch gleich Lungkow mit der Schantungbahn durch eine rasch erbaute Feldbahn und schufen sich so eine gute und gesicherte Etappenstraße. Ihr Vormarsch wurde durch heftige Regengüsse, bei denen sich die chinesischen Wege in zähe Moräste zu verwandeln pflegen, verzögert und erschwert. Noch ehe sie die deutschen Werke zu Gesicht bekamen, erschien bereits der einzige Flieger Tsingtaus, Oberleutnant z. S. Plüschow, über ihnen und warf Bomben in eine Marschkolonne, wodurch 30 Mann getötet wurden. Dieser Flieger entfaltete überhaupt während der ganzen Belagerung eine unermüdliche Tätigkeit, brachte viele wertvolle Meldungen und belegte namentlich das durch seine weißen Zelte kenntliche Lager der in Tsingtau bestgehaßten Engländer fleißig mit Bomben. Als dann der unvermeidliche Fall Tsingtaus bevorstand, verbrannte Oberleutnant Plüschow seinen Schuppen und rettete sich auf seinem Apparat durch das wütende Feuer der Japaner hindurch auf chinesisches Gebiet. Im ganzen haben die Japaner drei Divisionen gelandet, sind also unter Hinzurechnung der technischen Hilfstruppen nicht viel weniger als 60000 Mann stark gewesen. Dazu kamen noch einige anglo-indische Regimenter, während Franzosen und Belgier nur durch abgeordnete Offiziere vertreten waren. Die insgesamt auf gegen 4500 Mann zu veranschlagende Besatzung Tsingtaus hatte es also mit etwa 15facher Übermacht zu tun. Kapitän Meyer-Waldeck hatte sehr richtig erkannt, daß es vor allem darauf ankam, den Feind möglichst lange im Vorgelände aufzuhalten und zu beschäftigen, um so den Beginn der wirksamen Beschießung recht weit hinauszuschieben. Er wartete deshalb die Japaner nicht hinter den Wällen ab, sondern schob 1000 Mann ins Vorgelände vor, wo sie eine Front von 10 km zu verteidigen hatten, eine Aufgabe, zu deren Lösung ein volles Armeekorps nötig gewesen wäre, die aber trotzdem von dem kleinen Häuflein wacker erfüllt wurde. In zähem Kleinkrieg machten sie dem Gegner jeden Fußbreit Bodens streitig, oft mit Patrouillen gegen Bataillone kämpfend, und nur Schritt für Schritt wichen sie der Übermacht. Als natürliches Bollwerk legt sich mit einem Radius von 25 km das steile Felsengebirge Laoshan im Norden und Osten um die Halbinsel herum und wird an seinem Nordhange von dem Flüßchen Paisha bespült, während in dem Südtale das Dorf Litzun liegt. Hier befand sich die Hauptstellung der deutschen Vortruppen. Die schwer zugänglichen Pässe des Gebirgszuges boten die Möglichkeit, den Anmarsch des Feindes so lange aufzuhalten, als es eben die geringe Stärke der Besatzung und die große Ausdehnung der Verteidigungslinie gestatteten. Seit Anfang September fanden hier täglich Scharmützel statt, aber erst am 27. waren die Japaner so weit, einen größeren Ansturm zu unternehmen, vor dem die schwachen deutschen Vortruppen hinter die inzwischen vor der Stadt errichteten Schanzen zurückgenommen werden mußten. Ein Trupp von 60 Freiwilligen, der seit acht Tagen den 400 m hohen und schwer zu ersteigenden Gipfel des Prinz-Heinrich-Berges hielt, wurde dabei abgeschnitten und mußte sich nach tapferer Gegenwehr ergeben. Der zu hitzig nachdrängende rechte Flügel der Japaner geriet jedoch in das wirksame Feuer der in der inneren Bucht liegenden deutschen Kanonenboote, die ihrerseits wieder von japanischen Fliegern mit Bomben beworfen wurden. Die Japaner hatten an diesem Tage 150 Tote. Und nun stießen sie erst auf die inzwischen 4 km vor der Stadt errichtete Schanzlinie, die sich in

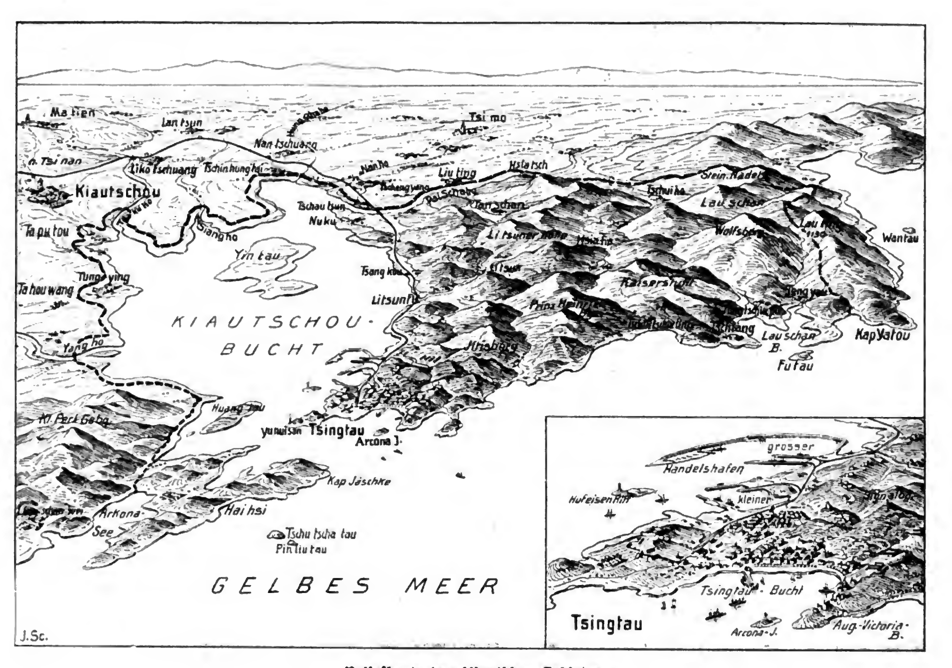
Gestalt von fünf betonierten sog. Infanteriewerken quer über die Halbinsel zog, Werk I rechts am Meere, Werk V links an der Kiautschoubucht. Mit Forts waren sie natürlich nicht zu vergleichen, aber sie waren doch derartig verstärkt worden, daß die Japaner volle sechs Wochen davor liegen und eine Masse Munition gegen sie verknallen mußten. Jedes Werk war von Drahthindernissen umgeben, und vor der ganzen Front zog sich in einem Abstande von 200 m ein Haupthindernis hin. Die Artillerie war mit Ausnahme der fahrenden Batterie rückwärts in den Bergen aufgebaut und bestrich anfangs die Hügel vor den Infanteriewerken



Abb. 2. Kapitän z. See Meyer-Waldeck, Gouverneur von Kiautschou.

so wirksam, daß die Japaner lange Zeit hindurch ihre schweren Geschütze nicht recht in Stellung bringen konnten. Alles, was in Tsingtau nur einen Arm rühren konnte, hatte nach Kräften mitgeschanzt, so sauer es manchem auch ankam. Aber die Begeisterung dieser Leute, von denen viele elftägige Ritte, 23tägige Fußwanderungen oder mehrwöchige Bootfahrten nicht gescheut hatten, um zur Fahne zu gelangen, hielt auch der harten Schanzarbeit gegenüber stand. Inzwischen hatte auch die japanische Flotte schon Verluste gehabt. Am 31. August hatte sie nach heißem Bemühen eine auf einer Insel aus alten Ofenröhren aufgebaute Scheinbatterie zerstört; aber dabei waren zwei Torpedojäger in den Bereich der deutschen Strandbatterien geraten und mehrfach getroffen worden. In der Nacht des Sedantages fuhr ein japanisches Torpedoboot auf einen Felsen auf und wurde dann am Morgen von einer deutschen Batterie und dem Kanonenboot „Jaguar" so gründlich mit Granaten zugedeckt, daß es völlig in Trümmer ging. Zwei japanische Minensucher gerieten bei ihrer gefährlichen Arbeit auf Minen und sanken.

Mit dem 27. September wurde es nun aber bitterer Ernst für das jetzt von allen Seiten eingeschlossene und zu Wasser und zu Lande immer härter bedrängte Tsingtau. Gleich am nächsten Tage setzte eine scharfe Beschießung durch die feindliche Flotte ein, die sich dabei aber immer vorsichtig in der weiten Entfernung von 14½ km hielt. Das Flaggschiff „Suwo" und sein Schwesterschiff „Tango" schleuderten ihre 1½ m langen 30,5 cm-Granaten gegen Stadt und Festung, das englische Linienschiff „Triumph" feuerte mit 24,5 cm-Granaten. Leider wurde das Wasserwerk durch dieses Feuer zerstört, und Baden und Waschen wurden seitdem in Tsingtau zum Luxus. Auch die Lebensmittel fingen schon an, knapp zu werden, da die Chinesen nach allen Richtungen hin entflohen waren. Mehrere Flieger erschienen fast täglich über der Stadt und ließen Bomben fallen, ohne jedoch dadurch sonderlichen Schaden anzurichten. Der deutsche Fesselballon wurde am 5. Oktober von Schrapnells getroffen und sank zu Boden. Fast täglich wiederholten nun die Schiffe die Beschießung. Besonders heftig war sie am 14. Oktober, wo sie sich gegen das Iltisfort und gegen das Seewerk Hulchin-Huk richtete. Dieses erhielt allein 51 30,5 cm-Granaten, wehrte sich aber trotzdem tapfer, und ein glücklicher Schuß aus einem 24 cm-Geschütz erzielte einen Volltreffer auf dem Deck des „Triumph", der daraufhin unter dem Jubel der Deutschen sofort beidrehte und für acht Tage verschwand. Allein am 29. Oktober fielen von der Seeseite her 213 30,5 cm-Granaten auf Tsingtau, am 30. sogar 239. Das Krachen war furchtbar, und fast alle Häuser wurden mehr oder minder beschädigt, mehrere ganz zerstört; dagegen war der Menschenverlust verschwindend gering, da sich überhaupt nur noch 200 Frauen und Kinder in der Stadt befanden und in den Kellern Zuflucht suchten, während alle waffenfähigen Männer in den bombensicheren Werken weilten. Die Funkspruchstation, die lange eine gewisse Verbindung mit der Außenwelt ermöglicht hatte, wurde nun auch getroffen, im Ha-



Reliefkarte des Kiautschou-Gebietes

(Maßstab ungefähr 1:250000.)

fen der „Jaguar" beschädigt und ein altes Torpedoboot zum Sinken gebracht. Der Befehlshaber des anderen, Kapitänleutnant Brunner, mochte es darauf nicht ankommen lassen und faßte den kühnen Entschluß, die Blockade zu durchbrechen. An dem Verluste von „S 90", eines unserer ältesten und kleinsten Torpedoboote, mit nur 49 Mann Besatzung, konnte ja nicht viel gelegen sein; vorher sollte es aber den Gelben noch nach Möglichkeit Schaden zufügen. Am Abend des 13. Oktober ging „S 90" in See und schlich sich bei der rasch hereinbrechenden Dunkelheit glücklich durch die den Gelben Meere gegen China kämpfte, ließ sich wieder eine Goldweihe auf der Mastspitze nieder, was als glückbringendes Vorzeichen angesehen wurde und ungeheure Begeisterung hervorrief. Deshalb galt die „Takachio" auch im Kriege gegen Rußland gewissermaßen als heiliges Schiff, auf dem dienen zu dürfen eine hohe Auszeichnung war. Auf dieses Glücksschiff fuhr also „S 90" mit größtmöglichster Geschwindigkeit in spitzem Winkel los, was die alten Maschinen nur hergeben wollten. Da die Heizer für fast rauchloses Kesselfeuer sorgten, gelang es, unbemerkt bis auf 500 m an den



R. Oeffinger gez.

Abb. 3. Die Signalstation in Tsingtau nach ihrer von den Deutschen erfolgten Zerstörung.

Eingang der Bucht bewachenden feindlichen Zerstörer. Die ganze Nacht über wurde gekreuzt, und um ½2 Uhr morgens bemerkte man endlich die dunklen Umrisse eines Kriegsschiffes, an das man sich vorsichtig heranpürschte. Es war der kleine Kreuzer „Takachio", das Glücksschiff der japanischen Marine. Benannt ist dieses volkstümlichste Kriegsschiff Japans nämlich nach dem Orte, von dem der erste japanische Kaiser einen überseeischen Eroberungszug unternahm, wobei sich eine Goldweihe auf dem Maste des Admiralschiffes niederließ, ein willkommenes Himmelszeichen sicheren Sieges. Und als dann 1894 die jetzige „Takachio" (1900 wurde sie gründlich umgebaut) unter Führung des auf der Kieler Marineakademie ausgebildeten kaiserlichen Prinzen Fushini siegreich im Feind heranzukommen. Nun drehte das Torpedoboot bei, die Offiziere unterstützten mit ihren vorzüglichen Nachtgläsern die Rohrmeister, und in kurzer Aufeinanderfolge fielen drei Torpedoschüsse, der letzte nur auf 300 m Entfernung. Durch das mehrfache Aufblitzen aufmerksam gemacht, schlugen die Japaner Alarm, aber es war bereits zu spät. Schon erfolgten die Explosionen, und namentlich die dritte, die auch „S 90" in allen Fugen erzittern ließ, war von geradezu fürchterlicher Wirkung. Man sah, wie das ganze Schiff buchstäblich aus dem Wasser emporflog. Schornstein, Masten, Geschütze, Kessel wirbelten in der Luft herum, und eine etwa 100 m hohe Feuergarbe schoß empor. Ein Hagel von Sprengstücken und Eisenklumpen prasselte auf das kleine Torpedoboot nieder,

und es war ein wahres Wunder, daß niemand verletzt wurde. 185 Japaner fanden hier den Seemannstod, 165 konnten durch rasch herbeieilende Schiffe gerettet werden. In der Dunkelheit und Verwirrung entkam „S 90" seinen Verfolgern. Aber an eine Rückkehr nach Tsingtau war nicht zu denken. So entschloß sich Kapitänleutnant Brunner, sein Schifflein auf den Strand laufen zu lassen. Hier wurde das alte Boot mit dem verbliebenen Reservetorpedo beim Morgengrauen gesprengt, nachdem vorher Flagge und Wimpel feierlich niedergeholt und drei Hurras auf den Kaiser ausgebracht worden waren. Auch die noch im Hafen liegenden Kanonenboote mußten gesprengt werden, als es mit Tsingtau zu Ende ging, um sie nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen, und zugleich ihre Wracks zur Verrammlung der Einfahrt zu benutzen. Dasselbe Schicksal widerfuhr dem österreichischen Kreuzer „Kaiserin Elisabeth", dessen Mannschaften eines der Infanteriewerke besetzten und sich hier mit der größten Unerschrockenheit schlugen. Inzwischen hatten die Japaner auch zu Lande langsame, aber unaufhaltsame Fortschritte gemacht. Wie Maulwürfe gruben sie sich immer näher an die deutschen Stellungen heran, in denen die Munition immer knapper zu werden begann, so daß die nicht schon zerschossenen Geschütze nur noch spärlich und in immer größeren Pausen zu feuern vermochten. Der Feind benutzte dies, um nun schwere Belagerungsartillerie in Stellung zu bringen. Um Luft zu schaffen, machte die 3. Marinekompagnie am Abend des 2. Oktober einen Ausfall, verdrängte die Japaner von den vor unseren Werken liegenden Höhen, mußte aber am nächsten Morgen wegen der stündlich wachsenden Übermacht wieder hinter das Haupthindernis zurückgenommen werden. Ein neuer Nachtangriff am 5. mußte zwar mit empfindlichen Blutverlusten bezahlt werden, brachte aber die Gewißheit, daß die Japaner für den nächsten Tag zu einem Generalsturm rüsteten. So konnte ihnen ein würdiger Empfang bereitet werden, wobei auch die Kanonenboote wieder wacker mithalfen. Mit einem Verluste von nicht weniger als 2500 Mann wurden die Gelben abgeschlagen, wobei allerdings manche deutsche Batterien ihre letzte Munition verschossen. Die Japaner mußten hier erkennen, daß sie in den Deutschen anders geartete Gegner vor sich hatten, als seinerzeit in der Mandschurei an den Russen, und daß sie ohne gründliche artilleristische Vorbereitung und Einsetzung weit überlegener Kräfte nicht zum Ziel gelangen würden. Zieht man die geringe Zahl der Verteidiger in Betracht, so erscheint der feindliche Verlust ganz gewaltig und beweist neben dem Mut der deutschen Kämpfer auch ihre vorzügliche Leitung. Ein Jubelsturm durchbrauste bei der Kunde von dieser glänzenden Waffentat ganz Deutschland, aber der Einsichtige mußte sich doch sagen, daß sie nur den Anfang des Todeskampfes der schönsten deutschen Kolonie bedeute. Nicht weniger als 142 japanische Geschütze spien schließlich auch auf der Landseite fast ununterbrochen ihren Eisenhagel gegen die bedrängte Feste, darunter Haubitzen von 15, 21 und 28 cm. Besonders heftig war die Beschießung am 31. Oktober, dem Geburtstage des Mikado, wo die Japaner zwar mancherlei Erfolge erzielten, aber doch noch nicht in die Infanteriewerke einzudringen vermochten, obwohl sie nach Beseitigung des Haupthindernisses ihre Maschinengewehre nur 50 m davon aufbauten und Stinkbomben in die Postenstände warfen. In den ersten Novembertagen folgten sich die Ereignisse mit dramatischer Schnelligkeit. Ein Geschoß des japanischen Flaggschiffs „Suwo" vernichtete in Huitschienhuk ein 24 cm-Geschütz und tötete acht Mann. Auch auf den Forts Iltis und Bismarck, sowie auf Tschouuwan wurden verschiedene große Geschütze durch Volltreffer zerschmettert. Die Flaggenstange auf dem Signalhügel wurde durchschossen, aber immer wieder hißten die wackeren Mannschaften auf ihr die deutschen Farben, während ringsum die Granaten niedersausten. Eine zerplatzte im Deutschen Klub, als gerade Offiziere dort bei Tische saßen. Kaltblütig hob einer von ihnen sein Glas und stimmte ein vaterländisches Lied an, in das alle begeistert einfielen. Dann aber wurde die Tafel schleunigst aufgehoben. Eine in der Nähe von Fort Iltis ziemlich frei aufgestellte Batterie von Schiffsgeschützen lenkte in besonderem Maße das Feuer des Feindes auf sich. Der sie befehligende Leutnant Trendel ließ deshalb Holzkanonen anfertigen, 200 m entfernt aufstellen und öfters Pulver neben ihnen anzünden. Durch diese List rettete er seine Geschütze und Leute bis zuletzt. Die Ölbehälter gerieten in Brand, und die über sie hinsausenden Geschosse rissen gewaltige Fetzen schwarzen Dampfes weit landeinwärts mit sich, während ganze Scharen chinesischer Kulis voller Entsetzen vor dem sich nach außen ergießenden brennenden Öl davonliefen. Eines der Werke nach dem andern hatte sich verschossen und mußte sein immer spärlicher gewordenes Feuer

einstellen. Wo dies geschah, wurden die noch vorhandenen Geschütze sofort mit Dynamit gesprengt. Nur Fort Bismarck feuerte bis zuletzt. So war Tsingtau der fürchterlichen Beschießung endlich fast wehrlos preisgegeben. Deren Wirkung wurde von Tag zu Tag verheerender und unwiderstehlicher, der Aufenthalt in den Werken zur Hölle. Eigentlich verdienten die Befestigungen diesen Namen kaum mehr, denn es waren nur noch wüste, von ständigem Artilleriefeuer buchstäblich zugedeckte Trümmerhaufen, aus deren Schutt-, Stein- und Erdmassen der letzten Kräfte blutig abgeschlagen werden. Die Heftigkeit der Beschießung wurde daraufhin noch gesteigert, und den ganzen 6. November über tobte sie mit unerhörter Wucht. Brustwehren und Drahthindernisse der Infanteriewerke gingen dabei vollends in Trümmer. Auch von einer geregelten Verpflegung war schon seit mehreren Tagen keine Rede mehr, da die Japaner jeden einzelnen Mann, der sich auf den Zugangswegen zeigte, sofort aufs Korn nahmen, so daß kaum noch irgendwelcher Verkehr möglich war. Die Kronen der Forts waren



Phot. Ulrich & Co.

Abb. 4. Japanische Infanterie, Schützengräben aushebend.

sich unsere braven blauen Jungen förmlich erst herausschaufeln mußten, wenn sie zu ihren Geschützen eilen wollten. Aber die bombensicheren Unterkunftsräume bewährten sich bestens, so daß der Menschenverlust auffallend gering war. Ganze Bergkuppen wurden von den japanischen Zuckerhüten abgetragen, Löcher von 10 m Durchmesser und 5 m Breite ausgestampft. Nach dem mißglückten Sturm vom 31. Oktober griffen die Japaner wieder zur Sappe und arbeiteten sich bis auf 50 m an unsere Drahthindernisse heran, aber noch am Abend des 5. November konnte ein erneuter Sturmangriff mit Aufgebot beständig in Wolken von Rauch und Staub gehüllt, während die Geschosse donnernd gegen die Hänge der Felsenhügel prallten. Das Fauchen der herabsausenden Haubitzenbomben, das Zischen der Flachbahngeschosse, das Aufschlagen und Krachen der Sprenggranaten, das Dröhnen der Schiffsgeschütze, das Bellen der zerplatzenden Schrapnells mischte sich zu wahrhaft höllischer Musik mit dem wahnsinnigen Prasseln des Maschinengewehrfeuers längs der Infanterielinie. Bis auf einige Meter an die deutschen Werke hatten während dieses Tages die Japaner ihre Laufgräben vorgeschoben, und

nun war für sie die Zeit zur Führung des letzten Streiches gekommen. Er fiel in den ersten Stunden des 7. Novembers.

Nicht weniger als 15000 Mann unter General Joshima-Yamada, denen weitere 8000 als Rückhalt folgten, wurden zum Sturm angesetzt gegen die wirren Trümmerhaufen, die den Verteidigern nicht den geringsten Schutz mehr boten, und zwischen denen klaffende Breschen ein bequemes Durchmarschieren gestatteten. Um Mitternacht begann der erbitterte letzte Nahkampf, ein Würgen im Finstern, wobei Handgranaten eine große Rolle spielten. Der erste Angriff wurde noch mühsam abgeschlagen, aber beim zweiten überrannten die Japaner unsere dünnen Linien, und das war ein Glück, weil dadurch viel unnützes Blutvergießen erspart wurde. Als erstes fiel um 2 Uhr morgens das in der Mitte der deutschen Landbefestigungen gelegene Infanteriewerk III, und nun konnten die Japaner unter wilden Bansai-Rufen in hellen Haufen in die Stadt stürmen und zugleich unsere anderen Werke in der Kehle packen. Deren Besatzungen wollten sich erst durchschlagen, fanden aber jeden Ausweg schon durch Maschinengewehre versperrt, und so blieb nur die Einstellung des harten und ehrenvollen Kampfes übrig. Kurz vor 7 Uhr morgens kapitulierten Werk II und IV. Die Batterien waren schon vorher genommen worden; sie hatten ja kaum einen Schuß mehr, und so mußten die Verteidiger sich damit begnügen, selbst ihre Kanonen zu sprengen. Die beiden in Werk I und V befindlichen Marinekompagnien hielten sich trotz des furchtbaren feindlichen Feuers hinter Sandsäcken bis 10 Uhr und streckten erst auf Befehl die Waffen. Hier gab es die wenigsten Verluste. Dagegen war die Pionier- und Maschinengewehrkompagnie, die eine Stellung zwischen Werk III und IV innehatte, fast aufgerieben, und die am gleichen Platze befindlichen Österreicher hatten von ihren 200 Mann 140 verloren. Im allgemeinen waren aber die Blutverluste merkwürdig gering; es ging eben alles zu schnell. Schweren Herzens hatte der tapfere Kommandant, selbst leicht verwundet, um 1/2 7 Uhr die Forts sprengen lassen. Jede Verteidigungsmöglichkeit hat eben ihre natürliche Grenze, und jetzt erwuchs die heilige Pflicht, weitere zwecklose Menschenschlächtereien zu vermeiden und die Überlebenden durch kluges Nachgeben zu retten, das in solchen Fällen mutiger Tat gleichkommt. Wie Katzen kletterten die flinken, kleinen Japse, deren Hauptkolonne über den Iltisberg zur Bismarckkaserne vorgedrungen war, über die Hänge und hißten überall ihre Sonnenfähnlein, beständig in jubelnde Bansai-Rufe ausbrechend. Plünderungen kamen in der ersten Verwirrung vor, wurden aber sofort durch standrechtliches Erschießen der Missetäter geahndet, und dann strenge Manneszucht gehalten. Hinter den Japanern zogen die Engländer ein, stolzen Blicks, als hätten sie allein Tsingtau erobert. Sie sahen aus wie aus dem Ei geschält, ganz im Gegensatz zu den Japanern in ihren lehmüberkrusteten, zerrissenen Uniformen, die alle Spuren harter Belagerungsarbeit an sich trugen. Die edlen Briten und ihre Sikhs scheinen überhaupt vor Tsingtau eine etwas merkwürdige Rolle gespielt zu haben. Sie hielten sich gesondert und hatten ihre eigenen Schützengräben, kamen aber wenig ins Gefecht. An den Sturmangriffen nahmen sie nicht teil, und die meisten Verluste erlitten sie durch das deutsche Artilleriefeuer, wenn sie für die Japaner Holz und Wasser herbeischafften, also sich zu Kulidiensten für die Gelben erniedrigten. Von den Japanern wurden sie mit unverhohlener Verachtung behandelt, von den überwältigten Deutschen mit Rufen der Entrüstung und Erbitterung empfangen. Sie rächten sich dadurch, daß sie in den zerschossenen Häusern nach den übereinstimmenden Berichten von Augenzeugen „stahlen wie die Raben". Die Japaner waren höchst verwundert, daß sich kaum 3500 Deutsche zum Abtransport meldeten, und suchten immer nach mehr, weil sie sich angesichts der hartnäckigen Verteidigung gar nicht denken konnten, daß nicht mindestens 10000 Mann in der Festung seien. Der deutsche Verlust belief sich auch nur auf etwa 180 Tote und 400 Verwundete, während der der Sieger auf 8—12000 Mann angegeben wird, was wohl sicher übertrieben ist. Jedenfalls ist aber Tsingtau den Japanern nicht billig zu stehen gekommen. Große Beute haben die Japse in Tsingtau auch nicht gemacht, denn alle Befestigungen, Hafenanlagen und Geschütze waren gesprengt, alle Schiffe versenkt, die Munition gänzlich verschossen, die Gewehre verbrannt, die blanken Waffen zerbrochen, und in der Gouvernementskasse sollen ganze 67 Cents vorgefunden worden sein, da man sämtliche Banknoten verbrannt und das Gold- und Silbergeld schon früher fortgeschafft hatte. Zum Gouverneur der Stadt wurde General Kamio ernannt, Tsingtau selbst in Fujishima umgetauft. Der Jubel in Japan über die endlich geglückte Eroberung war groß, aber eine stolze Waffentat war diese Bezwingung eines schwach

befestigten Platzes mit 15facher Übermacht nach sechswöchigem Ringen wahrlich nicht. Gerechterweise soll zugegeben werden, daß der ungleiche Kampf von den Japanern in durchaus ritterlicher und einwandfreier Weise geführt worden ist. Ebenso haben sie ihre deutschen Gefangenen sehr gut behandelt, ungleich besser als die alten Kulturvölker Englands und Frankreichs die ihrigen. Ob dem wirklich vornehme Gesinnung und Anerkennung feindlicher Tapferkeit zugrunde lag, ob nicht vielleicht schlaue Berechnung oder der bloße Kitzel, sich angesichts der europäischen Greuel als gesittetes Kulturvolk aufzuspielen, läßt sich heute noch nicht entscheiden.

Das Heldenlied von Tsingtau ist mit dem 7. November 1914 verklungen, der Kampf einer Garnison gegen eine Nation beendigt, Tsingtau ist nur noch ein Name, dem der Inhalt fehlt, aber der deutsche Gedanke in Ostasien ist hier nicht getötet, sondern durch heldenhaft vergossenes Blut unendlich gestärkt worden. Heller als der Ruhm der Eroberer strahlt der Stern der todesmutig Unterlegenen. Ihnen bleibt die Ehre, während die Einnahme Tsingtaus weder für die Geschichte Englands noch für die Japans ein Ruhmesblatt bedeutet. Von uns kann der erzwungene Verlust Tsingtaus unmöglich ruhig hingenommen werden, und hier ergibt sich für die künftigen Friedensverhandlungen ein Problem, dessen Lösung nicht leicht sein wird. Von den Japanern wissen wir heute schon, daß für sie der Angriff auf Tsingtau nur eine nebensächliche Etappe bedeutete, daß ihre eigentlichen Ziele unendlich weiter gesteckt sind, daß ihr unersättlicher Landhunger jetzt China und den weiten Besitzungen gilt, die sich in den Händen ihrer seitherigen Verbündeten befinden. Der europäische Krieg hat Japan zum Herrn Ostasiens gemacht, aus dem Europa mehr und mehr ausgeschaltet wird. Es wäre daher kurzsichtige und kleinliche Torheit, wenn man ob der Überlistung des Dreiverbands durch den knirpsigen Dieb vom deutschen Standpunkte aus Schadenfreude empfinden würde. Riesengroß reckt plötzlich die „gelbe Gefahr" ihr dräuendes Gorgonenhaupt auf der Weltbühne empor, und derweil haben in Amerika kleinhirnige Menschen nur Sinn für augenblicklichen Geldgewinn, derweil zerfleischen sich die verblendeten Völker Europas.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Großadmiral Alfred v. Tirpitz.

Mit Abbildung.

Es war von vornherein klar, daß bei einem Kriege mit den großen Westmächten unserer jungen Flotte eine besonders schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe zufallen mußte. Daß sie heute die Mittel und die Fähigkeit besitzt, diese zu lösen, daß das stolze England nicht mehr Alleingebieter der Meere ist, daß wir uns der größten und berühmtesten Flotte der Welt gegenüber an Güte des Materials, Unternehmungsgeist der Führer und Ausbildung der Mannschaft mehr als ebenbürtig, ja in mancher Spezialwaffe sogar als zweifellos überlegen erwiesen haben, das ist zum großen Teile das unschätzbare Verdienst des Großadmirals Alfred v. Tirpitz. Er hat sich freilich stets mit Entschiedenheit dagegen verwahrt, ein besonderer Feind Englands zu sein, aber mit dem ihm eigenen Scharfblick hat er dessen Staatsmänner durchschaut und die Unvermeidlichkeit des bewaffneten Zusammenstoßes vorausgesehen, und er hat es als seine Lebensaufgabe betrachtet, Deutschlands Flotte stark zu machen für diesen großen Augenblick. Seine klare und sachliche, leidenschaftslose, aber überzeugende Darstellungsweise hat dem widerstrebenden Reichstage unsere schimmernde Rüstung zur See Stück für Stück abgerungen, und wenn er das Wort zur Begründung einer neuen Flottenvorlage ergriff, dann war das für den Reichstag jedesmal ein großer Tag, eine bedeutungsvolle politische Kundgebung, der die ganze Welt voll Spannung lauschte. Alfred Tirpitz (in den erblichen Adelsstand erhoben wurde er 1900) ist als Sohn eines Justizrates († 1905) am 19. März 1849 in Küstrin geboren; auch seine Mutter Malwine geb. Hartmann († 1880) entstammte gutbürgerlichen Kreisen. Er selbst hat sich 1884 mit Marie geb. Lipke verheiratet, die ihm zwei Söhne und zwei

Töchter schenkte. Als Sechzehnjähriger trat Alfred Tirpitz in die preußische Marine ein, wurde 1869 Unterleutnant zur See und brachte es 1875 zum Kapitänleutnant. Während dieser ersten 10 Jahre seiner seemännischen Laufbahn hat er eine tüchtige Schule durchgemacht und auf den verschiedensten Kriegsschiffen die Meere durchfurcht, dabei namentlich auch Südamerika und Westindien näher kennen gelernt. Als Korvettenkapitän befehligte er den „Zieten", später den „Blücher", und 1884 wurde er zum Chef der Torpedobootsflottille ernannt, ein Posten, zu dem er sich besonders gut eignete, zumal er auch schon von 1877 bis 79 der Torpedo-Versuchs- und Prüfungskommission angehörte. 1889 führte Tirpitz dann die „Preußen", 1890 die „Württemberg", und dann war er als Chef des Stabes der Ostseestation tätig. Von 1892 bis 95 treffen wir ihn als Stabschef des Marine-Oberkommandos, und 1896 wurde der inzwischen zum Kontreadmiral Aufgerückte Befehlshaber der ostasiatischen Kreuzerdivision. Lange blieb er aber nicht in dieser Stellung, denn als 1897 Admiral Hollmann seine Stellung als Staatssekretär des Reichsmarineamtes niederlegen mußte, weil es ihm nicht gelingen wollte, vom Reichstag die Mittel zu neuen Kreuzerbauten zu erlangen, fiel die Wahl des Kaisers auf Tirpitz, und wir wissen heute alle, wie glücklich diese Wahl war, was auch schon rein äußerlich daraus hervorgeht, daß Tirpitz nunmehr fast 18 Jahre lang ununterbrochen auf diesem wichtigen Posten steht, in dessen spröde und mannigfache Aufgaben er sich alsbald mit erstaunlicher Leichtigkeit eingearbeitet hatte. Erst hier kamen seine umfassenden Kenntnisse und seine unbezähmbare Arbeitskraft recht zur Geltung. Seiner Tatkraft und Zähigkeit haben wir das zu verdanken, was unsere Flotte während dieser Zeit geworden ist, denn die Geschichte ihrer Entwicklung ist unauslöschlich mit dem Namen Tirpitz verknüpft. 1897 schuf er die großzügige Grundvorlage für den planmäßigen Ausbau der deutschen Flotte und wirkte ihr beim Reichstag Gesetzeskraft aus. Fast jede Reichstagsperiode brachte in Ergänzung dazu weitere Flottenvorlagen, von denen namentlich die des Jahres 1900 wichtig war, weil sie ein bestimmtes Bauprogramm bis zum Jahre 1917 festlegte. Dem heuchlerischen Vorschlage Churchills gegenüber, zur Einschränkung der kostspieligen Rüstungen das Stärkeverhältnis der deutschen Flotte zur englischen auf 10:16 festzulegen, verhielt sich Tirpitz nicht grundsätzlich ablehnend, aber er verlangte sichere Bürgschaften für die Einhaltung eines solchen Vertrags, die der engl. Marineminister nicht geben konnte oder wollte, und die Ereignisse haben ja inzwischen mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie recht unser Staatssekretär hier gehandelt hat. Tirpitz, eine männlich-schöne Erscheinung im wallenden Vollbart, war ein Mann so recht nach dem Sinne Kaiser Wilhelms, dem ja die Ausgestaltung unserer Flotte von jeher besonders am Herzen gelegen ist. Deshalb ist auch der Lohn für die erreichten Erfolge nicht ausgeblieben. 1903 wurde Alfred v. Tirpitz Admiral und 1911 Großadmiral, 1907 erhielt er den Schwarzen Adlerorden und 1912 die Brillanten dazu, 1908 wurde er ins Herrenhaus berufen.



Nach einer Zeichnung von W. Planck.

Großadmiral von Tirpitz.

ooo

Feindliche Frauen.

Mit 2 Abbildungen.

Von jeher haben begabte oder ränkevolle Frauen, die durch Schönheit, Klugheit oder Geburt genügenden Einfluß besaßen, ihre Hände gern in die wirren Fäden der hohen Politik gemengt. Auch wenn man sich näher in die Vorgeschichte dieses unheilvollen Weltkrieges vertieft, wird man bald die zarten Frauenhände gewahr werden, die den gordischen Knoten so emsig und gewissenlos schürzen halfen, teils von blindem Ehrgeiz, teils von unersättlichem Racheburst getrieben. Schon seit Jahrzehnten war es ja offenes Geheimnis, daß die kriegslüsterne Großfürstenpartei ihren Mittelpunkt in den Prunkgemächern der Zarina hatte, daß in denen ihrer Schwester die Fäden der englischen Einkreisungspolitik zusammenliefen, und daß die schönen Töchter Nikitas ihre Männer zu Werkzeugen ihres Hasses gegen Österreich zu machen verstanden. Schon Bismarck hat schwer gegen diese deutschfeindlichen Frauen anzukämpfen gehabt, und nur mit großer Mühe ist es ihm gelungen, das von Frauenlist in Kopenhagen zusammengesponnene Gewebe zu zerreißen. Diesmal hat es sich leider haltbarer erwiesen. Es würde daher dem Bilde des großen Krieges ein bezeichnender Zug fehlen, wenn wir nicht auch kurz darlegen wollten, welch unheilvollen Einfluß auf seine Entstehung die ränkevolle Wühltätigkeit gekrönter Frauen gehabt hat.

Als leidenschaftliche Deutschenhasserinnen sind namentlich die Zarina (Kaiserin-Mutter im Gegensatze zur Zaritza, der Gemahlin des regierenden Kaisers) Maria Feodorowna in Petersburg und ihre Schwester, die Königin-Mutter Alexandra von England, von jeher bekannt. Dabei sind beide zu ihrem schweren Ärger durchaus deutscher Abstammung, denn ihre Mutter war eine Prinzessin von Hessen-Kassel, und ihr Vater, der Dänenkönig Christian IX., gehörte dem Hause Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg an. Die Eltern lebten lange unter recht bescheidenen, fast bürgerlichen Verhältnissen in dem idyllischen Jugenheim a. d. Bergstraße, und hier, also auf kerndeutschem Boden, hat das Schwesternpaar auch seine fröhliche Kindheit und Jugendzeit verlebt. Dann aber wurde der Papa König, und die Prinzessinnen durften richtige Hofluft atmen, um gleich den bitteren Schmerz zu erleben, daß ihrem Königreiche durch den Krieg von 1864 zwei der schönsten Provinzen entrissen wurden. Das dänische Volk hat schwer an dieser Niederlage getragen, aber es hat sich in der folgenden Generation mit ihr abgefunden, wie schon seine musterhafte Neutralität im gegenwärtigen Weltkriege beweist. Nie aber haben die rasch ganz dänisch gewordenen Prinzessinnen die ihrem Hause vermeintlich angetane Schmach vergessen, am allerwenigsten die stolze Dagmar, wie die Zarina ursprünglich hieß, und von dieser Zeit her stammt ihr geradezu fanatischer Haß gegen alles, was Preußen heißt oder mit Preußen irgendwie in Verbindung steht. Nie hat sie die damals erlittene Demütigung verschmerzt, sondern sie ihr ganzes Leben lang durch brennende Rachsucht zu vergelten gesucht. Eine glaubwürdige Überlieferung behauptet auch, die Prinzessin sei einmal durch einen preußischen Offizier tödlich beleidigt und ihr politischer Haß dadurch auch zu einem persönlichen geworden. Mag dem nun sein wie immer, jedenfalls hat sie sich nie Mühe gegeben, ihren Deutschenhaß zu verleugnen, sondern ihn stets offen zur Schau getragen. So machte es ihr bei den Petersburger Hoffesten immer Spaß, das dänische Irredentistenlied „O Schleswig . . ." ins Musikprogramm einzuschieben und sich dann an den verlegenen Mienen der anwesenden deutschen Diplomaten zu weiden. Als junge Prinzessin hieß sie am dänischen Hofe nur „die schöne Dagmar", und zwar mit Fug und



Abb. 1. Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna von Rußland.

Recht, aber es steckte auch ein eiserner Wille und eine nicht gewöhnliche Intelligenz in ihrem feinen Rasseköpfchen. Als Ehegemahl war ihr der älteste Sohn des Kaisers Alexander II. von Rußland bestimmt, der Großfürst-Thronfolger Nikolaus. Aber Nikolaus war kränklich und starb zu Nizza in den Armen seiner Braut. Am Sterbebette des Bräutigams lernte sie dessen Bruder kennen, den späteren Kaiser Alexander III. Beide kamen sich in diesen schweren Stunden näher, und schon im Oktober 1866 reichten sie sich die Hand zum Ehebunde, wobei Dagmar zur orthodoxen Kirche übertrat und den Namen Maria Feodorowna annahm. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken, als er sich in diesem ungleichen Paar verkörperte, das übrigens gut zusammen auskam: Alexander, geistig einer der beschränktesten Fürsten des 19. Jahrhunderts, aber ein Riese an Erscheinung und ein Hüne an Körperkraft, ein Mann, der spielend Hufeisen zerbrach und aus Zinntellern mit bloßer Hand Rosenknospen formte, mißtrauisch, menschenscheu, finster und muffig — und auf der anderen Seite die kleine, zierliche Dagmar mit dem kapriziösen Köpfchen voll toller Launen und der Vorliebe für höfische Prunkentfaltung

Simson und Delila! Starken Willen besaßen beide, aber der Alexanders wurde vollständig beherrscht von der weit überlegenen Intelligenz seiner Gemahlin, die ihn zeitlebens am Gängelbande führte und sich mit bestem Erfolg bemühte, sein ewig waches Mißtrauen gegen den verhaßten Bismarck und das Deutschtum zu lenken. Am 13. März 1881 wurde der edelmütige Alexander II. von den Bomben der Nihilisten zerrissen, und Blut schwamm auf den Stufen des Thrones, zu dem nun Alexander III. und Dagmar emporstiegen. Aber die damals 34jährige Kaiserin überwand die fürchterlichen Eindrücke; nach dem Trauerjahr wurde ihr Hof zum Mittelpunkt glänzendster Geselligkeit, sie selbst wußte durch Anmut und Geistesgaben alle Welt zu entzücken und bald genug sich einen unheilvollen Einfluß auf die gesamte russische Politik zu sichern, die zeitweise fast nur von ihr allein gemacht wurde. Nachdem erst einmal die Eigenliebe ihres schwerfälligen Gatten durch das Verhalten des Battenbergers in Bulgarien verletzt war, fiel es der schlauen Frau nicht schwer, seinen glimmenden Unwillen gegen das Deutschtum zur lichten Flamme zu schüren. Sie, die Prinzessin aus deutschem Geblüt, war es, die das deutsche Hoftheater in Petersburg abschaffte, die den Gemahl unaufhörlich zu der brutalen Russifizierung der Ostseeprovinzen, zur rücksichtslosen Verfolgung alles Nichtrussischen in dem weiten Reiche aufstachelte. Und wenn sie mit dem Zaren zur Sommerfrische nach Kopenhagen fuhr, impfte sie dort im Verein mit der Schwester Alexandra den unversöhnlichen Deutschenhaß wie fressendes Gift weiter, namentlich aber auf den Schwager Eduard, den damaligen Prinzen von Wales. Schon damals ist in der dänischen Hauptstadt der Plan gefaßt und der Grund gelegt worden zur Einkreisung Deutschlands. Die wiederholten Anschläge der Nihilisten machten Alexander III. immer abhängiger von seiner Frau; er führte in dem von der Außenwelt streng abgeschlossenen Gatschina das Leben eines Einsiedlers und zeigte sich in der Öffentlichkeit nie mehr ohne die Kaiserin, wohl weil er glaubte, daß die Revolutionäre in deren Gegenwart keine Bluttat ausführen würden. Trotzdem kam es am 29. Oktober 1888 zu dem furchtbaren Eisenbahnattentat von Borki, wo die ganze Zarenfamilie nur wie durch ein Wunder dem schrecklichsten Tode entging. Der Riese zeigte Mannesmut und stellte sich unbeschädigt; in Wirklichkeit aber hatte er durch den furchtbaren Stoß eine schwere innere Beschädigung der Kreuzgegend erlitten und siechte seitdem unhaltbar an einer bösartigen Nierenkrankheit dahin. Die Nachwehen der furchtbaren Erregung lösten eine Art Verfolgungswahn aus, und der Hüne wurde furchtsam wie ein Kind. Aus Angst vor Vergiftung wollte er keine Speisen mehr berühren, die die Kaiserin nicht eigenhändig zubereitet hatte. So mußte Maria Feodorowna sich wieder auf die Kochkünste besinnen, die sie einst in dem bescheidenen Haushalt zu Jugenheim gelernt hatte. Sie hat sich in dieser schweren Zeit als treue und aufopferungsvolle Gattin bewährt und den von furchtbaren Schmerzen gefolterten, schließlich völlig entkräfteten und zur hilflosen Menschenruine gewordenen Zaren mit der größten Hingebung gepflegt, bis ihm der Tod am 1. November 1894 zu Livadia Erlösung brachte. Nun zeigte sich wieder ihre ganze politische Klugheit. Leicht hätte sie damals eine neue Katharina werden können, allein sie zog es vor, im Hintergrunde als unverantwortliche Zarin-Mutter still, aber um so sicherer zu wirken. Fühlte sie sich doch ihres beherrschenden Einflusses auf ihren schwächlichen Sohn, den nunmehrigen Zaren Nikolaus II., völlig sicher. Der hatte sich zwar aus dem Hessenlande die lebensfrohe Alix als Gattin geholt, aber der Frohsinn des deutschen Fürstenkindes erstarrte bald an dem kalten Eiseshauch des Petersburger Hofes, und zu politischem Einfluß ist sie nie gelangt. Allerdings veranlaßte Maria Feodorowna, die längst Stockrussin geworden war, und obwohl sie keinen Hauch liberalen Geistes in sich hatte, aus Furcht vor einem Sturze des Hauses Romanow den Zaren zum Erlaß einer Verfassung, aber zugleich verfiel sie auf das gefährliche Mittel, die inneren Unruhen durch einen äußeren Krieg ablenken zu wollen. Und gegen wen konnte sich der, nachdem das japanische Abenteuer einen so unerwünschten Verlauf genommen hatte, wohl besser richten als gegen das verhaßte Deutschland, gegen dessen kulturelle Überlegenheit auch der Muschik mit dumpfem Instinkt Abneigung empfand, so daß ein solcher Krieg sogar volkstümlich sein mußte? So wurde die Zarina zur treibenden Kraft und zum stillschweigend anerkannten Haupt der sog. Großfürstenpartei, und das besagt alles. Eifrig fuhr die alte Frau bald zum Sund, bald an die Riviera, um die geschlungenen Fäden fester zu knüpfen und neue anzuspinnen. All die säbelrasselnden Großfürsten hatte sie fest an der Leine, weil ihr geistig keiner gewachsen war, denn das Haus Romanow hat ja stets nur Mittelmäßigkeiten, Schwachköpfe oder Verbrechernaturen hervorgebracht. Der an sich friedliebende Zar leistete kaum Widerstand, denn nur ein überragendes Genie wäre imstande gewesen, der Riesenmaschine des heutigen Rußlands, dessen Fluch seine unermeßliche Größe ist, noch eine andere Richtung zu geben, und ein Genie ist Nikolaus II. gewiß nicht. So hat denn Maria Feodorowna unter tatkräftiger Mithilfe des ehrgeizigen Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch das Ziel erreicht, dessen Verwirklichung der sehnsüchtige Traum ihres Lebens war. Bei Ausbruch des Krieges soll sie erklärt haben, jetzt löse sich ein Alp von ihrer Brust, denn seit 45 Jahren brauche sie jetzt zum ersten Male aus ihrer wahren Gesinnung kein Hehl mehr zu machen. Ein tückischer Treppenwitz der Weltgeschichte wollte es, daß sie auf der Heimreise nach Petersburg von der Kriegserklärung überrascht wurde, ehe sie noch die deutschen Grenzpfähle hinter sich gebracht hatte. Majestät sollen recht ungebührlich geschimpft haben, weil man wegen der Truppentransporte ihren Sonderzug nicht mit Schnellzugsgeschwindigkeit nach Wirballen weiterfahren lassen wollte, sondern ihn im Bummelzugstempo und unter Militärbewachung über Warnemünde nach Dänemark abschob. Die

Schematische Darstellung der Entfernung von 20 Kilometern im Seegefecht von Helgoland und der ver

(Zu Schiffsentfernungen S. 391.)

deutsche Regierung war trotzdem ritterlich genug, ihr die üblichen Ehrenbezeigungen zu erweisen und ihr auch den Großfürsten Konstantin mitzugeben, der sich in Berlin als „Staatsrat Kulow“ hatte durchschmuggeln wollen.

Was in deutschfeindlichem Sinne Maria Feodorowna für Rußland bedeutet, dasselbe ihre Schwester Alexandra für England, obwohl hier bei der parlamentarischen Verfassung des Landes der Einfluß einer gekrönten Frau nicht so entscheidend und scharf zutage treten kann, auch nicht ausreicht, um willkürlich deutschfreundliche Beamte durch deutschfeindliche zu ersetzen, wie es in Rußland so gründlich durchgeführt wurde. Alexandra ist stets mehr Politikerin gewesen wie Weib, und deshalb hat sie auch stets willig über die unzähligen Seitensprünge des Gemahls hinweggesehen, weil er ja mit so unübertrefflicher Schläue die Einkreisungspolitik betrieb. Auch die Kinder Eduards VII. haben sämtlich den kräftigen Deutschenhaß der Mutter ins Leben mitbekommen, soweit bei ihrem kalten, durch keinerlei liebenswürdige Eigenschaft verschönten Charakter von einer Leidenschaft überhaupt die Rede sein kann. Jedenfalls steht fest, daß der verschlossene und unzugängliche König Georg V. völlig unter dem Bann seiner Mutter steht und ihren Ratschlägen blindlings folgt. Und auch die Königin Mary, von der man sich in England erzählt, daß sie jeden Tag als einen verlorenen betrachte, an dem sie nicht irgendein Verbot erlassen könne, ist durch ihre deutschfeindliche Gesinnung bekannt. Sie ist früher oft zu ihren Strelitzer Verwandten und zu ihrer Dresdener Tante gefahren, aber meist inkognito, und stets hat sie dabei einen großen Bogen um Berlin gemacht.

Zu den dänischen und englischen Feindinnen des Deutschtums gesellen sich als nicht minder gefährliche die montenegrinischen. Ihr Haß gilt allerdings mehr Österreich und ist zum Teil dadurch zu erklären, daß vor einer Reihe von Jahren gewisse Wiener Tageszeitungen nichts Besseres zu tun fanden, als unflätige und großenteils unwahre Schilderungen über das Leben und Treiben an dem kleinen Hofe von Cettinje zu bringen. Eine Beleidigung ihrer Familienehre aber vergißt die Tochter der Schwarzen Berge nie und weiß sie früher oder später zu rächen. Bekanntlich hat der alte, kluge Nikita seine durch Schönheit, Geist und Anmut ausgezeichneten Töchter vortrefflich untergebracht, und so fanden sie nach ihrer Verheiratung überreiche Gelegenheit, in antiösterreichischem Sinne zu wirken. Da ist vor allem Stana, die sich von ihrem ersten Gatten, dem Herzog von Leuchtenberg, scheiden ließ, um 1906 den Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch, den jetzigen russischen Generalissimus, heiraten zu können. Sie ist es, die den schlummernden Ehrgeiz ihres Mannes weckte und auf einen großen europäischen Krieg lenkte, dessen Spitze sich gegen Österreich-Ungarn richten sollte. Ihre Schwester Militza heiratete Nicolais jüngeren Bruder Peter, und noch eine dritte Tochter Nikitas, Xenia, ist in Petersburg vermählt. Die Salons der drei Montenegrinerinnen wurden bald zum Mittelpunkt der panslawistischen Strömungen in Rußland, und das unselige Erbe Eduards VII. fand hier einen kräftigen Nährboden. Namentlich die ebenso schöne und kluge, wie ehrgeizige und tatkräftige Stana verstand es vortrefflich, auf dem glatten Petersburger Parkett für das Interesse ihrer rauhen Heimat zu wirken, und ihre Heirat hat das sonderbare, nie schriftlich ausgesprochene, aber um so fester gehaltene Bündnis zwischen dem größten und dem kleinsten Militärstaat der Welt besiegelt. Ihr hat Papa Nikita es zu verdanken, daß in Petersburg immer ein paar Hunderttausend für seine leere Börse und ein paar Waggons alter Flinten oder ausgeleierte Kanonen für seine „Helden“ zu haben waren, ihr und ihrer auf Italiens Thron sitzenden Schwester Elena, daß er sich den Königstitel zulegen durfte. Auch daran sei er-



Abb. 2. Königin Alexandra von England, Witwe Eduards VII.

innert, daß Stana durch ihre schon 1890 verstorbene Schwester Zorka die Schwägerin des Serbenkönigs Peter ist, daß also naturgemäß die Fäden der großserbischen Agitation durch ihre Hände vom Balkan nach der Newa liefen. Auch die leichtbeweglichen Herzen der Franzosen hat sich die kleine montenegrinische Prinzeß im Sturm erobert, als sie mit dem großfürstlichen Gemahl den großen französischen Manövern beiwohnte, alle höheren Offiziere durch Geist und Anmut bezauberte und schließlich einen Sturm der Begeisterung entfesselte, wie sie im Automobil dicht bis zur Grenze fuhr und, auf Metz hindeutend, pathetisch ausrief: „Diese Stadt muß, und zwar bald, wieder französisch werden!“ An dem ebenso unnötigen wie greuelvollen zweiten Balkankrieg trägt Großfürstin Stana ein vollgerüttelt Maß der Verantwortung; ihr Ehrgeiz konnte es nicht über-

hältnismäßigen Größe, in der Linienschiffe von über 200 m Länge auf solche Entfernung sich dem Gegner zeigen.

winden, daß Vater und Schwager schlechter wegkommen sollten als der Bulgarenzar. Nach der Niederwerfung Bulgariens kannte ihr maßloser Machtkitzel vollends keine Grenzen mehr. Im Geiste sah sie schon das erträumte große Südslavenreich vollendet dastehen, das natürlich nur auf Kosten der habsburgischen Monarchie errichtet werden konnte. Deshalb hetzte sie unablässig zum Kriege gegen Österreich-Ungarn und das mit ihm verbündete Deutschland. Fast hätten ihre geschickten Intriguen schon 1908 den Ausbruch der Katastrophe herbeigeführt, als Graf Lexa v. Aehrenthal die großserbischen Pläne kurzerhand durch die Annexion Bosniens und der Herzegowina durchkreuzte. Aber Rußland hatte damals die japanischen Schläge und die Wirren der Revolution noch nicht genügend verschmerzt, und Großfürst Nicolai kannte selbst den verlotterten Zustand des Heeres viel zu genau, als daß er sich schon damals in ein so gewagtes Abenteuer eingelassen hätte. Erst wollte und mußte er mit eiserner Hand gründlich Wandel schaffen. Im übrigen ist es an der Newa offenes Geheimnis, daß der baumlange Gewaltmensch, vor dem sonst ganz Rußland zittert, weiches Wachs ist in den Händen seiner hochbegabten Gemahlin, die den brutalen Despoten zum gefügigen Werkzeug ihrer hochfliegenden Pläne gemacht hat. Zweifellos ist Großfürstin Anastasia (Stana) aus dem Holze geschnitzt, aus dem die ganz großen Frauen der Weltgeschichte gebildet werden. Säße sie auf dem Throne, sie würde eine neuzeitliche Katharina II. werden. Man sieht, daß wir Deutschen auch beim schönen Geschlecht unserer Gegner Feindinnen genug haben, die gefährlicher sind als die jetzt gegen unsere Feldgrauen angeblich losgelassenen englischen Wahlweiber. K. F.

Die Mittel des Kriegs.

Vogesenwacht auf Schneeschuhen.

Von Eugen Kalkschmidt. Mit 2 Abbildungen.

Blendend weiß leuchtet die Schneehaube des kahlen Vogesenberges im Licht der aufgehenden Sonne. Große Schneefelder glänzen auf, wie wenn sie vergletschert wären. Dort wo der Nadelwald beginnt, stehen die Bäume unter ihrer Schneelast in einem fast rosigen Licht. Über der weiten Rheinebene liegt ein dichter Nebelschleier. Die bewaldeten Vorberge schwimmen, Halbinseln gleich, in diesem Nebelmeer, und jenseits steigt wuchtig breit die blaue Wand des Schwarzwaldes auf. Im Süden — in langer Kette — die Schweizer Alpen, zerklüftet, zackig zerrissen, unendlich menschenfern wie ein Traumland und auch unwirklich wie ein Traum, denn die Morgensonne taucht alles in ein zartes Licht, das alle Farben in sich trägt und keine einzige herrschen läßt.

Der Wintermorgen, der allgemach in die Dämmerung der Täler niedersteigt, hat einen kalten Atem. Der französische Wachtposten auf der runden Kuppe des Schneeberges hüllt sich zusammenschauernd fester in seinen langen Mantel. Er tritt ungeduldig von einem Bein aufs andere, der kleine Soldat, er reibt die Hände, er schlägt die Arme zusammen, aber er friert doch, da ist nichts zu machen. Seufzend setzt er sich in Trab, den ausgetretenen Weg im Halbkreise herum und wieder zurück. Kommt denn die Ablösung nicht bald? Will man ihn auf diesem gottverdammten Berg jämmerlich erfrieren lassen? Ihn, den die jungen Mädchen von Arles den schönen Maurice nennen? Oh, wenn ihn seine reizende kleine Freundin hier sehen könnte, mit roter Nase, triefenden Augen, erfrorenen Fingern und steifen Beinen! Ein Hundeleben ist dieser Krieg. Und an allem sind die Deutschen schuld, diese Barbaren da drüben — der schöne Moritz stockt plötzlich in seinem Lauf, besinnt sich, daß er die Pflicht hat, unausgesetzt nach dem Feinde zu spähen und blinzelt angestrengt in die Sonne, zum andern Berge hinüber. Aber er sieht nichts Verdächtiges dort drüben. Er sieht überhaupt keinen Menschen in dem schwarzen, kahlen Gipfelgestein, wo, wie man ihm gesagt hat, diese Deutschen stehen sollen. Er läuft wieder Trab, der frierende kleine Franzose, und er denkt nur noch an seine Ablösung und gar nicht mehr an den bösen Feind.

Zwischen den verwitterten Granitblöcken des Berges gegenüber lagert eine deutsche Patrouille. Auf Skiern ist sie in dunkler Morgenfrühe hinaus, behutsam und schweigend, und nun beobachtet sie, nach stundenlangem Marsche, in guter Deckung die feindlichen Stellungen. Der ungeduldige kleine Alpenjäger, der eine so vortreffliche Figur gegen den blauen Morgenhimmel macht, ahnt nicht, daß der Winter seines Mißvergnügens den deutschen Schneeschuhfahrern drüben einen Mordsspaß bereitet. Die französische Wachablösung, die sich schwerfällig stapfend im Dorfe drunten in Bewegung setzt, ahnt ebensowenig, daß sie von der verschneiten Höhe

dort genau abgezählt und registriert wird. Und wahrscheinlich wird ihr das Unglück widerfahren, eines Abends oder Morgens den deutschen Feind so rasch vor und hinter sich zu spüren, daß ihr jeder weitere Aufstieg zu den unwirtlichen Postenständen auf den ungesunden Vogesenbergen erspart bleibt . . .

Die deutschen Skifahrer in den Vogesen sind kein militärisches Geheimnis mehr — man darf also von ihnen sprechen.

postendienst, sodann für den Meldungsdienst auszubilden sei. Die Kriegsstärke der Kompagnie durfte nicht zu groß sein, weil die Übersicht über nur hundert Mann auf Schneeschuhen im bewegten Gelände ohnedies schwierig genug ist.

Auch der Skifahrer muß lernen, was „stillgestanden" heißt. Er muß Wendungen und Marschbewegungen üben, muß seinen Karabiner handhaben lernen und nach allen Windrichtungen hin „schwärmen". Das alles hat mit Sport



Phot. Hoffmann.

Abb. 1. Militärische Schneeschuhpatrouille in den Vogesen in ihren neuen Schneeuniformen, die Skistöcke dienen als Gewehrauflage.

und Pulverschnee und glatter Abfahrt gar nichts, mit der militärischen Brauchbarkeit der Schneeschuhtruppe sehr viel zu tun. Alles das, wozu der normale Soldat Monate braucht, was man mit dem kurzen kräftigen Wort „Drill" bezeichnet, mußten die Schneeschuhleute in wenigen Wochen lernen. Und als sie dann endlich die Hölzer anschnallen durften, war die sausende Schußfahrt zu Tal immer noch nicht erlaubt, sondern sie mußten hübsch lernen, beisammen zu bleiben, in Gruppen anzufahren, auszuschwärmen, abzufahren; auf Befehl zu halten, zu stehen, zu knien, mitten in der Fahrt sich hinzuwerfen, einzugraben oder hinter einem Stein Deckung zu suchen. Für alle diese militärischen Übungen

Daß es dieser jüngsten deutschen Spezialtruppe nicht an Menschenmaterial fehlen würde, das stand schon nach den ersten Aufrufen fest. Bis zu 90 % weisen die ersten deutschen Schneeschuhbataillone Kriegsfreiwillige auf, die freudig die Gelegenheit benützten, dem Vaterland mit ihrer besonderen Fertigkeit zu dienen. Den Offizieren, von denen von vornherein verlangt wurde, daß sie gute Skifahrer sind, lag nun die Aufgabe ob, in denkbar kürzester Zeit die sportlichen Fähigkeiten der Schneeschuhläufer in eine militärisch brauchbare Form zu bringen.

Von Anfang an waren sich die Organisatoren wohl darüber klar, daß der Soldat auf Schneeschuhen zuallererst für die Aufklärung und im Vor-

dient natürlich die Vorschrift für die Infanterie zur Richtschnur. Aber sie muß doch ein wenig den Möglichkeiten der auf zwei Meter verlängerten Skifüße angepaßt werden. Eine Marschordnung in Gruppenkolonne (zu vier Gliedern) würde auf Schneeschuhen in eine furcht- und grauenerregende Marsch-Unordnung ausarten, deshalb bewegt sich die Schneeschuhformation, sei sie klein oder groß, entweder in einfacher oder doppelter Reihenkolonne am förderlichsten; vorausgesetzt natürlich immer, daß sie Schnee und Berge unter den Füßen hat. Für den Flachlauf, wie er in den russischen Schneefeldern angewendet wird, gelten natürlich andere Grundsätze.

Ja, was muß man doch alles lernen als Soldat! Das Schießen z. B. ist ja im Kriege unvermeidlich, und jeder meint, er kann es schon. Er soll nur einmal einen einzigen Tag bei uns Schießvorschule mitmachen. Darnach weiß er aber noch lange nicht, wie er die „Braut des Soldaten", das Gewehr nämlich, zu behandeln hat, daß es im Glanze der Sauberkeit und Schönheit erstrahle, innen und außen. Wir bauen Zelte und Hütten im Schnee, aus rasch gefällten schlanken Tannen, Schneeschuhen, Stöcken, Zeltbahnen und Riemen, wir zünden uns drin Feuer an und braten uns irgend einen Rehbock, der so freundlich ist, uns in den Weg zu laufen im feindlichen Gebiet. Daß unsere gesamte Sanität skikundig ist und an Stelle der Tragbahren Skischlitten benutzt, versteht sich eigentlich am Rande. Diese Schlitten werden je nach Bedarf aus den Schneeschuhen der Mannschaft in kurzer Zeit hergerichtet, zu deutsch: „montiert". Kluge Sanitätshunde suchen den verwundeten oder verunglückten Schützen getreulich auf, nehmen ihm die Mütze und bringen sie zum Verbandplatz, von wo aus dann die Rettungskolonne unter Führung des Hundes den Verwundeten holen geht. Geduldige Maulesel stapfen tagaus tagein stundenlang durch den tiefen Schnee zu irgendeiner verlassenen Hütte hinauf, wo die Schneeschuhleute hausen und verpflegt werden müssen. Auch Post müssen sie kriegen, und sie kriegen zum Entsetzen ihres strengen Feldwebels unheimlich viel Post. Ja, wenn man so 1200 Meter über der Nordsee gebettet ist, da möchte man schon einige Verbindung mit der Welt da unten pflegen. Denn die feindlichen Granaten, die als Liebesboten gelegentlich angeflogen kommen, frischen zwar den kriegsstarken Geist so ziemlich auf, geben aber dem Herzen wenig. Und fürs Herz braucht der militärische Skifahrer doch auch etwas.

Wir kommen uns überhaupt manchmal fast wie Nordpolfahrer vor, wenn der Schneesturm in wilden Stößen gegen unsere Hütte poltert oder uns mitsamt unseren Hölzern von der Höhe hinunter ins Tal jagen möchte. Solange aber noch die Post an jedem Tage bis zu uns getragen wird und der Telephondraht uns berichtet, was unsere Unterseeboote den großen Herren drüben für Leibweh verursachen — so lange sind wir nicht von der Welt geschieden, auch wenn es manchmal so scheinen könnte. Da steht der Nebel dick und zäh wie eine Mauer, man sieht bei Tage keine fünfzig und bei Nacht keine fünf Schritt weit. Der Rauhreif setzt sich in wunderhübschen Kristallen wie ein Panzer um uns fest, und die Patrouillen kommen hereingeschneit wie die leibhaftigen Eisheiligen. So sorgt die Natur selber dafür, uns den feindlichen Ferngläsern unkenntlich zu machen. Die Kälte stört keinen rechten Skifahrer, so lange er die Glieder regen darf. Muß er stillhalten, um zu beobachten, stundenlang oft, so hilft ihm das Feuer der Erwartung über die nassen Füße hinweg. Und kann er wirklich was Gewisses melden, so ist er reich für alle Mühsale belohnt.

Wir hatten allerhand Wunderdinge von der Fixigkeit der französischen Alpenjäger und ihrer Ausbildung auf Skiern gehört — gesehen habe ich persönlich davon noch nicht viel. Es scheint fast, daß die starken Verluste der Alpenjäger auch ihre Ski-Abteilungen getroffen haben. Ebenso scheinen die englischen Sportsleute, die sonst um diese Jahreszeit das Engadin auf Schneeschuhen unsicher machen, den Aufruf jenes Colonels nicht befolgt zu haben, der zur Gründung eines freiwilligen Skikorps aufforderte. Wir würden gerade mit den englischen Sportbrüdern ungemein gern einen kleinen Wettlauf veranstalten. Vielleicht sind sie uns im Hoch- und Weitsprung bedeutend über. Und vielleicht treffen wir sie doch noch! Auch vereinzelte Musterexemplare dürfen auf guten Empfang rechnen.

Die Vogesen wären auf deutscher Seite als Skigelände prachtvoll, wenn sie Dauerschnee hätten. Aber der fehlt ihnen leider, weil die starke ozeanische Luftzufuhr wohl reiche Niederschläge, aber zugleich häufige Erwärmung bringt. Dann pappt der Schnee, die zahlreich verstreuten Blöcke — ohnehin kein Vergnügen bei der Abfahrt — strecken rasch wieder die kaum bedeckten Köpfe heraus, das geduckte Wachholdergesträuch erhebt sich und das üppige Gras tritt namentlich auf den Westhängen rasch zu Tage. Da heißt es dann seine Stemmbogen mit aller Kunst anwenden, und oft bewahren alle Kunst und Vorsicht nicht vor dem verzerrten Gelenk oder dem gebrochenen



Phot. Hoffmann.

Abb. 2. Schneeschuhabteilung mit Maschinengewehr im Gefecht in den Vogesen.

Fuß. An und für sich sind die Abfahrten für den, der alpines Gelände gewöhnt ist, mild und bei genügend Schnee ein wirklicher Genuß. Wenn aber der Harscht die Hänge verkrustet, dann ist jeder froh, wenn er Glieder, Gewehr und Gepäck am Schlusse der Fahrt leidlich beisammen findet.

Über die militärische Brauchbarkeit der jüngsten technischen Truppe Deutschlands möchte ich mir heute noch kein abschließendes Urteil erlauben. Die Zukunft und die Herren Generäle mögen darüber entscheiden, ob wir die vielleicht etwas überhoch gespannten Erwartungen, die man in gewissen Sportkreisen auf die Schneeschuhleute gesetzt hat, einigermaßen gerechtfertigt haben oder nicht. Die Zusammensetzung der Truppe ist so deutsch wie möglich: es gibt z. B. kaum einen deutschen Gau, der nicht in unserer Kompagnie seinen Vertreter hätte. Nord und Süd, Ost und West vereinigen sich kameradschaftlich bei uns in dem erhöhten Bewußtsein, um wieviel schöner es ist, den Krieg auf den geliebten Brettern zu führen, trotz Schnee, Nebel und eisigem Sturm, als geduldig in irgendeinem nassen Schützengraben abwarten zu müssen, bis die Stunde der Entscheidung geschlagen hat. In diesem Sinne rufen wir alle ein zwar unmilitärisches aber einmütiges Ski-Heil!

Vermischtes.

Kriegsmimikry.

Von Hanns Günther.

Wer ein wenig in der Zoologie bewandert ist, hat sicher gelegentlich davon gehört, daß bei vielen Tieren, insbesondere bei Insekten, Würmern, Raupen, Schlangen und Fischen eigentümliche Schutzanpassungen bestehen, die man in ihrer Gesamtheit als Mimikry bezeichnet. Da gibt es Tiere, die andere Tiere derselben Gegend in Form und Farbe, Zeichnung, Haltung und Bewegung so getreu nachahmen, daß sie auf den ersten Blick kaum davon zu unterscheiden sind. Die nachgeahmten Tiere zeichnen sich meist durch gefährliche Waffen, Giftigkeit, widerlichen Geschmack und dergleichen aus, so daß ihr schlechter Ruf die eigener Schutzmittel entbehrenden, nachahmenden Tiere schützt. Andere Tiere gleichen leblosen Gegenständen, besonders häufig Blättern, dürren Zweigen, flechtenbewachsenen Steinen, Kotbröckchen, dem Kiesgrund des Gewässers, in dem sie leben usw. Alle diese Mittel sollen die, die sich ihrer be-

dienen, im Kampf ums Dasein schützen und ihnen die Möglichkeit verleihen, sich den Angriffen ihrer Feinde zu entziehen. Der Krieg hat auch die Menschen zu solchen Anpassungen gezwungen, um dadurch die Truppen, die Kriegswerkzeuge usw. den spähenden Augen des Feindes möglichst zu entziehen.

Zu den Hilfsmitteln dieser Kriegsmimikry, wie man sie nennen kann, gehört vor allem die feldgraue Uniform. Durch lange, praktische Versuche aus allen möglichen ähnlichen Farben ausgewählt, stimmt dieses Feldgrau mit dem Staub der Straßen und dem Grau des Nebels ebensogut überein, wie mit dem Grün der Wiesen und Wälder, so daß eine feldgraue Truppe von ihrer Umgebung kaum zu unterscheiden ist. Keine andere heute gebräuchliche Uniformfarbe kommt dem Feldgrau an Mimikrywirkung gleich. Weder das Khaki der Engländer, noch das Graugrün der Russen, auch nicht das Blaugrau der neuen französischen Felduniform, die sich, da das Blau in ihr dominiert, beinahe ebenso stark von der Landschaft abheben soll, wie das für Frankreichs Soldaten bisher typische Rot. Nur in einem Fall schützt auch das Feldgrau seinen Träger nicht: im blendenden Weiß des frisch gefallenen Schnees. Deshalb rüstet man die Skitruppen meist mit weißen Uniformen aus. Österreich hat damit in den Karpathen glänzende Erfahrungen gemacht.

Wie die Soldaten, so sucht man auch das Kriegsmaterial nach Möglichkeit seiner Umgebung anzupassen. Die besten Beispiele dafür bieten uns die Kriegsschiffe dar, deren Anstrich der Farbe des Meeres und des Himmels entspricht. Die deutsche Flotte ist mit ihrem hellgrauen Anstrich dem eintönigen Grau der Nordsee angepaßt. England hat ein etwas dunkleres Grau gewählt, das auch die russische Ostseeflotte benutzt. Eine Ausnahme bilden bei allen drei Staaten die Torpedoboote, die als Nachtkampfmittel möglichst düster gehalten sind. In England und Deutschland sind sie schwarz, in Rußland dunkelgrün, das auch die russischen Unterseeboote und ihre Begleitschiffe schützt. Ganz andere Farben weisen die Schiffe der russischen Schwarzen Meer-Flotte auf. Hier sind die Schlachtschiffe und Kreuzer hellgrau gefärbt, die Torpedoboote dunkelgrau, die Unterseeboote hellgraugrün. Frankreichs Flotte, deren natürliches Kampfgebiet vorzüglich der Atlantische Ozean bildet, paßt sich dem hier herrschenden Farbenton durch bläulichgrauen Anstrich an. Die französischen Torpedoboote sind dunkelgrau, die U-Boote aber genau so flaschengrün, wie man den Atlantik an heiteren, windstillen Tagen häufig sieht, wenn man von einem Boot oder Schiff aus hinab in seine Tiefen blickt.

Alle diese Farbentöne sind auf die Meere unserer Breiten berechnet, wo bedeckter Himmel die Regel ist. Ganz andere Verhältnisse herrschen in den Tropen vor, da hier die Sonne den Farbenton der Landschaft bestimmt. Wie ein flimmernder Silberschild strahlt der Ozean unter ihren Feuerpfeilen. Graue Schiffe würden infolgedessen auf weite Entfernungen erkennbar sein. Blendend hell, wie Wasser und Himmel, müssen die Schiffe erscheinen, wenn sie sich dem Auge entziehen sollen. Deshalb streicht man die in den Tropen stationierten Kriegsschiffe durchweg weiß. Nur die Torpedoboote sind auch hier anders gefärbt, aber nicht schwarz, wie in der Heimat, sondern, den helleren Tropennächten entsprechend, hell- oder schiefergrau.

Was für den Seekrieg gilt, trifft auch für den Landkrieg zu. Geschütze, Munitionswagen, Feldküchen, Pontons, Autos usw., alles ist durch entsprechenden Anstrich der Landschaft nach Möglichkeit angepaßt. Selbst die Degen und Gewehre haben sich einer Brünierung unterziehen müssen, da ihr Blitzen und Funkeln sie zu leicht verrät. Aber der Schutzanstrich allein genügt in vielen Fällen nicht. Geschütze und dergleichen verraten sich dem bewaffneten Auge, insbesondere dem Flieger, oft schon aus weiter Entfernung durch ihre Form. Deshalb gräbt man die Geschütze nach Möglichkeit tief in die Erde ein, legt ein Bretterdach über die Höhlung und deckt die Bretter mit der ausgehobenen Erde zu, um dann je nach der Umgebung noch eine Schicht Sand oder Rasenstücke aufzubringen, oder Sträucher und Zweige hineinzupflanzen, so daß niemand einen Geschützstand unter der Rasendecke oder dem Gebüsch vermuten kann.

Sträucher und Zweige sind als Kriegsmimikry selbst sehr beliebt, finden wir sie doch beim Transport von Proviant- und Munitionskolonnen, Werkstattwagen, Pontons, Geschützen usw. angewandt, wo man Pferde und Wagen damit besteckt. Hört man einen Flieger nahen, so bleibt die Kolonne ruhig stehen. Aus größeren Höhen wird man sie meist für ein Wäldchen oder eine Hecke halten, das keine besondere Aufmerksamkeit verdient.

In ähnlicher Weise sucht man die Schützengräben dem Einblick von oben zu entziehen, während man sie gegen den Feind hin dadurch maskiert, daß man die aufgeworfenen Erdwälle mit Rasen, Sand usw. bedeckt, auch wohl Rüben oder Kohlköpfe auf die Wälle pflanzt, je nachdem die

Umgebung das eine oder andere Mittel empfiehlt.

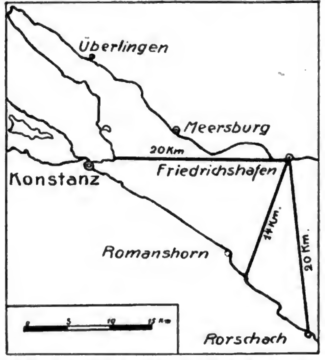
Erwähnen wir zum Schluß noch die aus Brettern zusammengenagelten, mit einem Strickschweif wedelnden Kühe, die scheinbar friedlich auf dem Felde weiden, während in Wirklichkeit Beobachter dahintersitzen, sowie die beliebte Maskierung von Posten, Patrouillen, Beobachtungsständen und dergleichen mit Strohbüscheln und Ähren, so haben wir die Hauptvertreter der ersten Klasse kriegsmimetischer Anpassungen kennen gelernt und wenden uns nun noch kurz der zweiten zu, bei der die Mimikry darin besteht, daß der Feind selber nachgeahmt wird.

In diese Klasse gehört z. B. der vierte Schornstein der „Emden", der sie den Schiffen der feindlichen Flotten ähnlich machte, desgleichen die sächsischen Helme, mit denen sich eine Abteilung Franzosen in der Schlacht von Champigny (1870) ausstaffierte, um die Württemberger zum Glauben zu bringen, sie gehöre den aus Le Plant vordrängenden sächsischen Truppen an. Die Württemberger stellten auch wirklich ihr Feuer nach dieser Richtung hin ein, zumal sie noch Rufe: „Hurra, die Sachsen!" hörten. Als diese „Sachsen" aber näher kamen, schauten unter den langen Mänteln rote Hosen hervor. Damit war es mit der Wirkung der Mimikry vorbei und wütendes Schnellfeuer trieb die Feinde zur schleunigen Flucht.

Die Mimikry des Krieges ist übrigens durchaus nicht nur auf sichtbare Wirkungen beschränkt; auch die Täuschung des Feindes durch Rufe oder Signale muß man zu den Schutzanpassungen rechnen. Einer solchen „Anpassung" wäre einem Bericht des Hauptmanns v. Koschützky zufolge jüngst beinahe eine Offizierspatrouille eines preußischen Jägerbataillons zum Opfer gefallen. Die Patrouille ging in tiefem Dunkel gegen einen dichten Wald vor, als man sie plötzlich mit „Halt! Wer da?" anrief. Arglos erfolgte die Antwort: „Eine Patrouille, 3. Kompagnie, zum Aufklären nach vorn!" Statt des erhofften „Passiert" aber ertönte ein Pfeifensignal, und gleich darauf knatterten Schüsse. Russische Truppen hatten den deutschen Anruf dazu benutzt, sich über den Ort und die Stärke des Gegners zu vergewissern, um ihn dann um so sicherer aufs Korn zu nehmen. Indessen hatte die List nicht ganz den gewünschten Erfolg, denn die Patrouille vermochte sich ohne Verluste in eine Deckung zurückzuziehen, von wo aus sie die aus ihrem Versteck hervorstürmenden Russen nun selbst unter Feuer nahm.

Eine ähnliche List benutzte der preußische General von Pape nach der Schlacht von Sedan, um die in einen Wald geflüchteten und hier zum Teil noch weiterkämpfenden Franzosen gefangen zu nehmen. Er ließ von einem gefangenen Trompeter das französische Signal „Sammeln" blasen, worauf gegen tausend versprengte Franzosen aus dem Walde kamen, nicht wenig überrascht, statt ihrer Kameraden plötzlich den Feind vor sich zu sehen, dem sie sich glücklich entkommen wähnten.

Die Schiffsentfernungen bei einer Seeschlacht. Die gewaltige Entwicklung neuzeitlicher Waffentechnik ließ auch die Kriegsschiffe mit Geschützen ausrüsten, deren ballistische Eigenschaften es gestatten, daß die Gegner in einer modernen Seeschlacht in früher für rein unmöglich gehaltener Entfernung einander bekämpfen können. In den



Die Entfernungen im Seegefecht bei Helgoland, übertragen auf die Verhältnisse des Bodensees.

Berichten über die Seeschlacht vom 24. Januar 1915 wurde u. a. gemeldet, daß die Engländer schon auf 20 km Entfernung zu feuern begannen und daß dann der Kampf bei etwa 14 km zu Ende kam. Das Riesenhafte dieser gewaltigen Gefechtsweiten sollen die hier beigegebenen Skizzen erläutern. Zunächst gibt die über zwei Seiten führende Linie auf Seite 384 und 385 mit den Schiffsbildchen einen Begriff von der verhältnismäßigen Winzigkeit, in der auf 20 km Entfernung der gewaltige Koloß eines modernen Schlachtkreuzers von über 200 m Länge dem Gegner erscheint, und man hält es kaum für möglich, daß solch verschwindend kleines, noch dazu in ständiger Bewegung befindliches Ziel überhaupt ernsthaft aufs Korn genommen, geschweige denn getroffen werden könne. Man kann sich auch denken, daß sogar noch bei 14 km Entfernung die Größe des unter Feuer genommenen Schiffes nicht wesentlich gewachsen ist. Und doch hat in der See-

schlacht bei Helgoland gerade unsere Schiffsartillerie eine recht erhebliche Treffsicherheit gezeigt. Recht anschaulich gibt die aus dieser Seeschlacht bekannt gewordene Entfernung selbst auch das Bodensee-Kartenbildchen wieder. Man sieht, daß 20 km ungefähr der Entfernung von Friedrichshafen und Rorschach, oder der von Friedrichshafen bis zur vorspringenden Landzungenspitze bei Konstanz entsprechen. Die Abmessung von 14 km kommt dagegen der Strecke von Friedrichshafen bis zum Schweizerufer bei Romanshorn gleich. Der Bodensee, den wohl sehr viele unserer Leser schon befahren haben, ließ sich zu derartigem Vergleich besonders gut heranziehen, weil er als größter Binnensee Deutschlands mancherlei Eigenschaften mit dem Meer teilt, nicht zuletzt die durch die Rundung der Erdoberfläche bedingte Wölbung seines Spiegels (sie beträgt in der Mitte zwischen Konstanz und Bregenz 42 m!). —z—



Das Verbandpäckchen des deutschen Feldsoldaten. Oben: in Originalverschnürung, unten: auseinandergelegt.

Das Verbandpäckchen.

Das Verbandpäckchen, das jeder unserer ins Feld ziehenden Soldaten im Futter seines Waffenrocks mit sich führt, wiegt 28 g, ist 7,4×4,5×1,9 cm groß und enthält in einer mit der Aufschrift „Faden abstreifen“ versehenen und von einem geknoteten Faden umschlungenen, wasserdichten Zwirntuchhülle eine 4 m lange und 7 cm breite Mullbinde aus weißem Sublimatmull. Etwa 25 cm von ihrem äußeren Ende entfernt sind drei Kompressen aus rotem Sublimatmull so auf die in besonderer Art gefaltete Binde aufgenäht, daß sie, ohne mit den Fingern berührt zu werden, durch Anfassen an der Binde auf die Wunde gelegt werden können. Die innen auf das Zwirntuch aufgeklebte Gebrauchsanweisung lautet: Gebrauchsanweisung. Roten Verbandstoff und Wunde nie mit Fingern berühren. Mit beiden Händen anfassen, wo rechts und links „Hier“ steht —, die Hände hochhalten — stark auseinander ziehen. Roten Verbandstoff auf die Wunde legen. Binde umwickeln und knoten.

Es läßt sich nicht verkennen, daß dieses kleine, unscheinbare Verbandpäckchen schon recht vielen unserer tapferen „Feldgrauen“ die schätzenswertesten Dienste als „erste Hilfe“ bei Verwundungen geleistet, ja manchem wohl sogar direkt das Leben gerettet hat.

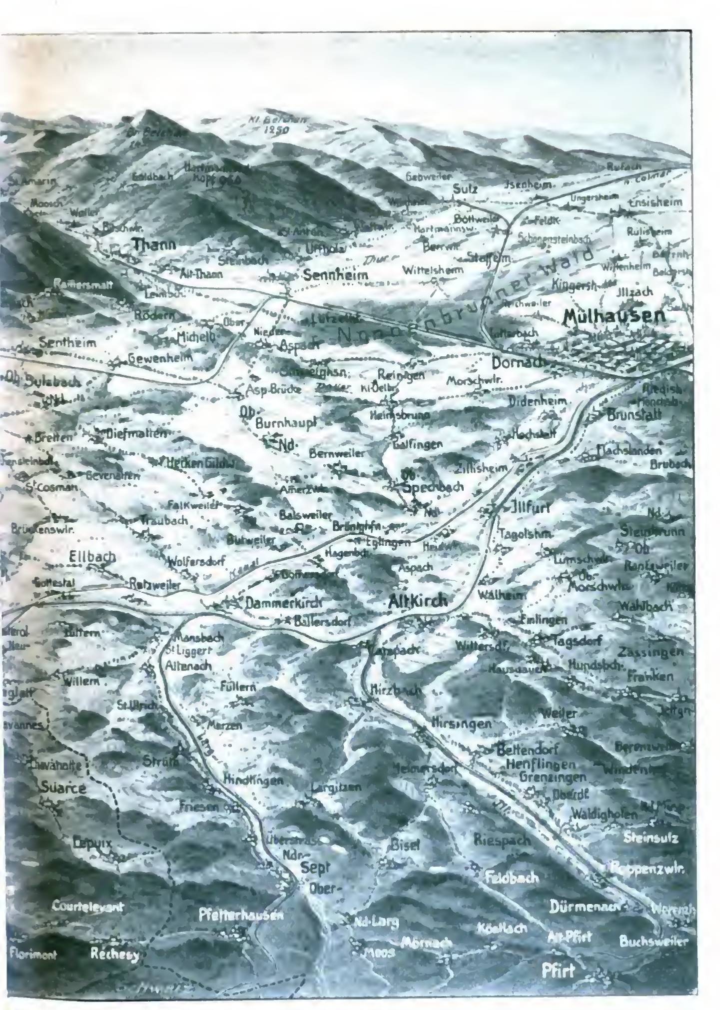
Eine kurze Erwähnung fand das praktische Verbandpäckchen übrigens schon in dem Artikel „Krankenpflege im Kriege“ von Dr. Stehli auf Seite 117 des „Krieg“.

Merkwürdige Kanonen. Wahrhaftig armselig erscheinen die aus gebranntem Lehm bestehenden Kanonen der Ureinwohner Mexikos, die sie in Nachahmung der Geschütze ihrer spanischen Unterdrücker sich fertigten. Höchst primitiv waren auch die Lederkanonen der Tibetaner, die gegen die englische Expeditionsarmee zur Anwendung gelangten. Im Gegensatz zu dem mit Leder überzogenen Geschütz der Schweden im 30jährigen Krieg bestand bei jenen das Rohr selbst aus Leder, das durch eiserne Bänder verstärkt war. Da mögen schon die Holzkanonen der Tiroler Freiheitskämpfer, mit Eisenreifen stark umschmiedete Brunnenrohre, weit wirksamer gewesen sein. Höchst einfach und doch brauchbar waren dagegen die Strandbatterien des Malteserordens, in den Fels gebohrte Röhren, die mit Pulver und Eisenstücken geladen, den vom Meer anrückenden Gegner beschossen. — Die merkwürdigsten Geschütze (4 Kanonen und 2 Mörser) aber ließ die von 1730—40 regierende Zarin Anna — aus Eis herstellen. Es wurden damit auch je 6 Salutschüsse gelöst, ohne daß diese Eiskanonen sprangen. Die teuersten Geschütze wurden endlich auf Geheiß einer indischen Fürstin gefertigt. Obwohl die Seele ihrer Rohre aus Stahl war, kostete doch jedes einzelne der aus gediegenem Gold gegossenen Prunkgeschütze mehr als 2 Millionen Kronen. Wertvoller aber sind und bleiben unsere 42 cm-Mörser, denn deren Wirkung hat in der Welt nicht ihresgleichen!



Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg"
(monatlich 2 Hefte zu je 30 Pf.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Reliefkarte vom Ober



relsaß (Belfort – Mülhausen)

Ohne den Krieg würde die Welt in Materialismus versumpfen.
Moltke.

Chronik des Krieges

vom 1. bis 15. April 1915

1. April. Beginn heftiger Kämpfe im Priesterwald. — Russische Niederlage an der bessarabischen Grenze zwischen Pruth und Dnjestr. — Abweisung eines englischen Landungsversuchs an der Küste von Hedschas.

2. April. Ein belgischer Vorstoß am Kloster Hoek und ein französischer bei Nieder-Aspach mißlingen. — Die Österreicher und Ungarn behaupten sich im Uszoker Paß, müssen aber beiderseits von Giana und Berechny zurückweichen.

3. April. Die Deutschen erobern die Ortschaft Drie Grachten am westlichen Ufer des Yser-Kanals. — Französische Angriffe im Priesterwald und russische bei Augustow werden abgeschlagen. — Die Österreicher und Ungarn machen in den Karpathen an den Osthängen des Laborcza-Tales gute Fortschritte und nehmen dabei 2000 Russen gefangen. — Der türkische Kreuzer „Medschidje“ stößt vor Odessa auf eine Mine und sinkt.

4. April. Französische Angriffe südlich Varennes und russische bei Mariampol werden abgewiesen. — Russische Versuche, wieder am südlichen Ufer des Dnjestr festen Fuß zu fassen, mißlingen. — Bandenkämpfe an der serbisch-bulgarischen Grenze.

5. April. Eine neue große französische Offensive setzt zwischen Maas und Mosel ein, erzielt aber trotz der schweren Verluste keine nennenswerten Erfolge. — Ebensowenig vermögen die Russen bei Kalwarja und Augustow vorwärts zu kommen. — Die Österreicher und Ungarn vervollständigen die im Laborcza-Tale errungenen Erfolge und können hier eine Beute von 6000 Gefangenen, 2 Geschützen und 7 Maschinengewehren buchen. — In den anschließenden Kampfabschnitten werden weitere 2500 Russen gefangen genommen. — In Südostgalizien scheitert ein russischer Nachtangriff bei Ottynia, und südlich des Dnjestr werden zwei russische Bataillone aufgerieben. — Ein schwacher Angriff feindlicher Kreuzer und Torpedoboote auf die Dardanellen wird abgewiesen.

6. April. Die Ortschaft Drie Grachten muß von den Deutschen wieder geräumt werden. — Fortsetzung der blutigen Kämpfe zwischen Maas und Mosel. — Bei Andzejewo wird ein russisches Bataillon von deutscher Reiterei zersprengt. — Die Serben beschießen Orsowa, die Österreicher Belgrad. — Das besonders erfolgreiche deutsche Tauchboot „U 29“ ist von seiner letzten Fahrt nicht zurückgekehrt.

7. April. Bei den fortgesetzten Kämpfen zwischen Maas und Mosel behaupten die Deutschen im wesentlichen siegreich alle ihre Stellungen. — Internierung des Hilfskreuzers „Prinz Eitel Friedrich“ in Newport News.

8. April. Wiederaufflackern der Kämpfe in der Champagne. — In der Schlacht zwischen Maas und Mosel bleibt das Waffenglück den Deutschen treu. Auch erobern sie abermals Drie Grachten. — Im karpathischen Waldgebirge setzen die Russen ihre verlustreichen Vorstöße fort.

9. April. Fortdauer der für die Franzosen ebenso verlustreichen wie erfolglosen Kämpfe zwischen Maas und Mosel. — Auch die Russen haben mit ihren fortgesetzten Angriffen bei Kalwarja kein Glück. Im Quellgebiet des Stryj geht es ihnen auch nicht besser. — In den Karpathen Sieg der deutschen Südarmee bei Tucholka; 1000 Gefangene, 15 Maschinengewehre.

10. April. Weitere deutsche Fortschritte am Yser-Kanal. — In der Schlacht zwischen Maas und Mosel kommt es teilweise zu erbitterten Nahkämpfen, doch brechen alle französischen Angriffe unter schweren Verlusten zusammen. — Die Russen erneuern ihre vergeblichen Vorstöße bei Kalwarja, Mariampol und Klimki. — Die große russische Offensive in den Karpathen ist ins Stocken geraten; die Verbündeten gehen an einigen Punkten zur Gegenoffensive über. — Auch an der Grenze der Bukowina fechten die k. und k. Truppen glücklich.

11. April. Zwischen Maas und Mosel bleiben die deutschen Hauptstellungen unerschüttert. — Deutscher Fliegerangriff auf Nancy. — Die Russen verlieren bei Mariampol 1350 Gefangene und 4 Maschinengewehre. — In den Karpathen wird fast nur am Uszoker Paß gekämpft, wo russische Angriffe scheitern.

12. April. Beiderseits erhöhte Fliegertätigkeit auf der Westfront. — Die Franzosen setzen ihre heftigen, aber erfolglosen Angriffe zwischen Maas und Mosel fort. Auch am Hartmannsweilerkopf können sie nicht vorwärts kommen. — In den Dardanellen wird ein feindlicher Kreuzer und ein Torpedoboot beschädigt. — Gefecht zwischen Türken und Engländern bei Shaiba (Mesopotamien).

13. April. Zwischen Maas und Mosel wird mit dem seitherigen Ergebnis weiter gekämpft. Auch französische Vorstöße bei Berry-au-Bac und südwestlich Metzeral mißglücken. — Die Ungarn erstürmen eine wichtige Stellung nordwestlich des Uszoker Passes.

14. April. Zwischen Maas und Mosel nur vereinzelte Kämpfe ohne Ergebnis für die Franzosen. — Auch am Hartmannsweilerkopf werden sie zurückgeschlagen. — Angriff eines deutschen Luftschiffs auf die Tyne-Mündung. — Die Österreicher und Ungarn machen am Stryj Fortschritte. — Ein russischer Vorstoß an der Biala scheitert.

15. April. Neue Kämpfe bei St. Eloi und an

der Lorettohöhe. — Zwischen Maas und Mosel nur Artillerietätigkeit. — Französische Flieger über Freiburg und Rottweil. — Deutsche Luftschiffe belegen erfolgreich die Ostküste Südenglands mit Bomben. — In kleinen Gefechten bei Kalvarja werden über 1000 Russen gefangen genommen und 7 Maschinengewehre erbeutet. — Östlich Petrikau wird ein russischer Angriff abgewiesen, und an der unteren Nida erzielt die österreichisch-ungarische Artillerie gute Erfolge. — Im karpathischen Waldgebirge nur vereinzelte Gefechte, die zum Nachteil der Russen ausfallen. — Vor den Dardanellen wird ein feindlicher Panzerkreuzer schwer getroffen.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der erste Vormarsch auf Warschau.

Von Dr. Kurt Floericke.

Mit einem Vollbild, 4 Kartenskizzen und 3 Abbildungen.

Vergegenwärtigen wir uns zum besseren Verständnis der nachfolgenden Ausführungen kurz die strategische Gesamtlage auf der Ostfront während der zweiten Hälfte des Septembers 1914. Rußlands gewaltige Armeen hatten sich einerseits Ostpreußen, andererseits Galizien als erstes Eroberungsziel gesetzt. Jenes gedachten sie von zwei Seiten, aus Osten und aus Süden, anzugreifen. Aber ihre Narew-Armee war in der neuzeitlichen Cannae-Schlacht von Tannenberg zertrümmert, bald darauf auch die bis über Insterburg hinaus vorgedrungene Njemen-Armee Rennenkampfs unter schweren Verlusten zum Lande hinausgefegt worden. Holder war das Kriegsglück den Russen in Galizien gewesen. Trotz anfänglicher Mißerfolge hatten sie vermöge ihrer erdrückenden Übermacht die tapfer fechtenden österreichisch-ungarischen Truppen Schritt für Schritt nach Westgalizien zurückgedrängt, Lemberg genommen, Przemysl eingeschlossen, einen Teil der Karpathenpässe erstiegen. In Westpolen dagegen war noch wenig gekämpft worden, und die Armeen Hindenburgs und Hötzendorfs standen erst in sehr lockerer und mehr gelegentlicher Verbindung. Die siegreichen Hindenburgschen Truppen hatten bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes die russische Grenze überschritten, am 15. Sep-



Abb. 1. Czenstochau: Die berühmte Wallfahrtskirche, in der sich die berühmte „Schwarze Madonna“ befindet.

tember das holz- und gänsereiche Suwalki besetzt, am 17. die 4. finnische Schützenbrigade (diese Truppenteile bestehen übrigens keineswegs aus Finnländern) bei Augustow zersprengt und etwas später mit grobem Geschütz die Beschießung der Feste Ossowetz begonnen. Aber auch General v. Rennenkampf erholte sich im Schutze der Njemen-Festungen überraschend schnell von den Schlägen, wie ja überhaupt das zähe Ausharren und die rasche Wiederaufrichtung auch nach den zerschmetterndsten Niederlagen ein Hauptvorzug des russischen Militärs ist. Schon beim Monatswechsel konnte der russische Feldherr mit erheblich verstärkten Kräften aus seiner Aufnahmestellung wieder zum Angriff hervorbrechen. Zwar wurde sein linker Flügel am 2. und 3. Oktober zwischen Suwalki und Augustow zurückgeworfen, aber der rechte vermochte sich zu behaupten, und es entwickelte sich nun hier ein längerer, hin und her wogender Stellungskampf, wobei die ostpreußische Tapferkeit hart mit der Übermacht der Zahl zu ringen hatte. Schließlich wurden, wie hier gleich vorausgreifend bemerkt sei, die durch starke Entsendungen nach Galizien geschwächten deutschen Truppen auf ostpreußisches Gebiet in die Linie Gumbinnen—Grajewo zurückgenommen, und Rennenkampf versuchte nun vergeblich, sie durch immer erneute Umfassungsversuche im Norden bei Schirwindt und im Süden bei Lyck von da zu verdrängen. Es hatte überhaupt ganz den Anschein, als ob der russische Oberbefehlshaber, Großfürst Nikolai, für Anfang Oktober einen neuen großen, von zwei Seiten zu führenden Schlag gegen Ostpreußen beabsichtigt hätte, zumal ihn offenbar das Vordringen deutscher Truppen über Mlawa hinaus um den Rücken seiner Weichselstellung besorgt machte. Er gedachte dieser Bedrohung durch einen sofortigen Gegenangriff mit überlegenen Massen zuvorzukommen, zog zu diesem Zwecke die ganze Armee Rußki mit der Bahn aus Galizien nach Nordpolen heran und verlegte sein Hauptquartier nach Grodno, um persönlich die neuen Truppenbewegungen zu leiten und das bei dem fluchtartigen Verlassen Insterburgs gegebene Versprechen baldiger Wiederkehr einzulösen. Nur hatte er dabei die Rechnung ohne den Wirt gemacht, und der hieß — Hindenburg. Für die deutsche Heeresleitung mußte es nach der glücklichen Befreiung Ostpreußens oberste Pflicht sein, dem durch die

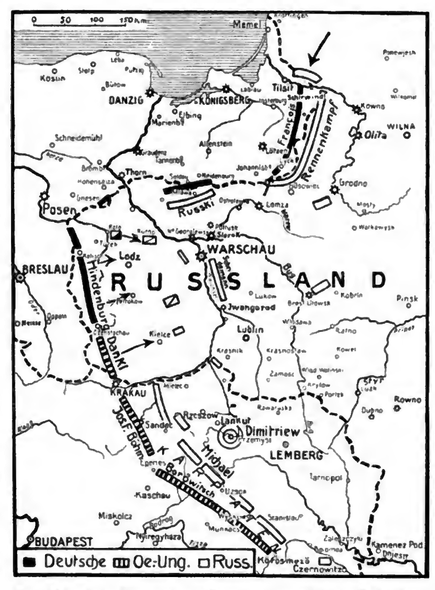


Abb. 2. Strategische Gesamtlage vor Antritt des Hindenburgschen Vormarsches.

feindliche Übermacht bedrängten Bundesgenossen Hilfe zu bringen (war die russische Reiterei doch schon bis Biecz vorgedrungen), und das konnte am besten durch einen von Oberschlesien aus gemeinsam gegen das Herz Polens zu führenden Stoß geschehen. Ein solcher mußte in jedem Fall die Hauptkräfte des Feindes auf sich ziehen und so mittelbar auch Ostpreußen von der neuen Bedrohung entlasten. Außerdem verband Hindenburg damit weiter den Zweck, sich für die künftigen großen Entscheidungen einen geeigneten Kampfplatz zu schaffen

und den Gegner im vorhinein der Möglichkeit zur raschen Verschiebung großer Truppenmassen auf den Bahnlinien zu berauben, zumal sich beim Verlauf der galizischen Kämpfe gezeigt hatte, wie gefährlich dies bei der großen zahlenmäßigen Überlegenheit der Russen werden konnte. Diese beiden Zwecke, die Entlastung der Österreicher und die Zerstörung des westpolnischen Eisenbahn- und Straßennetzes, sind durch den raschen Oktober-Vormarsch gegen Warschau—Iwangorod ganz erreicht worden, und die Österreicher vermochten in Verbindung damit auch in Galizien wieder zur Offensive überzugehen und nach dem Siege von Lancut Przemysl vorübergehend zu entsetzen, allerdings nur wenig darüber hinaus vorzudringen. Hätte man nun außerdem auch noch Warschau und Iwangorod selbst durch überraschenden Angriff nehmen können, was bekanntlich nicht geglückt ist, so „würde man dazu nicht nein gesagt haben", wie Hindenburg selbst sich humorvoll zu einem betriebsamen Wiener Zeitungskorrespondenten geäußert hat, den er einmal zu seiner Tafel zugezogen hat, und der darüber gleich ein ganzes Büchelchen schrieb. Zu einer planmäßigen Belagerung der beiden großen Weichselfestungen aber waren die von deutscher Seite angesetzten Kräfte von vornherein viel zu schwach. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit war ein Teil der erprobten Truppen, die in Ostpreußen gefochten hatten, auf den preußischen Bahnen hinter der Front nach Mittel- und Oberschlesien geschafft worden, ohne daß die Russen etwas davon merkten. Verstärkungen aus der Westfront und einige Neuformationen kamen dazu, aber immerhin lassen sich, soweit die bis heute vorliegenden Nachrichten ausreichen, kaum mehr als fünf deutsche Armeekorps (wahrscheinlich unter den Generalen v. Mackensen und Morgen) herausrechnen, die dem Feldmarschall für seinen kühnen Vorstoß zu Gebote standen. Als Aufmarschgebiet für den linken Flügel wurde Kalisch, für das Zentrum Czenstochau gewählt, während die den rechten Flügel bildenden Österreicher und Ungarn unter General v. Dankl aus der Nida-Stellung und dem Festungsbereich von Krakau hervorbrechen sollten. Feldmarschall v. Hindenburg selbst eilte mit seinem getreuen „Gneisenau" v. Ludendorf in aller Stille und Heimlichkeit nach Breslau, wo er in einer Besprechung mit dem österreichischen Oberbefehlshaber und seinem Generalstabschef die nötigen Vereinbarungen wegen des gemeinsamen Vorgehens traf, und war so voll heiterer Ruhe und Zuversicht, daß er, der vielgeplagte Heerführer und leidenschaftliche Weidmann, auf der Weiterreise nach dem Kriegsschauplatze sogar noch Zeit fand, in den berühmten Revieren des Fürsten v. Pleß ein paar kapitale Hirsche zu schießen.

Mit dem Erscheinen Hindenburgs auf dem westpolnischen Kriegsschauplatze beginnt nun jenes gigantische Ringen, das seit Monaten die ganze Welt in atemloser Spannung hält und die Entscheidung dieses furchtbaren Weltkriegs in seinem Schoße zu bergen scheint, in seinem wechselvollen Verlaufe von den Völkern der ganzen Erde mit um so innigerer Anteilnahme verfolgt, je ärmer während dieser ganzen Zeit der langwierige Stellungskrieg auf der Westfront an hervorstechenden und großzügigen Ereignissen war. Wohl drohte auch der Kampf gegen die zähen, schwerflüssigen Massen des Russenheers öfters zum Schützengrabenkrieg zu erstarren, aber er ist schließlich doch ein ungeheuer aufregendes Schachspiel geblieben, wobei sich Züge und Gegenzüge bald in blitzschnellem Entschluß, bald nach langem und zögerndem Nachdenken folgten. Und wahrlich, auch die Partner — so wenig sie auch an das seltene Feldherrngenie eines Hindenburg heranreichen konnten, — waren keine unwürdigen Gegner: der tatkräftige, stets vorwärts drängende, das einmal gesteckte Ziel mit so unermüdlicher Zähigkeit verfolgende Großfürst, der stille, bebrillte Rußki mit dem klugen Professorengesicht, das so sehr an unsern unvergeßlichen Goeben erinnert, und der finstere Artillerist Iwanow mit dem mächtigen Schnauzbart und den tiefliegenden Sarmatenaugen. Aber auch die landläufige Meinung über das russische Heer selbst, das seit dem unglücklichen Kriege gegen Japan wenigstens in Laienkreisen bei uns vielfach unterschätzt wurde, hat man unter dem Drucke der Tatsachen allmählich abändern müssen, und unsere in Polen kämpfenden Soldaten haben den Russen, obwohl er sich aus hier nicht näher zu erörternden Gründen verhältnismäßig leicht gefangen gibt, im allgemeinen doch als durchaus tapferen und tüchtigen Gegner würdigen gelernt. Die russischen Heere in Polen sind nicht mehr dieselben wie in der Mandschurei, weder in bezug auf die Führung, noch auf die Mannschaften, noch auf die Ausrüstung. Die Führer haben ganz im Gegensatz zum Japankriege fast überall eine bemerkenswerte Angriffslust und mehr Unternehmungsgeist gezeigt als die französischen und englischen, die Mannschaften haben sich, soweit es sich um



Abb. 3. Russisch-polnisches Bauernhaus. Nach einer Skizze von Feldarzt Dr. Spier.

eigentliche Russen handelte, durchaus brav geschlagen, und ihre Ausrüstung war im allgemeinen vortrefflich, in mancher Beziehung sogar musterhaft. Man wird also auch in der üblichen Beurteilung der russischen Verwaltung etwas nachprüfen und umlernen müssen. Der trotz seiner berüchtigten Weiberaffären militärisch überaus tüchtige Kriegsminister Wladimir Alexandrowitsch Ssuchomlinow hat da offenbar mit eisernem Besen ausgefegt, die französischen Milliarden nutzbringend verwendet und aus den Niederlagen auf den Schlachtfeldern der Mandschurei viel gelernt. Die beliebten Erzählungen von sandgefüllten Granaten und Konservenbüchsen, von zerlumpten, minderwertigen Uniformen, pappsohlenen Stiefeln und halbverhungerten Soldaten sollten endlich dahin verwiesen werden, wohin sie gehören — in das Gebiet der Zeitungsenten und Feldpostmärchen. Unsere Feldgrauen spotten schon längst über solch abgelebtes Zeitungsgewäsch, das ihre eigenen bewundernswerten Leistungen nur herabsetzen kann. In Wirklichkeit waren die russischen Soldaten durchgängig gut genährt und tadellos ausgerüstet, namentlich aber ihre Mäntel und Stiefel durchaus erstklassig. Wenn man gelegentlich in Gefangenenlagern gegenteilige Beobachtungen macht, so ist dies eben darauf zurückzuführen, daß die betreffenden Leute ihre guten Mäntel und Stiefel vertauscht oder verkauft haben, um sich die ihnen unentbehrlichen Zigaretten zu verschaffen. Die beste russische Waffe ist nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller Feldzugsteilnehmer die Artillerie, die aus den gebildetsten Mannschaften und Offizieren zusammengesetzt ist, sich ausgezeichnet aufs Eingraben und Maskieren versteht und sich im Stellungskrieg durch geradezu unheimliche Treffsicherheit auszeichnet. Viel weniger gut ist sie jedoch im Bewegungskrieg, wo sie auf dem Gefechtsfelde herumknallt, denn wo es auf schnelles Zurechtfinden im unbekannten Gelände und auf raschen Entschluß ankommt, da versagt auch der beste russische Soldat. Der Munitionsverbrauch der russischen Artillerie war namentlich im Anfang des Krieges ungeheuer groß, und das wird sich um so verhängnisvoller geltend machen, je mehr der Ersatz erschwert wird und je länger der Krieg dauert. Namentlich beim Absuchen des Geländes nach versteckten Zielen wird eine gewaltige Munitionsverschwendung getrieben, und man schießt dann wirklich „mit Kanonen nach Spatzen". Bei Hindenburgs erstem Vormarsch gegen die Weichsel fiel aber dieser Fehler weniger ins Gewicht, da aus den großen Festungen

Warschau und Iwangorod jederzeit rasch Ersatz beschafft werden konnte. Nur ungern nehmen die russischen Batterien Stellung an oder auf Höhen; lieber graben sie sich tief ins Sumpf- und Wiesengelände ein, und in der Schlacht von Warschau standen schwere Batterien sogar auf dem morastigen Weichselufer. Im Gegensatz zur Artillerie hat die so zahlreiche und früher mit Recht berühmte russische Reiterei schlecht abgeschnitten, da sie in der Aufklärung herzlich wenig leistete und auch beim Zusammenprall mit der blanken Waffe sich den deutschen Reitern nicht gewachsen zeigte, selbst dann nicht, wenn diese erheblich in der Minderzahl waren. Das russische Fußvolk krankt daran, daß es fast durchgängig aus Analphabeten besteht. Freilich bringen diese strammen Bauernburschen (die größten und schönsten Leute werden bei der Garde eingestellt) ihre urwüchsige Bedürfnislosigkeit und Findigkeit zum Soldatenhandwerk mit, sind auch äußerst geschickt in der Anwendung von Spaten und Schanzgerät. Trefflich nutzen sie die Bodengestaltung aus und verschwinden wie Maulwürfe in den mit zauberhafter Schnelligkeit ausgehobenen Schützengräben, die sich nach wenigen Tagen zu Feldbefestigungen ersten Ranges umwandeln, und deren Bezwingung viel Zeit und Mühe kostet. Darin liegt die Stärke der russischen Infanterie, zugleich aber auch ihre Schwäche. Hinter der Frontlinie ist schon wieder für eine neue, hinter dieser für eine dritte gesorgt. Der Soldat weiß, daß er beim Rückzug stets eine solche Aufnahmestellung vorfindet und schielt sozusagen immer mit einem Auge nach rückwärts, statt mit beiden vorwärts zu sehen. Dem Begegnungsgefecht zeigt er sich weniger geneigt, ist auch nicht recht dafür erzogen, obwohl ungestüm und todesmutig im Angriff und im Bajonettkampf ein furchtbarer Gegner. Die Feuerdisziplin ist schlecht, meist werden nur Zufallstreffer erzielt; doch machen die aus Förstern und Jägern gebildeten sog. Jagdkommandos eine rühmliche Ausnahme. Die gefährlichste Waffe des russischen Heeres ist sein Überfluß an billigen Menschenleben, die erdrückende Wucht seiner Massen, das starre Übergewicht der Zahl. Dagegen hatten wir neben der besseren Ausbildung und höheren Intelligenz unserer Soldaten und Offiziere vor allem das Feldherrngenie eines Hindenburg einzusetzen. Die Ereignisse haben gezeigt, daß auch auf diesem Gebiet der Geist über die tote Materie triumphieren kann und schließlich triumphieren muß. Und das gewährt uns einen tröstlichen Ausblick in die heute so bedrohte Zukunft und Höherentwicklung des Menschengeschlechts. Bezeichnend ist es ja, wie sehr gerade deshalb das russische Volk selbst unsern Hindenburg nicht nur fürchtet, sondern auch achtet, ja in gewissem Sinne liebt und seine reckenhafte Erscheinung mit einem Sagenkranz umwoben, sie zu einer Art Halbgott gemacht hat. Freilich wurde dabei alles auf das roh Körperliche zugeschnitten, und an den russischen Lagerfeuern erzählt man sich zum Beispiel, Hindenburg sei so stark, daß er mit den bloßen Händen Goldstücke zerbrechen könne. Monatelang hat so der Geist des Feldherrn mit der starren Zahl gerungen, und es gewährte geradezu einen ästhetischen Hochgenuß, dieses wechselvolle Spiel zweier Urkräfte zu beobachten. Noch nie vielleicht ist es dem unbefangenen Zuschauer so klar zum Bewußtsein gekommen, wie innig verwandt die hohe Strategie mit echter Kunst ist, wie sie die gleichen Vorbedingungen erfordert, aber in ihrer Vollendung auch das gleiche Wohlgefühl auszulösen vermag. Nicht gekünstelt darf wahre Feldherrnkunst sein, aber von echt künstlerischer Einfachheit muß sie sein, und eben dieses Einfache ist das Schwere, das so unermeßliche Mühe in der Anlage, so geistvolle Entschlußfähigkeit in der Durchführung und so nervenzähe Tatkraft in der Vollendung erfordert. Wir wissen heute, daß unser Hindenburg sich als ein Meister in dieser schwierigen Kunst gezeigt hat, daß er einer der ganz großen Feldherrn ist, wie sie alle Jahrhunderte nur einmal geboren werden. Es hat allerdings nicht an fachkritischen Stimmen gefehlt, die behaupten, daß Hindenburgs strategisches Genie sich beim ersten Vormarsche gegen Warschau bei weitem nicht in so hellem Lichte gezeigt habe, wie vorher in Masuren und später bei seinem zweiten Vorbrechen gegen die Weichsellinie. Ich bin gegenteiliger Ansicht. Die geschickte Verschleierung des Aufmarsches, der rasche Vormarsch unter den widrigsten Verhältnissen, die Ablenkung und Fesselung der zahlenmäßig weit überlegenen feindlichen Hauptmacht, die auf dem Schlachtfelde erfolgende, geradezu elegante Loslösung von dem sich bereits des Sieges sicher wähnenden Gegner, das spurlose Verschwinden in Polens weiten Ebenen und das plötzliche Wiederhervorbrechen an ganz unvermuteter Stelle, das alles sind Meisterstücke, die zu rückhaltloser Bewunderung zwingen, auch wenn der äußere Erfolg sich nicht dem früheren und

späteren an den masurischen Seen an die Seite stellen kann. Wie ein Bäcker vor seinem Troge steht, den hochgequollenen Teig mit kräftigen Armen bald hier, bald da knetet und bearbeitet, jetzt ein überquellendes Stück der Masse unwillig abschneidet und wegschleudert, jetzt ein anderes zurückdrückt, schließlich dem Ganzen nach vielem Drehen und Wenden die richtige Lage gibt, es nun mit gewaltigem Schwung hochhebt und aufs Backblech wirft, — so stand Hindenburg vor dem polnischen Troge und den zähflüssigen russischen Heeresmassen. Man verzeihe diesen trivialen Vergleich, aber vielleicht vermag er doch dem Laien eine Vorstellung zu vermitteln für die Art und Weise, mit der Hindenburg mit der feindlichen Übermacht umsprang.

Außer gegen die Zahl hatte er aber auch noch gegen einen anderen, nicht weniger gefährlichen Faktor anzukämpfen — gegen die Eigenart der polnischen Landschaft, gegen Polens Natur. Schon Napoleon I. hat nicht erst 1812, sondern schon 1807 im „polnischen Kot" ein fünftes und ihm bis dahin unbekanntes Element der Kriegführung entdeckt, und an der gleichen Klippe ist 1831 auch der kraftvolle Diebitsch bei der Niederwerfung des polnischen Aufstandes gescheitert. Im Sommer unerträglich staubig, werden Straßen und Fluren im Herbst und Frühjahr zu unergründlichen Morästen. Nur der Winter schafft, solange Schnee und Eis die Herrschaft haben, dem Verkehr Erleichterung, denn dann gleiten die Schlitten leicht über schneebedeckte Weiten, erstarrte Sümpfe, gebändigte Flüsse. Gerade der Oktober mit seinen starken Regengüssen gehört zu den gefährlichsten Monaten. Aber was selbst ein Napoleon nicht zu besiegen vermochte, deutsche Organisation und deutsche Unverdrossenheit hat es überwunden. Man wird sich ungefähr vorstellen können, was unser Train hier zu leisten hatte. Richtige Landstraßen sind eine große Seltenheit, und schon im Frieden gehört eine Fahrt in der hin und her schwankenden Troika auf den schmalen Sand- und Lehmwegen durchaus nicht zu den Annehmlichkeiten, mögen die Glöckchen des Dreigespannes ihr eintöniges Lied auch noch so verführerisch in die Einsamkeit hinaussingen. Jetzt aber waren alle Lehm- und Sandpfade schon von den ersten Kolonnen bald vollständig ausgefahren und die folgenden mußten wohl oder übel ihren Weg durch die aufgewühlten Felder fortsetzen, oft versunkene Wagen mit Vorspann, Hebeln und Menschenkraft herausholen, oft abgrundtiefe Löcher mit gefällten Bäumen und Strauchwerk notdürftig ausfüllen, oft stundenlang auf das Schlagen von Notbrücken durch die Pioniere warten. Unglaubliches mußte den armen Gäulen zugemutet werden, und alle paar hundert Meter sah man die Kadaver der den ungeheuren Anstrengungen erlegenen oder aus Mitleid schließlich erschossenen Zugpferde liegen. Es ist erstaunlich, daß trotz alledem von den Fuhrparkkolonnen täglich im Durchschnitt 25 km zurückgelegt wurden. Wie anderswo hohe Gebirgszüge oder tief eingeschnittene Wasserläufe den natürlichen Schutz eines Landes gegen feindliche Angriffe bilden, so hier versumpfte Ströme, grundlose Moräste, ausgedehnte, verwilderte Wälder. Rechnet man die erbärmliche Beschaffenheit der wenigen Wege, den Mangel an guter Unterkunft und die Ärmlichkeit der Unterhaltungs- und Verpflegungsmittel hinzu, so ergibt sich, daß die Kriegführung

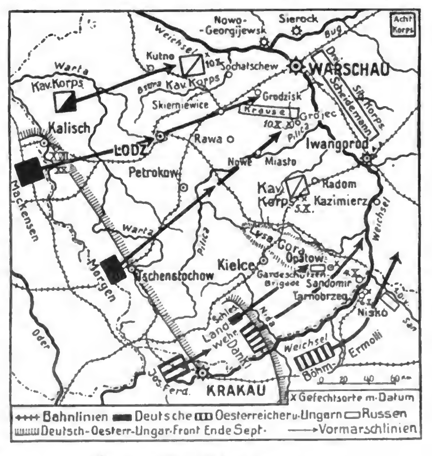


Abb. 4. Aufmarsch der Armee Hindenburgs.

hier beständig auf nur schwer zu bewältigende Hindernisse stößt, und daß namentlich an die Ausdauer der Truppen, an die Voraussicht der Führer und an die Leistungsfähigkeit der Verwaltungsorgane ganz andere Anforderungen gestellt werden als im hilfsquellenreichen Mitteleuropa mit seinem engmaschigen und weitverzweigten Straßen- und Eisenbahnnetz. Eine rasche Kriegsführung mit entscheidenden Schlägen ist ungemein erschwert, bei länger andauerndem Regenwetter fast unmöglich. Den meisten unserer Soldaten erschloß sich beim Einrücken in Polen eine völlig neue Welt, aber durchaus keine schöne. Es weht eine eigene Luft in diesen vernachlässigten Landen. Die endlosen Weiten und die stille Einsamkeit wirken bedrückend, der trübe, regenschwangere Herbsthimmel prägt trostlose Schwermut. Aus weiter Ferne schon winken die hohen Ziehbrunnen, oder die plumpen Ziegelrohbauten der Bahnhöfe stechen grell in das eintönige Landschaftsbild. Weit ab von ihnen liegen die Städtchen selbst mit ihren Mischmaschläden und den armseligen jüdischen Gasthöfen, die sich mit ihren wackeligen Möbeln, erblindeten Spiegeln und der schmierigen Bedienung gleichen wie ein Ei dem andern. Auf weiter Heide zwischen verkrümmten Weiden und trüben Tümpeln ab und zu ein winziges, schweigendes Dorf mit halb eingesunkenen Hütten und geschwärzten Strohdächern, bewohnt von Elenden und Hungernden, von einem wartenden und sehnsüchtigen Volk. Seine Sprache schlägt bald rauh, bald weich ans Ohr, bald schreckend mit harten Lauten, bald schmeichelnd mit süßen Kosenamen, bald wie Kampfruf aus finsterer Wildnis, bald wie die Töne liebender Zärtlichkeit. Unseren zuerst neugierigen Feldgrauen graute bald vor diesen Bauernhäusern, ihrem Geruch, ihrem Dreck und — ihrem Ungeziefer. Die Läuseplage hat noch in jedem polnischen Feldzug ihre traurige Rolle gespielt. Zu bekommen war von solcher Armut natürlich fast nichts; höchstens anfangs noch Eier, Hühner und Gänse, aber bei den anstrengenden Eilmärschen blieb nur selten die nötige Zeit zur Zubereitung des Geflügels.

Die strategische Lage Polens erscheint auf den ersten Blick fast noch ungünstiger als die Ostpreußens, denn als künstliche Diplomatenschöpfung des Wiener Kongresses stellt es eine riesige Ausbuchtung dar und ist im Falle eines Krieges gegen Deutschland und Österreich-Ungarn auf drei Seiten von feindlichem Gebiet umgürtet. Ein konzentrischer Vormarsch aus diesem mit überlegenen Truppenmassen müßte also eine in Polen stehende russische Heeresmacht erdrücken. Gegenwärtig fällt aber dieser Vorteil für uns weg, weil die Eigenart des Zweifrontenkrieges es mit sich bringt, daß von einer Aufstellung überlegener oder auch nur gleichstarker Truppenkörper gegenüber den Riesenheeren des Zarenreiches nicht die Rede sein kann. Vielmehr bleibt für die Russen der Vorteil der inneren Linie, der namentlich durch das großzügig strategische Eisenbahnnetz hinter der Weichsel die rasche Verschiebung großer Heeresteile gestattet. Die Landesteile westlich der Weichsel liegen ziemlich offen, um so stärker ist aber die Weichsellinie selbst befestigt. Hier stößt der einrückende Feind auf das berühmte polnische Festungsdreieck Iwangorod-Brest Litowsk-Warschau. Das von Warschau rund 100 km entfernte und auch die Bahn nach Lublin deckende Iwangorod ist eine Gürtelfestung von 28 km Umfang und mit neuzeitlichen Panzerwerken. Warschau selbst hat einen auf 48 km vorgeschobenen Doppelgürtel von zahlreichen Forts, ist fast noch mehr durch unergründliche Sümpfe geschützt und mit angeblich nicht weniger als 1400 Kanonen bestückt. Nun bildet aber Warschau zusammen mit der starken, an der Einmündung des Narew in die Weichsel gelegenen Festung Nowo-Georgijewsk und dem bei der Vereinigung von Bug und Narew angelegten großen Doppelbrückenkopf Serok ein zweites Festungsdreieck, dessen Pfeiler je 30 km von einander entfernt sind, und das zusammen eine riesige Lagerfestung von 150 km Umfang darstellt, deren Gesamtarmierung auf 2500 Geschütze angegeben wird. Die Bezwingung dieses furchtbaren Bollwerks gehört sicherlich zu den schwierigsten Problemen der Kriegskunst und würde eines der interessantesten und großartigsten Ereignisse der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker werden.

In einem so wegearmen Lande wie Polen spielen natürlich die wenigen vorhandenen Eisenbahnlinien eine doppelt bedeutsame Rolle. Hindenburg hat sich von Anfang an als ein vollendeter Meister gerade der Eisenbahnstrategie erwiesen, und nie mehr als bei diesem ersten Vorstoße gegen Warschau, dessen einer Hauptzweck ja gerade die Zerstörung des westpolnischen Eisenbahnnetzes war. Nicht zum wenigsten sie hat das Steckenbleiben der „Dampfwalze" bewirkt, nachdem sie schon in Masuren ein paar böse Sprünge erhalten hatte. Wohl noch in keinem Kriege und von keinem Feldherrn ist das Vorhandensein oder Fehlen von Bahnen so großzügig und zielbewußt zur Niederringung

des Gegners ausgenützt worden wie in Polen von Hindenburg, der während all der verflossenen Kriegsmonate eine Eisenbahntaktik von wunderbarer Folgerichtigkeit und bisher unerhörtem Umfang zur Anwendung gebracht hat. Beim Vormarsch hat er die westpolnischen Bahnen noch tüchtig ausgenützt, weil er sie für Verpflegung und Nachschub nicht entbehren konnte, und seine rührigen Pioniere waren überall eifrig bei der Arbeit, Kilometer für Kilometer durch Umnageln oder durch Legen einer dritten Schiene von der russischen Breitspur (1,52 m) auf unsere Normalspur (1,435 m) zu bringen. Beim Rückmarsch hat er sie dann aber um so gründlicher zerstört, so gründlich, daß selbst die Russen, die doch gewiß im Zerstören reichliche Erfahrung besitzen, in eine mit Hochachtung gemischte Wut gerieten. Es sollte dadurch ein eisenbahnleerer Raum, eine Art Vakuum geschaffen, und die verfolgende russische Armee in diesen gewissermaßen hineingesaugt werden. Wurde sie dann in diesem „Hindenburgischen Vakuum", wie der Fachausdruck bereits lautet, durch erneuten Angriff zur Entscheidungsschlacht gezwungen, so erfolgte dies unter ungleich ungünstigeren Verhältnissen, als wenn es vor den Toren Warschaus geschehen wäre. Dort hatten die Russen gute strategische Bahnen im Rücken, nun kam dieser Vorteil den Verbündeten zu, und wenn jene eine schwere Niederlage erlitten, mußte sie in dem „Vakuum" zur Katastrophe werden. Wenn eine solche trotzdem nicht in dem erhofften Umfange eingetreten ist, so hat dies Rußland nur der unglaublich zähen Verteidigungskraft seiner Soldaten und dem rechtzeitigen und allmählichen Abbauen des Generals Rußki zu verdanken.

Nach diesen mehr allgemeinen Darlegungen, die vorausgeschickt werden mußten, weil sie uns auch später die Betrachtung der großen Entscheidungskämpfe bei Lodz, Lowitsch, an der Rawka und Bsura usw. erleichtern werden, sei nun noch kurz auf den militärischen Verlauf dieses ersten Vorstoßes gegen das polnische Festungsdreieck eingegangen. Er stand, wie schon angedeutet, in inniger Verbindung mit dem Wiedervordringen der Österreicher und Ungarn in Galizien und den Karpathen, auf das an anderer Stelle näher eingegangen werden soll, und mit dem verteidigungsweisen Verhalten der Deutschen in Ostpreußen. Hier gelangte eine elastische Kautschukstrategie zur Anwendung, die für den Feinschmecker der Kriegsgeschichte eine Fülle des Interessanten bietet und die später sicherlich zu den am fleißigsten studierten Kapiteln des großen Weltkrieges gehören wird. Wo immer Rennenkampf vordrängte, legte sich das dünne Gummiband der deutschen Abwehrtruppen um seine Heeresglieder, ohne irgendwo zu zerreißen, schnellte aber sofort wie scharfer Peitschenschlag wieder vor, sobald der Druck an irgendeiner Stelle nachließ. Nur mit großer Mühe war es der russischen Übermacht möglich, einige schwer zu verteidigende Grenzstriche der Provinz zu besetzen. Die Schilderung des Hindenburgschen Vorstoßes selbst bietet insofern die größten Schwierigkeiten, als über keinen Abschnitt des Krieges, soweit deutsche Truppen daran beteiligt waren, die Quellen so spärlich geflossen sind, wie gerade über diesen, und dabei lauten sie vielfach so vollkommen widersprechend, daß sie kaum unter einen Hut zu bringen sind. Es ist nicht möglich, eine lückenlose und richtige Darstellung zu geben, was ja einstweilen mehr oder minder für alle Schlachtenschilderungen gilt, die später sämtlich weitgehender Verbesserungen bedürfen werden. Versucht aber der Laie aus den kurzen deutschen, österreichischen und russischen

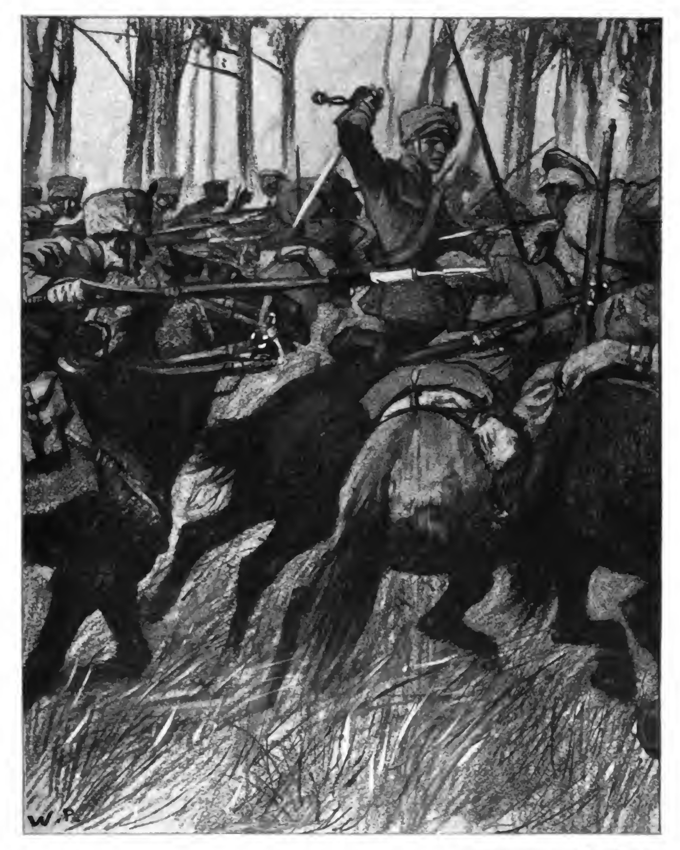


Phot. Eiko-Film-G. m. b. H., Berlin.

Abb. 5. Hindenburgs Pioniere bei der „Korrektur" einer Eisenbahnstrecke in Russisch-Polen.

Generalstabsberichten, aus den ziemlich nichtssagenden Aufsätzen der verschiedenen Kriegsberichterstatter und aus unzähligen Feldpostbriefen, die in den Tageszeitungen zur Veröffentlichung gelangten, in ehrlicher und mühseliger Mosaikarbeit ein Bild zusammenzusetzen, so ergibt sich etwa das folgende, das immerhin vielleicht einen annähernden Begriff der Ereignisse zu geben vermag. Soviel steht fest, daß die Russen durch den in einer Frontbreite von 230 km erfolgten, unvermuteten Vorstoß Hindenburgs, den sie mit seinen Hauptkräften noch immer in Ostpreußen glaubten, zunächst vollständig überrascht wurden. Sie hatten damals in Westpolen eigentlich nur schwache Beobachtungstruppen stehen: je ein Kavalleriekorps auf dem linken Ufer der unteren Bsura und bei Radom, eine Gardeschützenbrigade zur Bewachung der Lysagora und eine vorgeschobene Infanteriedivision zur Deckung des Brückenkopfes von Sandomir auf beiden Weichselufern bei Tarnobrzeg. Alle diese Vortruppen wurden einfach über den Haufen gerannt. Die Gardeschützen wurden schon am 4. Oktober bei Opotow von schlesischer Landwehr zersprengt, am nächsten Tage bereits das bei Radom stehende Kavalleriekorps geworfen, und am 6. siegten die etwas langsamer vorankommenden Österreicher und Ungarn bei Tarnobrzeg und bemächtigten sich des Brückenkopfes. Das zur Deckung des linken Hindenburgschen Flügels den Vormarsch nördlich begleitende deutsche Kavalleriekorps trieb die an der Bsura stehenden russischen Reiter nach glänzendem Gefecht über die Weichsel, wo sie zunächst unter den Kanonen von Georgijewsk Zuflucht suchten. So war der deutsche Vormarsch trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten mit verblüffender Schnelligkeit glatt und programmäßig vor sich gegangen und hatte sich dabei im wesentlichen an die Bahnlinien gehalten. Der linke Flügel rückte über Skiernewice und Grodisk gegen Warschau selbst an, der rechte, also die Österreicher und Ungarn, zu beiden Seiten der Weichsel gegen Iwangorod, während die deutsche Mitte im Pilitzatale gegen die Weichselstrecke zwischen beiden Festungen vordrang. Sie stieß am 10. Oktober bei Gojec auf gemischte russische Abteilungen unter General v. Krause und schlug sie in die Flucht. Dieser General hatte trotz seiner zahlreichen Reiterei sträflicherweise jede Aufklärung nach Süden hin, von wo man allerdings damals keinen Feind erwartete, vernachlässigt und ließ sich so vollkommen überfallen. Russischen Behauptungen zufolge soll hier sogar Verräterei im Spiele gewesen sein (der unvorsichtige General trug ja einen deutschen Namen!), und auch nach italienischen und schweizerischen Berichten ist General v. Krause nach der Schlacht von Warschau vor ein Kriegsgericht gestellt, verurteilt und erschossen worden. Der alte, draufgängerische General Scheidemann (früher Kommandierender des Charkower Korps), der damals die jenseits der Weichsel stehenden russischen Truppen befehligte, erhielt die Nachricht von dem bedrohlichen Anrücken der Deutschen viel zu spät. Erst durch flüchtende Landleute erfuhr er, daß der Feind nur noch 15 Kilometer von den Toren Warschaus entfernt sei und erlitt aus Schreck darüber einen Nervenchock. Bald raffte er sich aber wieder auf und warf alles, was er an Truppen zur Hand hatte — es waren 3 sibirische Korps — über die Weichselbrücken dem Feinde entgegen. Diese Sibirier, prächtige, durch ein hartes, entbehrungsreiches Leben in der Taiga abgehärtete Leute, meist leidenschaftliche Jäger und deshalb gute Schützen, haben sich hier ihres alten kriegerischen Ruhmes durchaus würdig erwiesen, denn zwei Tage lang hielten sie trotz der fürchterlichsten Verluste dem wuchtigen Anprall einer größeren Zahl deutscher, mit überlegener Artillerie ausgerüsteter Korps stand und haben dadurch Warschau gerettet.

Warschau selbst hatte sich bisher durch den Krieg wenig in der gewohnten Leichtlebigkeit stören lassen. Jetzt aber kam mit der massenhaft in die Stadt flüchtenden Landbevölkerung der Schrecken und das Grauen. Mit entsetzlicher Spannung fühlte man, wie die drohende Eisenfaust der siegreichen feindlichen Heere Polens Hauptstadt zu umklammern und zu erdrosseln drohte. Als düstere Boten kommenden Unheils erschienen die deutschen Flieger, die immer wieder ihre verderbenbringenden Bomben auf die militärischen Anlagen und auf die Eisenbahnlinien warfen. Kaum größer als Krähen, schwebten sie hoch über der Stadt. Dann aber schießt ein solcher Vogel näher herbei und wird zum gewaltigen Adler, der sich brüstet im Gold der Herbstsonne. Mit rasender Schnelligkeit nähert er sich, das neugierige Volk schreit angstvoll, flüchtet in kopflosem Wirrwarr nach allen Seiten, stößt und drängt sich, stürzt in die Häuser und tief hinunter in die Keller, ballt sich vor den Türen zu zusammengepreßten Menschenknäueln. Selbst die Soldaten ducken sich in eingebildeten Schlupf-



Originalzeichnung von Willy Planck.

Abb. 6. Deutsche und russische Kavallerie in einem Gefecht an der unteren Bsura.

winkeln. Die Straßenbahnwagen entleeren sich und stehen still wie versteinert, die Droschkenkutscher springen von den Sitzen und überlassen ihre Gefährte sich selbst. Wie von einem Sturm weggefegt erscheint alles Leben, die Straßen liegen plötzlich des Verkehrs entblößt und verödet da. Je-

dem steht das Herz still, jeder hat das atembeklemmende Gefühl, als ob er in der nächsten Minute in kleine Stücke zerschmettert werden solle. Dann zuckt ein Blitz aus rauchigem Feuer, ein scharfer Knall macht alle Fensterscheiben zittern, ein dumpfer Aufschlag erfolgt, Dachziegel und Mauerbrocken spritzen auf die Straße, treffen Gerechte und Ungerechte. Ist dann die Gefahr wieder einmal vorüber, so sammeln sich die Neugierigen erst zögernd, dann immer dreister um den Ort, wo die Bombe niederfiel, bestaunen schaudernd ihre gewaltigen Wirkungen und besprechen aufgeregt das große Ereignis. Auch ein Zeppelin ließ sich öfters im ersten Morgengrauen blicken. In dem vergoldeten Dunstschleier schwimmt etwas schwach Leuchtendes, kaum dem Fernrohr erkennbar. Es rückt mit scheinbarer Langsamkeit gegen den Wiener Bahnhof vor. Seltsam, wie wenig man es sieht! Es ist, als wäre es in der Luft gezeichnet und dann mit dem Finger ausgewischt. Die Kanonen der Forts feuern drauf los wie toll. Aber es ist Munitionsverschwendung. Berührt fast ein wenig lächerlich. Jetzt kommt der Zeppelin näher, man hört sein zorniges Brummen, sieht die sich drehende Schraube glänzen. Bombenknall. Wilder Lärm in der Marschalkowska. Verschwunden. Auch die Kanonen tönen schwächer, wie Hunde, die müde werden, zu bellen. Wilde Gerüchte durchschwirren die Straßen. Nur die Zeitungen am Abend bleiben stumm. Sie warten darauf, daß sie die Nachricht, zurechtgemacht und verbessert, von Petrograd erhalten. Viele Bewohner reisten ab, wenn sie so glücklich waren, ein Plätzchen in den wenigen überfüllten Zügen zu ergattern. Auch die Behörden wurden nervös. Es verging keine Stunde, ohne daß angebliche Spione festgenommen, kein Tag, ohne daß etliche gehängt oder erschossen wurden. Ihren Gipfelpunkt erreichte die Verwirrung am Sonntag, den 11. Oktober, wo die Deutschen schon bei Pruszkow, nur noch 12 km südwestlich von Warschau standen. Man sah die unermeßliche Ebene nachts von brennenden Dörfern schauerlich erleuchtet, konnte deutlich die verschiedenen Tonarten im Krachen der Geschütze unterscheiden, fühlte förmlich den eisernen Sturmwind durch die Lüfte sausen, bis er dann in erdbebenartigem Donner endigte. Todesangst und lüsterne Neugier stritten in den Menschenherzen. Die große Judengemeinde (etwa 250 000 Seelen), von jeher die verachteten Parias der polnischen Hauptstadt, zitterte aus Furcht vor einem Pogrom und schickte Abordnung auf Abordnung an den Statthalter. Der suchte zu beschwichtigen. Und das strenge Alkoholverbot war von sehr wohltätigem Einfluß. Die vielen versprengten und verwundeten, flüchtigen und abgehetzten Soldaten wirkten sehr niederdrückend. Aber die Stimmung hob sich wieder, als in den nächsten Tagen von allen Seiten riesige Verstärkungen eintrafen — stattliche Garde und die berühmtesten sibirischen Regimenter, wilde Kaukasier, braune Turkestaner, abenteuerliche Gestalten aus den Urwäldern des Amurgebietes. Unentwirrbare Knäuel von Karren und Geschützen füllten die Straßen, die schweren Räder und das Geklapper der eisenbeschlagenen Pferdehufe auf dem harten Pflaster vollführten einen betäubenden Lärm. Die beiden Bahnhöfe am rechten Weichselufer spieen ununterbrochen einen Strom von Truppen aus, andere kamen zu Fuß und zu Pferde nach langen, aufreibenden Märschen auf kotigen Landstraßen. Die ganze Stadt wurde zu einer einzigen Kaserne, die Parkanlagen, die schönen Lindenalleen, die Gärten an den Stromterrassen zu einem wimmelnden Heereslager. Polens Hauptstadt sollte um jeden Preis behauptet werden.

Die drei sibirischen Korps Scheidemanns, die während der beiden ersten Gefechtstage die furchtbare Wucht des deutschen Anpralls allein auszuhalten hatten, standen in einer von Blonie (25 km westlich von Warschau) in östlicher und südöstlicher Richtung sich bis zum Weichselufer hinziehenden, gut gewählten und teilweise durch ungangbare Sümpfe gedeckten Stellung, während die Deutschen von Grojec und Grodisk aus angriffen, und zwar mit einem höllischen Schneid. Aber auch die Sibirier schlugen sich mit größter Hingebung und bewunderungswürdiger Tapferkeit. Sie sind es gewesen, die hier die bei Liaoyang, Mukden und Tannenberg ramponierte russische Waffenehre glänzend wiederhergestellt haben. Ihre Verluste waren allerdings fürchterlich, nach russischen Angaben selbst die relativ größten, die in diesem Kriege bisher vorgekommen waren, abgesehen von der Vernichtungsschlacht bei Tannenberg. Ganze Regimenter wurden vollständig vernichtet, andere verloren sämtliche Offiziere; einem Artillerieregiment wurden 22 Geschütze zu Splittern zerschmettert. Bataillon um Bataillon, Regiment um Regiment mußte sich opfern, damit hinter den toten Leibern das neue russische Riesenheer sich wie eine unheilkündende Gewitterwolke zusammenballen und dann vernichtend über dem ungestümen Gegner sich entladen könne. Bei den Gegenangriffen wurden ganze

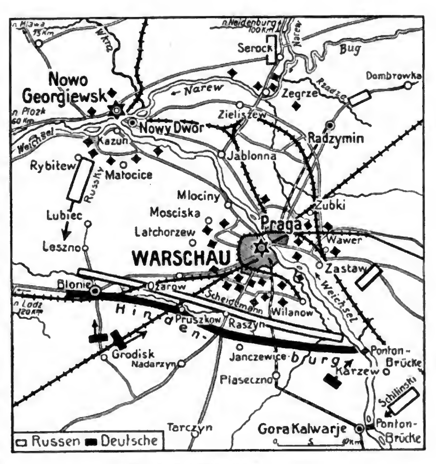


Abb. 7. Die Schlacht bei Warschau.

Kompagnien durch das deutsche Maschinengewehrfeuer vom Erdboden buchstäblich weggefegt, aber viermal, fünfmal wurden sie erneuert, bis der Feind seine Munition erschöpft hatte. Menschenleben galten nur noch gewissermaßen als Munition. Ebenso hartnäckig waren die deutschen Angriffe. Es gab Stellungen, die für uneinnehmbar galten, und als die Deutschen frontal dagegen anstürmten, glaubten die russischen Offiziere, sie seien wahnsinnig geworden. Ein vernichtender Geschoßhagel zerstäubte die Angreifer. Zehnmal erneuerten sie den Sturm, zehnmal mußten sie wieder zurück. Als sie jedoch zum elften Male mit dem Bajonett vorgingen, war die Verteidigungskraft der Russen erschöpft. Sie mußten weichen mit einem Gefühl, gemischt aus Bewunderung und aus Zorn. Am erbittertsten wurde um Blonie und die dahinterliegenden Waldungen gerungen, weiter um Pruszkow (nur 12 km südwestlich von Warschau). Am 12. Oktober waren alle diese Punkte nach fürchterlichen Kämpfen in den Händen der Deutschen. Die Linie der Sibirier war also weit zurückgedrückt und schwer erschüttert, aber doch nirgends durchbrochen. Und am 13. machte sich schon das Eingreifen großer russischer Verstärkungen geltend. Der Hauptkampf ballte sich wieder um Blonie zusammen, das bald genommen, bald verloren und dabei von der Artillerie völlig zerstört wurde. Auch die Kirche lag in Trümmern, aber man schlug sich auch um diese mit dem Bajonett und verteidigte jeden Steinblock. Schließlich blieb der Ort in den Händen der Russen, die bereits die zahlenmäßige Übermacht erlangt hatten. Am 14. eroberten sie auch Pruszkow zurück, und am nächsten Tage stürmten sie unter ungeheuren Verlusten Nadarzyn (südlich von Pruszkow) mit dem Bajonett. Am 16. fegte sie ein heftiger Gegenstoß wieder aus diesen Stellungen heraus, ja die Deutschen gingen sogar auf einer rasch geschlagenen Pontonbrücke bei Karzew über die Weichsel, stießen aber am jenseitigen Ufer bald auf überlegene Kräfte und mußten sich daher wieder zurückziehen. Ein ähnlicher Versuch der Russen war schon am 13. mißglückt. Sie hatten an diesem Tage insgesamt 8 frisch eingetroffene Reservekorps zwischen Warschau und Iwangorod über die Weichsel geworfen, um den rechten deutschen Flügel zu umfassen und aufzurollen und von den westlich und südlich von Iwangorod kämpfenden Österreichern und Ungarn abzutrennen, dadurch zugleich deren linke Flanke bedrohend. Rasches Zusammenwirken der Verbündeten zwang die Russen zu schleuniger Umkehr, wobei sie viele Gefangene einbüßten. Am 17. wütete vom Morgengrauen bis tief in die Nacht hinein ein unentschiedener Kampf auf der ganzen Linie. Sibirier und deutsche Jungtruppen gerieten dabei in den Sümpfen aneinander. Man stand bis an die Hüften im Morast und bearbeitete sich mit Kolben und Bajonett. Die Gefallenen klatschten in das aufspritzende Sumpfwasser, das sich gurgelnd über ihnen schloß und sich mit rötlichen Blasen färbte. Aber am 18. machte sich die stündlich wachsende russische Übermacht immer mehr und immer drückender geltend, und namentlich das Eintreffen von 20 Haubitzen schwersten Kalibers aus Brest-Litowsk wirkte entscheidend. Die Deutschen mußten unter ihrem Geschoßhagel Blonie abermals aufgeben. Großfürst Nikolai hatte jetzt insgesamt 20 Korps auf dem Schlachtfelde versammelt, also eine etwa vierfache Übermacht erlangt und

gedachte nun für Tannenberg Rache zu nehmen. Die Armee Rußki griff nach der Zurückeroberung Blonies weit westwärts aus und schob ihre Reiterei bis nach Sochatschew und an die Bsura vor, um den linken deutschen Flügel zu umklammern; Scheidemann sollte die deutsche Schlachtlinie im Zentrum fesseln, General Shilinski mit anderen Korps bei Gora Kalwarje über die Weichsel setzen und dem rechten

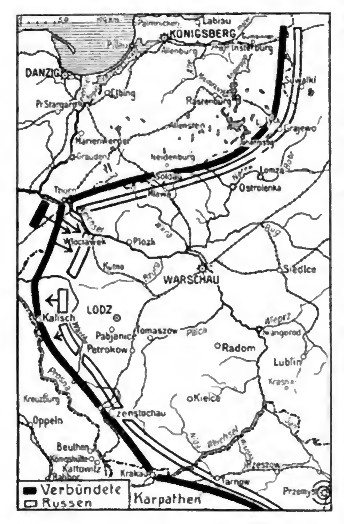


Abb. 8. Beiderseitige Front nach Hindenburgs glänzendem strategischen Rückzug.

deutschen Flügel in den Rücken kommen. Die Österreicher und Ungarn aber, die die ersten russischen Divisionen aus dem Felde geschlagen hatten, wurden durch die Armee Iwanow gebunden und konnten infolgedessen nicht weiter kommen und ihren Verbündeten nicht helfen. So sollte der Sieger von Tannenberg wie in einer Mausefalle gefangen werden. Der Plan war nicht übel ausgedacht und die Lage gefährlich genug. Nur verstanden sich die russischen Führer nicht auf die rasche und reibungslose Verschiebung großer Truppenmassen, und Hindenburg war ihnen zu flink. Dieser stand vor der Wahl, entweder eine große Entscheidungsschlacht unter ungünstigen Bedingungen und gegenüber einer gewaltigen Übermacht anzunehmen, oder die Schlacht rechtzeitig abzubrechen und einen strategischen Rückzug anzutreten. Er entschied sich für den Rückzug. Hatte er doch seinem Plane gemäß die Hauptmacht des Feindes auf sich gezogen und konnte sie nunmehr dahin bringen, wohin er sie zum Entscheidungskampfe haben wollte, nämlich in das jetzt auf dem Rückzuge zu schaffende „Vakuum". Von einer Eroberung Warschaus, die in der ersten Überraschung ohne den zähen Widerstand der Sibirier vielleicht möglich gewesen wäre, konnte ja ohnehin nicht mehr die Rede sein. So flaute das deutsche Geschützfeuer am 19. ab, aber das Gewehrfeuer der vordersten Linien knatterte auf der ganzen Front weiter, und unter seinem Schutze vollzog sich die Loslösung glatt und unbemerkt. Das deutsche Heer verschwand wie ein Geist, ohne ein Geschütz oder sonst etwas in den Händen der Russen zu lassen, die sich mit der Gefangennahme weniger Marschunfähiger trösten mußten. Als ihre Reiterei am 20. vorschwärmte, fand sie — nichts, ritt 30 km weit ins Land hinein und mußte trostlos mit der Nachricht zurückkehren, daß die Deutschen spurlos verschwunden seien. Der Mangel an Beweglichkeit in der russischen Armee hatte sich wieder einmal recht unvorteilhaft geltend gemacht. Großfürst Nikolai schäumte vor Wut, glaubte aber trotzdem einen großen Sieg errungen zu haben und schickte Jubeldepeschen an Joffre und Nikita von Montenegro, den einstmaligen „einzigen" Freund Rußlands. Er vergaß nur dabei zu melden, daß die Verbündeten gegen 50000 Gefangene und 38 eroberte Feldgeschütze mit sich führten. In Wirklichkeit darf man die Schlacht von Warschau taktisch wohl als unentschieden bezeichnen, und über ihre strategischen Folgen wird später noch mancherlei zu sagen sein.

Hindenburg konnte jetzt zeigen, daß er sich auf den Rückzug ebenso gut verstand, wie auf den Angriff. Die Zerstörung der Wege und Straßen erfolgte so gründlich, daß die Russen nur äußerst langsam zu folgen und die deutsch-österreichische Neugruppierung in keiner Weise zu stören oder auch nur zu belästigen vermochten. Ihre zahlreiche Reiterei konnte keinen Einblick in die deutschen Bewegungen erlangen. Zwar kam sie uns bei Lowicz einmal in die linke Flanke, begnügte sich aber damit, den Ort aus der Ferne durch mitgeführte Artillerie mit Schrapnells zu bewerfen und entdeckte dann beim

Einzuge, daß sie meist russische Gefangene der Deutschen getötet hatte. Auf der Linie Rawa—Skiernewice nahmen die deutschen Nachhutstruppen zeitweise eine starke Verteidigungsstellung ein und ließen die Russen anlaufen, um indessen ihren Verbündeten Zeit zu geben, sich vom Feinde loszumachen und zu verhindern, daß dieser ihnen die linke Flanke abgewänne. Auch hier, namentlich bei Rakitni, waren es wieder die braven Sibirier, denen man den Vortritt in dem blutigen Tanze überließ. Sie fanden acht Reihen hintereinander liegende Schützengräben vor, und die dazwischen aufgestellten Haubitzen beherrschten die ganze Gegend in weitem Umkreis. Mit stoischer Ruhe stürmten die Sibirier gegen dieses Zickzackbollwerk an, das eine wahre Flut verheerender Geschosse ausspie. Unter dem mörderischen Feuer lösten sich alle Verbände, die Offiziere fielen, jeder Soldat war sein eigener Leutnant. Bis zum Abend währte das mörderische Ringen. In der Nacht zog die kleine deutsche Truppe (nach russischen Angaben eine Brigade) freiwillig ab. Eine Anzahl Verwundete mußte man der Barmherzigkeit der Russen überlassen und sah sich darin auch nicht getäuscht. Beim weiteren Rückzug griff man oft zur List. Die schwachen Nachhutstruppen mußten tagsüber Schützengräben ausheben, nur damit die Russen sahen, daß die Deutschen zur Stelle waren. Jene machten dann gewöhnlich halt, um die Dunkelheit abzuwarten und einen ihrer beliebten Nachtangriffe auszuführen. Derweil waren aber die Deutschen in der Abenddämmerung längst abmarschiert. Oft hatten die wackeren Landwehrleute dann nur noch einen Ausweg, denn ringsum standen die Russen. Umgekehrt, deckten die Österreicher und Ungarn durch glänzende und opfervolle Rückzugsgefechte in der Lysa Gora den rechten Flügel der Deutschen. Von ihren in die Felsen eingebauten Stellungen aus zwangen sie den ganzen linken russischen Flügel zum Aufmarsch und zur Entwicklung und erzielten dadurch beträchtlichen Zeitgewinn, der für die geplante Neugruppierung nötig war. Namentlich die Tiroler zeichneten sich hier wieder aus; sie wiesen dreimal den Angriff von 500 Russen ab, indem sie erst Feuer gaben, als diese bis auf 50 Schritte herangekommen waren. Ebenso tapfer hielten sie im San-Abschnitt aus, wo sie sogar gelegentlich zu erfolgreichen Gegenstößen übergingen. Auch die in Galizien fechtenden k. und k. Truppen mußten sich der allgemeinen Rückwärtsbewegung anschließen, um nicht ihre linke Flanke zu entblößen und von der feindlichen Übermacht gegen den Karpathenwall gequetscht zu werden. So mußte man das starke Przemysl zum zweiten Male sich selbst überlassen und zog teils westlich gegen Krakau, teils südlich in die Karpathenpässe ab, wodurch in der strategischen Front der Verbündeten bei Gorlice ein Knick gebracht wurde, auf dessen Durchstoßung die Russen in der Folgezeit viel Mühe ohne jeden Erfolg verwendeten. Die Hauptfront der Verbündeten bewegte sich also westwärts, ohne irgendwo dem Gegner eine Lücke oder Blöße zu bieten, ohne den Zusammenhang zu lockern oder ein Zusammendrängen zu bewirken, bis die Linie Krakau—Czenstochau—Sierads erreicht war. Dann hieß es, bis hierher und nicht weiter, denn auf deutschen Boden wollte Hindenburg die asiatischen Mordbrenner nicht kommen lassen. Es ist ein schöner Beweis für das hohe Vertrauen, dessen sich sein Name im ganzen deutschen Volk erfreut, daß ein so weit fortgesetzter Rückzug nicht Bestürzung auslöste. Aber es war, als ahne der einfachste Mann das Richtige. Wohl haben die Bewohner der schlesischen und posenschen Grenzgebiete bange Stunden verlebt, aber ihr rückhaltloses Vertrauen zu Hindenburgs Stern half ihnen darüber hinweg. Die Russen folgten aus den schon genannten Gründen langsam genug. Schließlich kamen aber doch ihre drei vordersten Reiterdivisionen über die Warta und holten sich bei Kolo am 7. November blutige Köpfe. Ihr Südflügel bedrohte Krakau. Aber inzwischen war die deutsche Umstellung beendigt, und nun folgte plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel am 13. der Schlag von Kutno und am 15. der glänzende Sieg von Wloclawek. Hindenburgs Plan war gelungen. Wie mit einem Zauberschlage war das gesamte Kriegstheater auf der Ostfront wieder verändert, und der aufgehende Vorhang zeigte der erstaunten Mitwelt ein völlig neues Schauspiel.

Deutsch-türkische Waffenbrüder.

Von Reinhard Wendel. Mit 4 Abbildungen.

Die Weltgeschichte ist um ungeheuer spannende Kapitel bereichert worden, seitdem der Brite seine Bundesgenossen zum Kampfe gegen deutsche Kultur und Intelligenz aufrief. Zu den interessantesten wohl gehört das Thema von der *deutsch-türkischen Waffenbrüderschaft*, die der nun seit fast einem Dreivierteljahr tobende Riesenkampf hervorgebracht hat. Wohl hatten sich Deutschland und die vorwärtsstrebende Türkei in den letzten Jahren wirtschaftlich stark genähert, daß aber einmal der Tag kommen könnte, da ein deutscher Soldat dem Türken in Stambul die Hand reichen würde zu gemeinsamem Kampfe, daß er einmal berufen sein würde, sein Leben einzusetzen für die Existenz des Osmanenreiches, das war ein unerhörter Gedanke, den selbst die Tatsache nicht festen Fuß fassen ließ, daß seit Jahren deutsche Lehrmeister den an sich lernbegierigen Türken aus Fatalismus und Gleichmut zu mehr Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein zu erwecken suchten. Und doch ist er Wirklichkeit geworden, dieser Gedanke. Drunten am *Bosporus* und in den Forts der *Dardanellen* stehen deutsche Matrosenartilleristen an deutschen Geschützen und kämpfen einen Heldenkampf gegen einen mächtigen Feind, der mit seinen Panzerriesen sich Ein- und Durchlaß erzwingen will und der sich der ungeheuer weittragenden, weltgeschichtlichen Bedeutung seiner Aufgabe bewußt ist. Deutsche und Türken halten aber überall, wo sie das Schicksal nebeneinander gestellt hat, treue Waffenbrüderschaft. Der Türke begegnet seinen deutschen Kameraden mit einer Achtung, die an Verehrung grenzt, er fügt sich willig jeder Anordnung, tut still und emsig seine Pflicht und ist offensichtlich nur von dem einen Wunsch erfüllt, es dem Deutschen, dessen soldatische Tüchtigkeit er ehrlich bewundert, gleichzutun und sich als würdiger Kamerad zu erweisen. Und der Deutsche hat den stillen, etwas melancholischen Kameraden gern. Er schätzt seine Brauchbarkeit, er schätzt in ihm einen tüchtigen Soldaten, der nur der guten, straffen Führung bedarf. —

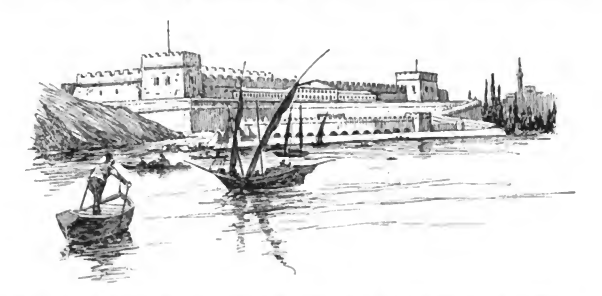


Abb. 1. Älteres türkisches Fort auf Kap Helles an der Südspitze der Halbinsel Gallipoli, das die Einfahrt in die Dardanellen beherrscht.

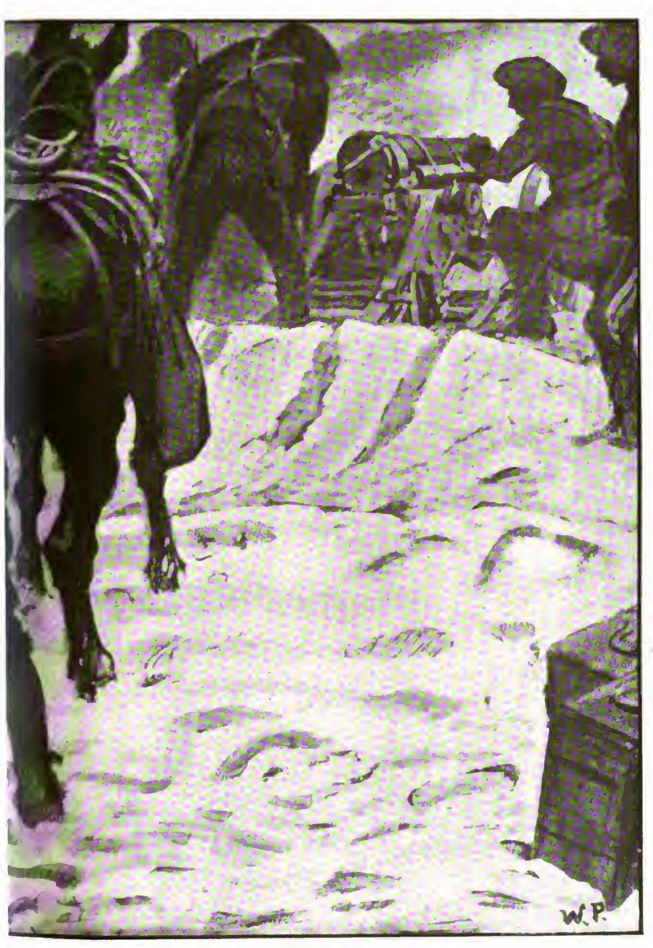
In den starken Befestigungen des Bosporus und der Dardanellen waren die deutschen Matrosenartilleristen auf ihrem Posten. Freilich nicht in dem schmucken Anzug der deutschen Blaujacken. An Stelle der flotten Bändermütze saß der rote Fez, das blaue „Hemd", der beliebte Matrosenkragen, den einstmals Lord Nelson seinen Seeleuten für besondere Tapferkeit verlieh, wurden verdrängt vom kleidsamen Rock, der weiten Hose und den Wickelgamaschen des türkischen Artilleristen. Und reges Leben kam bald in die Höfe und Kasematten der Forts. Es galt, die Batterien in kriegsbrauchbaren Zustand zu bringen, zu verbessern, umzuändern, Geräte aufzustellen, die die Vorbedingung artilleristischer Wirksamkeit sind und an denen es noch bedenklich mangelte, und es galt auch, sich wohnlich einzurichten. Auch das war eine durchaus nicht einfache Sache. Zuerst wohl gab es keine Schwierigkeiten. Die Tage waren warm und sonnig und keiner sehnte sich unter ein festes Dach, die Nächte so lau und angenehm, daß die Zelte, die in der Nähe der Batterien aufgeschlagen wurden, Schutz genug bieten konnten. Aber dann kamen Nächte, in denen wahre Bäche vom Himmel herunterstürzten. Da wurde es ungemütlich in den Zelten. Es war nichts ungewöhnliches, daß das Wasser über die flachen Matratzen zusammenschlug und die Frage einer besseren Unterkunft wurde dringend. Ohne weiteres waren die Türken bereit, ihre festen Kasernen zu räumen und sie den Deutschen zu überlassen. Und bald gab es großes Reinemachen, das freilich, trotz aller Gründlichkeit, die Deut-



Alpenjägerbatterie im Feuer bei den

Die zerlegbaren Gebirgsgeschütze werden auf Maultieren in die Stellung geb

Nach einem Gemälde



ı Kämpfen um den Reichsackerkopf

:acht, und dort in kürzester Zeit zusammengesetzt und zum Feuern gerichtet.

von Willy Planck.

schen nicht dazu bewegen konnte, in der Türkenkaserne ihren Einzug zu halten. Gewisser Quälgeister gab es zu viele in den Räumen. Als die deutschen Artilleristen, denen die Sache natürlich, trotz aller anfänglichen kleinen Unbequemlichkeiten, einen großen Spaß bereitete, die Holzverschalungen von den eckigen Säulen rissen, weil die ihnen besonders verdächtig erschienen, kam ihnen ein solcher Heerhaufen entgegen, daß sie schleunigst wieder in ihre Zelte schlüpften. Da war es hier schon besser, trotz nächtlichen Regenwassers und drangvoller Enge.

In dem Verhältnis zwischen Türken und Deutschen änderte das kleine Ereignis, das sich in einem der stärksten Forts abspielte, selbstverständlich nichts. Immer enger schlossen beide sich aneinander. Der eine lernte des anderen Sprache, studierte seine Sitten und war mit seinen Gewohnheiten bald vertraut. Es war für die Deutschen schließlich ein ganz selbstverständliches Bild, wenn am Abend auf dem Polygon die türkischen Soldaten zusammentraten, um mit lautem „Padischahym tschok jascha" ihrem Kalifen den Abendgruß zu entbieten. Und bald verkehrten sie nicht nur einzeln miteinander, tauschten Brot gegen Zigaretten, die deutschen Mannschaften leisteten auch der Einladung der zumeist deutschsprechenden türkischen Offiziere zu größerem abendlichen Beisammensein in der türkischen Mannschaftskaserne stets gerne Folge. Es bedeutete dann für die Türken ein ungeheures Vergnügen, wenn einer der Deutschen einem Muselmann, der die grotesken Tänze seiner Kameraden musikalisch begleitete, das handharmonikaähnliche Instrument aus der Hand nahm, zum Tanz aufspielte und die deutschen Matrosenartilleristen sich dann fröhlich im Walzertakte drehten. Solche Abende waren die schönsten Abwechslungen im Zusammenleben der an Charakter und Lebensweise so grundverschiedenen Waffenbrüder. Am Tage aber hieß es arbeiten. Munitionskammern und Bereitschaftsräume wurden instand gesetzt und an den gewaltigen Geschützen exerzierten die Artilleristen von früh bis spät. Willig gingen die Türken, denen zumeist die weniger wichtigen „Nummern" vorbehalten waren, den Deutschen zur Hand. Sie fügten sich freudig in deutsche Ordnung und Disziplin, ohne „handgreiflich" dazu ermahnt zu werden, wie sie es leider bisher gewohnt gewesen sind. Unter dem Einfluß der deutschen Offiziere dürfte wohl dieser mit deutschen soldatischen Erziehungsgrundsätzen nicht zu vereinbarende „Brauch" bald ganz verschwunden sein.

Noch folgte die Pforte scheinbar ruhig den Kriegsereignissen in Europa. Da erschien eines Tages des Osmanenreiches einflußreichster und wohl genialster Mann im Fort — Enver Pascha. Die deutschen Artilleristen sollten ihm zeigen, was sie können. Und sie zeigten es dem Manne, der die Geschicke der Türkei in seiner Hand hält, der als der Retter seines Vaterlandes gilt. Sie zeigten dem Generalissimus, der ihre Muttersprache so rein und wohllautend sprach, daß sie etwas gelernt haben in friedlichen, aber straffen Soldatenjahren. Scheiben fuhren auf das Wasser hinaus und die entscheidende Schießübung begann. Und Treffer um Treffer rissen die schwachen Gestelle in Fetzen. Deutsche und Türken lachten vergnügt und der Kriegsminister, der aus seinen ernsten, großen Augen gespannt die Ausschläge beobachtete, war befriedigt.

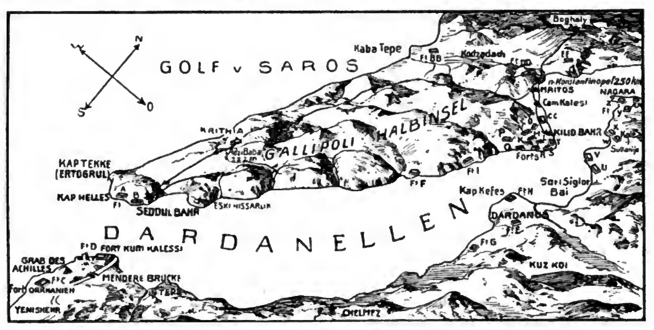


Abb. 2. Die Dardanellenstraße.

Der dem Aegäischen Meer zugekehrte Teil der wichtigen Meerstraße, dessen schützende Forts seit Anfang März wiederholt der heftigsten Beschießung durch die Flotte der Franzosen und Engländer ausgesetzt worden sind.

Bald darauf donnerten vor den Dardanellen die mächtigen Geschütze der englisch-französischen Flotte und heulend sausten die riesigen Granaten durch die weiche Luft, um allerdings zumeist im Wasser des Dardanelleneingangs unterzutauchen oder höchstens riesige Löcher in unnütze Erdhaufen zu reißen. Der Verlauf des ersten und der nachfolgenden Bombardements, die in der Hauptsache die wenig wichtigen Außenwerke in Mitleidenschaft zogen, deren schließlicher Fall, der auf den Gang der Ereignisse keinen wesentlichen Einfluß auszu-

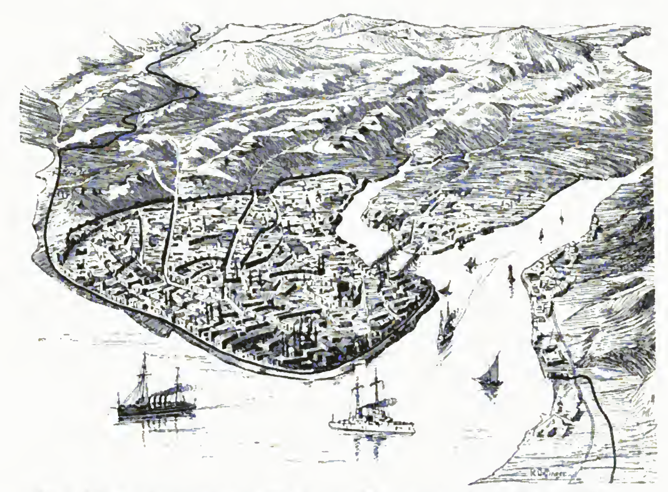


Abb. 3. Blick auf Konstantinopel vom asiatischen Ufer aus. Man erkennt deutlich die alte Theodosianische Mauer. Am Horizont die aus dem Balkankriege bekannten Berge von Tschataldscha.

üben vermochte, ist der Welt längst bekannt geworden. In den Hauptforts Hamidjie, Medjidie, Kilid Bahr, Dardanos usw., herrschte noch lange Zeit nach dem ersten Ansturm der Gegner Ruhe. Wohl war die Besatzung in ständiger Alarmbereitschaft, aber das Leben spielte sich in den alltäglichen, fast friedlichen Formen ab. Skat und Doppelkopf oder Tarock (wäre es wohl möglich, daß nicht ein einziger unter den deutschen Seeleuten gewesen wäre, der sein Kartenspiel mit auf die Reise nahm?) blieben ein beliebter Zeitvertreib, dem die Türken sehr interessiert beiwohnten. Der sehr billige türkische Landwein blieb auch weiterhin sehr geschätzt, nach wie vor saßen Deutsche und Türken bei einem Mokka auf dem Fußboden zusammen und unzählige aromatische Zigaretten zerflossen im blauen Rauch. Bis es dann auch für die starken Bollwerke der Dardanellenstraße heiße Arbeit gab.

Wie furchtbar die Beschießungen waren, denen schließlich nach dem Fall der Außenforts auch die Hauptwerke ausgesetzt waren und wie wenig sie doch imstande gewesen sind, die Widerstandskraft und den Mut der deutsch-türkischen Waffenbrüder zu brechen, davon erzählt packend ein deutscher Offizier in einem jetzt eingetroffenen Briefe. Er schildert den Kampf am 18. März. Während ich bisher die Berichte meiner in den Dardanellenforts kämpfenden Kameraden vereinigte, lasse ich die interessanten, nirgends veröffentlichten Mitteilungen des Offiziers, die auch die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft rühmend erwähnen, in ungefährem Wortlaut folgen. Es heißt in dem Briefe etwa:

Nachdem in der Nacht vom 17. zum 18. März noch ein sehr heftiger Angriff auf unsere Minensperre erfolgt war, bei dem wir einige sehr gute Treffer hatten, erschien der Feind am Vormittag des 18. in einer Stärke von mehr als 12 Schlachtschiffen, Kreuzern, Torpedobooten, Zerstörern und Hilfsschiffen. Kurz vor 12 Uhr brach es von allen Seiten über unser Fort herein. Mit den schwersten Kalibern (38,1—30,5) wurden wir überschüttet. Als der Feind nahe genug heran war, hieß es bei uns: „An die Geschütze!" Und nun bebte und dröhnte die Erde unter den Schüssen der schweren Geschütze und dem Krachen der aufschlagenden Granaten. Bald stimmten auch die anderen Werke in das Konzert ein, von dessen Melodie man sich gar keinen Begriff zu machen vermag. Binnen zwei bis drei Stunden waren Zelte, Küchen, Schuppen usw. verschwunden und die Türkenkaserne war nur noch ein Trümmerhaufen. Die ungeheuren Geschosse rissen Löcher von 3—4 m Tiefe und 30 m Umfang, in denen alles verschwand. Der Batteriehof glich bald einer Alpenlandschaft, so hatten die riesigen Granaten gehaust. Um 6 Uhr abends war der furchtbare Kampf, in dem sich die Waffenbrüderschaft der Deutschen und Türken in tadellosem Zusammenarbeiten aufs glänzendste bewährt hatte, zu Ende. Die Verluste waren auf unserer Seite erstaunlich gering. Die Deutschen hatten 4 Tote, 13 Verwundete, die Tür-

ken 3 Tote, 7 Verwundete. In sämtlichen Dardanellenforts hatte der ungeheure Kampf ein Opfer von nur 64 Toten und ebensoviel Verwundeten gekostet. Exzellenz von Usedom aber konnte am Abend ein Telegramm an Se. Majestät unter ganz besonderer Hervorhebung der artilleristischen Leistungen absenden.

„So hätten wir denn die Feinde," schließt der Brief, „mit blutigen Köpfen heimgeschickt. Wir haben ihnen gezeigt, von wem das wichtigste Dardanellenfort verteidigt wird. Mögen sie wiederkommen, eine gleiche Lehre ist ihnen sicher. Wir sind hier alle zum Äußersten entschlossen und stehen oder fallen mit unseren lieben deutschen Geschützen. Ein dreifaches Hoch unserem lieben Vaterland und Sr. Majestät!"

Ein weiterer Brief, den ich erhalten, erzählt von den großen Verlusten der Engländer und Franzosen, von denen man in der Heimat nur einen Teil kennt, weil die Verluste und Beschädigungen von Zerstörern, Torpedobooten, Minensuchern usw. sich gar nicht genau feststellen lassen, er berichtet von der großen Zahl toter feindlicher Seeleute, die das Meer an Land gespült hat und schließt, dieselbe Tatsache im Auge behaltend, mit feinem Humor: „So hat die Landung des Feindes, von der die Zeitungen soviel zu sagen wußten, sich doch bestätigt. Aber das Meer hat für ihre Landung gesorgt, sie selbst waren dazu nicht mehr imstande."



Abb. 4. Am nördlichen Ende des Bosporus; der Blick geht hinaus ins weite Schwarze Meer zwischen Europa und Asien.

Aus jeder Mitteilung, die aus der Türkei von dort kämpfenden Kameraden heraufkommt, klingt die gleiche Zuversicht, dieselbe Kampfesfreude und fast jede enthält die Schilderung kleiner Episoden und Erlebnisse, in denen das ausgezeichnete Verhältnis, das zwischen Deutschen und Türken herrscht, zum Ausdruck kommt — eine Tatsache, die nicht zu den unwichtigsten Bedingungen für ein glückliches Ende der Siege zu zählen ist.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Generaloberst August v. Mackensen.

General v. Mackensen gilt in Fachkreisen infolge seiner zahlreichen kriegsgeschichtlichen Aufsätze längst als einer unserer glänzendsten Militärtheoretiker, daß er sich aber ebenso gut auch auf die Praxis versteht, hat er jetzt während der blutigen Tage von Lodz, Lowicz und Wloclawek hinreichend erwiesen. Auch weiteren Kreisen ist er schon früher namentlich durch sein zweibändiges Werk „Schwarze Husaren" bekannt geworden, in dem er meisterhaft die Geschichte

der berühmten beiden Totenkopfregimenter behandelt hat. Er gehört zu denjenigen unserer Feldherren, die aus gutbürgerlicher Familie (den Adel erhielt er erst 1899 während seiner Tätigkeit als Flügeladjutant des Kaisers) hervorgegangen sind, denn er wurde am 6. Dezember 1849 als Sohn des Rittergutsbesitzers Ludwig Mackensen († 1890) und seiner Gattin Marie geb. Rink auf dem väterlichen Besitztum im Regierungsbezirk Merseburg geboren und war zunächst überhaupt nicht für die Offizierslaufbahn bestimmt, sondern bezog nach dem Besuche der Gymnasien in Torgau und Halle die Hochschule



Generaloberst August von Mackensen.
(Zeichnung von F. Herwig.)

letztgenannter Stadt, unterbrach aber seine Studien im Herbst 1869, um sein Freiwilligenjahr bei den 2. Leibhusaren abzudienen. Da kam nun die große Zeit des 70er Krieges; sie brachte dem jungen Husaren eine Fülle unauslöschlicher Eindrücke, das Eiserne Kreuz und die Ernennung zum Reserveleutnant, sie erweckte und vertiefte seine leidenschaftliche Liebe zum Soldatenstand. Das Corpus juris vermochte ihn nicht mehr zu befriedigen, als er nach dem Friedensschlusse seine Studien wieder aufnahm, und so entschloß er sich, ganz umzusatteln und trat 1873 als aktiver Leutnant wieder bei seinem Regiment ein. 1876 kam er als Adjutant der 1. Kavalleriebrigade nach Königsberg, wurde zwei Jahre später Oberleutnant und konnte nun an die Begründung eines eigenen Hausstandes denken. Seine Wahl fiel auf Doris v. Horn, Tochter des Oberpräsidenten der Provinz Preußen, und aus dieser Ehe sind drei Söhne und eine Tochter hervorgegangen. Der hoffnungsvolle älteste Sohn Hans Georg ist der militärische Begleiter des Prinzen August Wilhelm von Preußen. Witwer geworden, ging August Mackensen 1908 mit der Komtesse Leonie v. d. Osten eine zweite Ehe ein. Obwohl er keine Kriegsakademie besucht hatte, bewirkten es seine ausgezeichneten Eigenschaften doch, daß er als Hauptmann in den Generalstab berufen wurde. So war er bei der 14. und nach der Beförderung zum Major bei der 4. Division in Verwendung, und nur durch eine kaum einjährige Tätigkeit als Eskadronchef bei den Metzer Dragonern kam er vorübergehend wieder in die Front. Besonders bedeutungsvoll für die Entwicklung des hochbegabten Offiziers wurde es, als ihn 1891 der damalige Generalstabschef Graf v. Schlieffen sich zum Adjutanten ausbat, denn bei diesem ausgezeichneten Taktiker, dem die Entwicklung unseres Heeres so unendlich viel zu verdanken hat, kam Mackensen in die richtige Schule. Als Oberstleutnant erhielt er den Befehl über die 1. Leibhusaren und wurde in dieser Stellung Oberst, bis der Kaiser ihn 1898 unter Beförderung zum Generalmajor zu seinem Flügeladjutanten ernannte. Der oberste Kriegsherr war ja schon mehrere Jahre früher bei den großen Manövern auf Mackensen aufmerksam geworden, hatte ihn wiederholt ausgezeichnet und sich auch von ihm Vorträge über Kriegsgeschichte halten lassen. Nach Neubildung der Leibhusarenbrigade erhielt Mackensen 1901 das Kommando über diese seine Lieblingstruppe. Als Generalleutnant führte er 1903—08 die 36. Division in Danzig, mit welcher Stadt ihn von jeher nahe Beziehungen verbunden haben. Die Kaisergeburtstagsfeier des Jahres 1908 brachte dann die Ernennung zum General der Kavallerie und zum Befehlshaber des XVII. Armeekorps. Bei den großen Kaisermanövern in der Provinz Posen erhielt er dann alsbald Gelegenheit, seine Fähigkeit zur Führung größerer Truppenmassen gegenüber einem so gefährlichen Gegner wie Kluck zu beweisen. Unser Kronprinz hat als Führer der Totenkopfhusaren in Danzig längere Zeit hindurch unter Mackensens Befehl gestanden, und man hat in „gut unterrichteten" Kreisen viel über ein gespanntes und unerquickliches Verhältnis zwischen beiden gemunkelt, aber der Kronprinz selbst hat in seiner offenherzigen Art diese Gerüchte Lügen gestraft. Auch bei Ausbruch des jetzigen Krieges hat die geschwätzige Fama ihre Netze mit Vorliebe wie-

der um die Person August v. Mackensens gesponnen. So stand in ausländischen Zeitungen zu lesen, daß er seines Kommandos enthoben worden sei und aus Verzweiflung darüber Selbstmord begangen habe. Als Führer des westpreußischen Korps hatte er der hereinbrechenden Russenflut gegenüber allerdings einen besonders schweren Stand, aber im dankbaren Herzen des deutschen Volkes steht es geschrieben, wie glänzend er sich bewährt hat. Die Folge davon war, daß der oberste Kriegsherr den Sieger von Wloclawek zum Generaloberst ernannte und den Befehl über die neugebildete 9. Armee vertrauensvoll in seine Hände legte.

Die Mittel des Krieges.

Stinkbomben und Gasgeschosse.

In den Tagesberichten der obersten Heeresleitung kehrten seit Anfang März verschiedentlich die Mitteilungen wieder, daß die Franzosen oft Geschosse verwenden, die beim Explodieren in den Schützengräben durch Entwicklung giftiger Gase die umstehenden Truppen töten. Derartige Stinkbomben wurden schon im Altertum gebraucht. In China schleudert man noch heute Töpfe, die mit gaserzeugenden Brennstoffen gefüllt sind, mittels hoher Stöcke unter die Feinde, um ihnen die Luft zu verpesten. Die Engländer gebrauchten dann im Sudan und im Burenkriege Geschosse von ähnlicher Wirkung. So trieben ihre Lydditgranaten z. B. die Buren bei Paardeberg aus ihren letzten Schlupfwinkeln. Diese mit Pikratpulver gefüllten Sprenggranaten sind durch die gewaltige Explosion und die Giftigkeit der hierbei entwickelten Gase die furchtbarste Waffe des Krieges, denn sie töten in einem Umkreis von 200 m alles was Odem hat. — In Frankreich machte in den 80er Jahren der Chemiker Turpin viel von sich reden, namentlich durch sein Melinit, einen aus Pikrinsäure mit etwas Schießbaumwolle bestehenden Sprengstoff. Die jetzt von den Franzosen gebrauchte Sprengmasse wird nach ihm Turpinit genannt und dürfte ebenfalls Pikrinsäure zur Grundlage haben. Der Kriegsberichterstatter der angesehensten und verbreitetsten spanischen Zeitung „A B C“, Javier Bueno, sah, wie er in seinen Erlebnissen in der Frankfurter Zeitung schreibt, bei Epernay einen deutschen Schützengraben, in dem alle Soldaten durch die Gasausströmungen des Turpinit getötet waren und völlig unverwundet noch in Schußstellung an der Böschung lehnten. Ein französischer Offizier erzählte ihm, daß dieser Explosivstoff nicht zu jedem Schuß gebraucht werden könne, da er die Geschütze derart angreife und verschleime, daß sie nach jedem dritten oder vierten Schuß gereinigt werden müßten. Auch die Engländer hätten gern Turpinit verwenden wollen, mußten aber davon absehen, da ihre Kanonen dabei explodierten.

Was ist eine Blockade?

Blockade ist die Absperrung eines feindlichen Küstenstrichs, eines Hafens, einer Flußmündung, einer Meerenge usw. vom Seeverkehr. Da die Blockade dem Feinde die Zufuhr auf dem Seeweg abschneidet, ist sie eines der wirksamsten Mittel des Seekriegs.

Die Blockade muß auf die feindlichen oder vom Feinde besetzten Häfen und Küsten beschränkt werden. Den Zugang zu neutralen Häfen und Küsten dürfen die blockierenden Streitkräfte nicht versperren.

Die Blockierung erfolgt durch stationierte oder kreuzende Kriegsschiffe.

Rechtswirksam ist eine Blockade nur dann, wenn sie *tatsächlich* wirksam ist, wenn also die blockierende Streitmacht so groß ist, daß sie hinreicht, den Zugang zu der feindlichen Küste in Wirklichkeit zu verhindern. Entfernen sich die blockierenden Schiffe, so ist die Blockade aufgehoben, es sei denn, die Entfernung geschah wegen schlechten Wetters.

Den verschiedenen neutralen Flaggen gegenüber muß die Blockade unparteiisch gehandhabt werden, doch kann neutralen Kriegsschiffen die Durchfahrt gestattet werden, ebenso anderen neutralen Schiffen im Falle der Seenot, sofern sie in dem blockierten Hafen keine Ladung löschen oder einnehmen und ihn nach Ende der Seenot wieder verlassen.

Die Rechtswirksamkeit der Blockade beginnt erst mit ihrer Erklärung, die Beginn und Umfang der Blockade bezeichnen muß, ferner die Frist, die neutralen Schiffen zum Auslaufen gewährt werden muß. Sie ist den neutralen Mächten sowie den Behörden des blockierten Hafens oder

Küstenstrichs bekanntzugeben. Das gleiche gilt für Ausdehnung, Einschränkung, Aufhebung und Wiederaufnahme der Blockade.

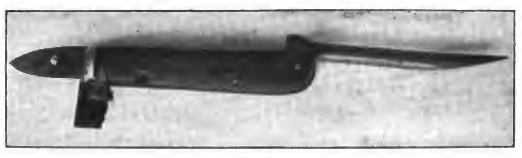
Versucht ein neutrales Schiff, an die blockierte Küste zu gelangen, oder von ihr aus die offene See zu gewinnen, so ist dies Blockadebruch, der den Verfall der Ladung und des Schiffes zur Folge hat. Diese Folgen treten jedoch nur ein, wenn das Schiff Kenntnis von der Blockade gehabt hat. Diese Kenntnis wird bis zum Beweise des Gegenteils vermutet, wenn das Schiff den letzten neutralen Hafen nach Ablauf einer angemessenen Zeit seit Bekanntgabe der Blockade an die diesen Hafen innehabende Macht verlassen hat. Hat ein sich näherndes Schiff von der Blockade keine Kenntnis, so ist sie ihm von der blockierenden Seestreitmacht bekanntzugeben.

Eine Beschlagnahme neutraler Schiffe wegen Blockadebruchs darf nur innerhalb des Aktionsbereichs der Kriegsschiffe stattfinden, die beauftragt sind, die tatsächliche Wirksamkeit der Blockade sicherzustellen. Sie ist also nicht zulässig, wenn das die Blockade brechende Schiff den Aktionsradius bereits verlassen hat und nicht verfolgt wird. Die Beschlagnahme ist auch ausgeschlossen, wenn ein Schiff, das sich auf der Fahrt nach einem nicht blockierten Hafen befindet, in den Aktionsbereich des Blockadegeschwaders kommt.

Vermischtes.

Der englische „Kriegsdolch".

„Krieg bis aufs Messer" lautet die Parole, die dem englischen Söldner auf den Weg zum belgisch-französischen Kriegsschauplatz mitgegeben wird. Es dürfte aber nur wenigen bekannt sein, daß Tommy Atkins von seinem Armeeoberkommando tatsächlich ein Messer geliefert erhält, das ihn zur wortgetreuen Befolgung der erwähnten Parole befähigt. In der nebenstehenden Abbildung ist einer dieser englischen „Kriegsdolche" wiedergegeben, dessen Hauptmerkmal ein 10 cm langer, scharf zugespitzter Dorn ist. Am entgegengesetzten Ende des 12,5 cm langen, 2,5 cm dicken, beiderseits mit schwarzpoliertem, geripptem Hartholz verschalten Heftes befindet sich ein 4 cm langer Konservendosen-Öffner neben der eigentlichen 10 cm langen, stählernen Messerklinge (die indes an dem abgebildeten Exemplar abgebrochen ist). Da es naturgemäß beschwerlich ist, ein solches Ungetüm von Messer in der Tasche zu tragen, hat man das Heft an dem Dornende noch mit einem (auf dem Bilde nicht ersichtlichen) Ring versehen, der es ermöglicht, das Messer mittels eines Karabinerhakens am Leibriemen zu befestigen. — Es liegt auf der Hand, daß der nadelspitze, im Durchmesser bis zu 1 cm starke Dorn keinen anderen Zweck hat, als den Gegner im Handgemenge oder auch hinterrücks kampfunfähig zu machen und viele unserer Soldaten haben gewiß schon in den Kämpfen in Westflandern die unliebsame Bekanntschaft dieses „Kriegsdolches" gemacht.



Der englische Kriegsdolch.

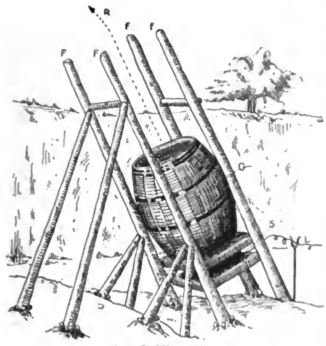
Mirkos „Faßlkanone".

Irgendwo in Serbien war's, jenseits der Drina. Da wollte der Angriff gegen die betonierten serbischen Schützengräben nicht vorwärtsschreiten. Das Gelände vor den feindlichen Stellungen war glatt rasiert, der Ausschuß des Gegners ausgezeichnet. Überdies lagen seine Gräben etwas höher als die der kroatischen Infanteristen, die an dieser Stelle fochten.

Leise schimpfend betrachtete sich der Unteroffizier Mirko jeden Morgen die kaum merkliche Beton-Erhöhung, die in einer Entfernung von etwa 200 Meter dahinten lag. Mirko ist Zimmermann und baut in Friedenszeiten die schönsten Dachstühle. Nach seinem Ausspruche weiß sich ein kroatischer Zimmermann immer zu helfen, also muß es auch in dieser Lage gehen. Aus Spänen baut er eines Tages auf dem Boden des Schützengrabens ein kleines Gerüst. Seine Kameraden beginnen bereits, sein Treiben mit mißtrauischen und mitleidigen Blicken ob seines Geisteszustandes zu beobachten, da meldet sich Mirko strahlenden Auges beim Feldwebel. Der kennt Mirko zwar als nicht unklugen Kopf, doch er schüttelt zu Mir-

kos eifrigen Worten zweifelnd das Haupt. Aber der Bittsteller ruht nicht. Aus größeren Stäben baut er das Werk seines Nachsinnens auf, und als nächsten Tages der Hauptmann erscheint, da sieht dieser, daß die Sache gut ist.

Mirko erhält den Oberbefehl über einige Kameraden. Sie wandern mit Äxten in den nahen Wald. Des Nachts wird eifrig gegraben und gezimmert. Mirko macht einige Besuche bei der nahen Pionierabteilung, und die Sonne des nächsten Morgens begrüßt an einer tiefer ausgehobenen, erweiterten Stelle des kroatischen Schützengrabens ein eigentümliches Gestell, das vier lange, glatte, weiße Holzstämme schräg gen



Die „Faßlkanone".

Himmel reckt. Es ist Mirkos Erfindung: die erste „Faßlkanone", wie sie von den niederösterreichischen Pionieren schlagfertig getauft wurde.

An diesem Tage hatten die Serben, wie man der „Köln. Volksztg." schreibt, kein gutes Weilen in ihrer Stellung. Gleich nach Sonnenaufgang erscholl von einer Stelle des österreichischen Schützengrabens ein matter, gar nicht heftiger Knall. Aus dem Dampfe, der sich darauf erhob, kam etwas langsam geflogen; wie zögernd segelte ein leibhaftiges Faß mit unheimlicher Genauigkeit auf die serbische Betonfestung zu. Doch ehe die überraschten Feinde sich vom Inhalt des Fasses zu überzeugen vermochten, lehrte sie ein furchtbarer Blitz, ein dröhnender Krach, daß es schrecklicher Ernst sei. Als sich die Staub- und Qualmwolke verzogen hatte, da gab es auf dreihundert Meter keinen serbischen Betonschützengraben mehr. Nur Staub und Brocken zeigten seine Stelle an. Er war fast vollkommen eingeebnet, und dazwischen lagen Tote, Verbrannte und Verwundete.

Mirkos „Faßlkanone" gelangte zu hohen Ehren. Mirko selbst ebenfalls. Er wurde noch am selben Tage befördert, und der Hauptmann schüttelte ihm die Hand. Seine Erfindung zeigt uns obenstehendes Bild: Die vier Führungen F wurden in einem von den Pionieren ermittelten Elevationswinkel im Boden fest verankert. Das Faß G, das Geschoß, lieferte die Requisition. Es wurde mit Ekrasit gefüllt und mit Aufschlagzündern versehen. Die Schußladung befand sich in S zwischen zwei starken Brettern lose untergebracht. Sie wurde nach Wegtreten der Mannschaft mittels der elektrischen Leitung L zur Explosion gebracht. Da die Ladung nach den vier Seiten freilag, ging natürlich ein Teil der Stoßwirkung verloren. Der Stoß, den das Ekrasitfaß empfing, war also sozusagen nur „sanft" und verhinderte eine vorzeitige Explosion. Dagegen sauste das Faß in der starken Führung empor und nahm seinen Weg in der Richtung des Pfeiles R. Die Kraft der Pulverladung genügte, das Faß bis zu 300 Metern zu schleudern. Das eigenartige Geschütz wurde seither von den österreichischen Truppen oft und mit bestem Erfolg verwendet.

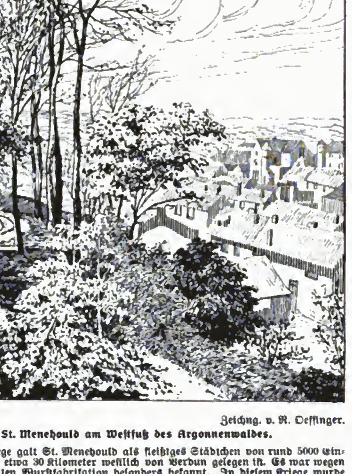
Der Anfang unserer Seewehr. Unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. (1797—1840) zählte Preußens Marinemannschaft nur einen Unteroffizier und zwei Matrosen, die inmitten der Mark Brandenburg ihren Standort hatten. Dort, zwischen Berlin und Potsdam, versah nämlich das einzige Ruderkanonenboot „Thorn" im Anschluß an die Übungen des Gardekorps seinen Dienst. Und „Gardemariners" war auch die stolze Bezeichnung der drei Mann, die freilich nur zur Führung und Instandhaltung des „Kriegsschiffes" genügten. Sollte es in Dienst gestellt werden, wurden Gardepioniere an Bord kommandiert. Immerhin bildeten jene drei den Stamm von Preußens Marine, der 1832 vervierfacht wurde, als die einer Fregatte nachgebildete „Royal Luise", ein Geschenk König Wilhelms IV. von England, eintraf. So blieb es bis zum Jahre 1842, indem die bisher dem Gardekorps zugeteilten Matrosen eine selbständige Truppe wurden, die als Marinesektion mit dem gleichzeitig gebildeten Marinedepot in Stralsund der Marineverwaltung unterstellt wurde. — Aus solch schüchternen Anfängen entstand unsere Kriegsmarine, deren kühne Taten je länger je mehr die Bewunderung der Welt erregen.

Kamele im Heeresdienst.

Armee-Kamele sind in großer Anzahl den türkischen Expeditionstruppen gegen Ägypten zugeteilt, denen sie als Reit-, Transport- und Zugtiere gleich wertvolle Dienste leisten. Auch bei unseren afrikanischen Schutztruppen, besonders in Südwestafrika, haben diese anspruchslosen und ausdauernden „Wüstenpferde" Eingang gefunden, nachdem beim letzten Aufstand der Bastardhottentotten ihr hoher Wert gebührend anerkannt worden ist. Bis heute haben sie sich dort gut gehalten und trefflich bewährt. Über 900 Dromedare stehen zurzeit bei unseren Schutztruppen in Dienst. Drei Kompagnien in Südwest sind vollständig „Kamelreiterei" geworden, die übrigen Kompagnien besitzen eine Anzahl Lastkamele, nach Bedarf auch die Maschinengewehrzüge. Die ersten Kamele in der Aufstandszeit in Südwest lieferte noch Hagenbeck in Hamburg und zwar aus Mittelarabien, wo in der, Nedjed genannten, unwirtlichen Hochebene die geschätztesten Tiere gezüchtet und weithin exportiert werden. Jetzt wird die Kamelremontierung durch die Schutztruppenkommandos selbst

besorgt, gewöhnlich in den Sudangebieten; außerdem besteht in Südwest (Aminuis) ein Kamelgestüt mit etwa 50 Stuten. Ein gutes Lastkamel kostet etwa 90 Mark und ein leichtes, schlankes Reitkamel („Meharis“) 200 bis 300 Mark. Unsere afrikanischen Soldaten haben den Vorteil geringerer Pflege und Putzarbeit mit diesen Wüstenpferden. Die Tiere verlangen aber immerhin eine gute Behandlung, die bei ihrem störrischen Wesen und auffallend geringen Anhänglichkeit an den Menschen, Übung und Geduld erfordert. Ordentlich gefüttert und gut getränkt, vermag ein Reitkamel täglich 16 Stunden lang zu traben und dabei bequem eine Entfernung von 140 km zurückzulegen und das 3—4 Tage lang ohne Rasttag dazwischen. Ein Lastkamel durchmißt mit einer bis 250 kg schweren Last in 12 Stunden bis 50 km. 25 Jahre lang kann ein Kamel bei guter Behandlung Dienste tun, da es schon mit 5 Jahren erwachsen und vollständig arbeitsfähig ist. Werden die Tiere übel behandelt, dann suchen sie sich gelegentlich durch tödliche Bisse zu rächen, was auch schon bei unseren „Afrikanern“ vorgekommen ist.

S.

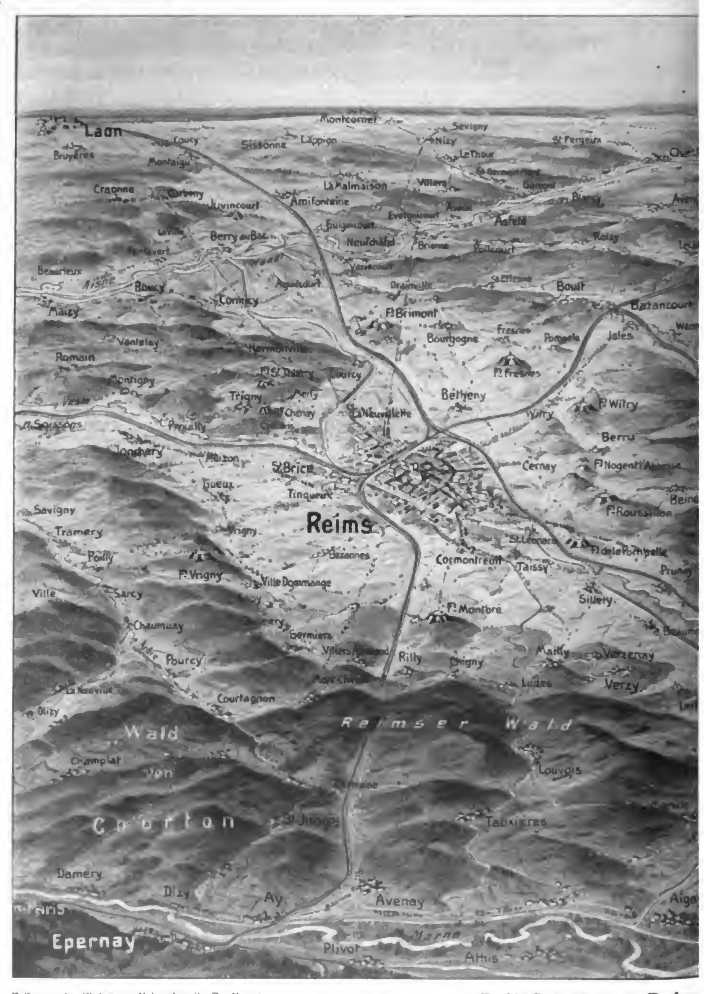


Zeichng. v. R. Oeffinger.

St. Menehould am Westfuß des Argonnenwaldes.

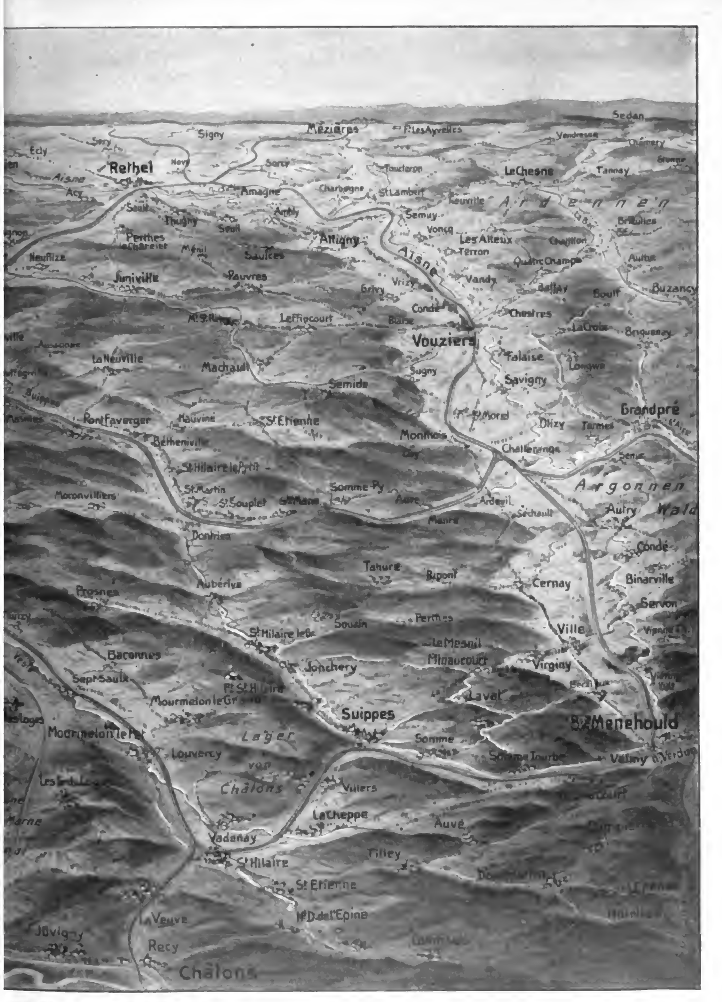
Vor dem Kriege galt St. Menehould als fleißiges Städtchen von rund 5000 Einwohnern, das etwa 30 Kilometer westlich von Verdun gelegen ist. Es war wegen seiner berühmten Wurstfabrikation besonders bekannt. In diesem Kriege wurde St. Menehould erstmals im Septbr. 1914 genannt. Seitdem hat es in seiner Nähe mehrfach blutige Gefechte gegeben, so bei Ville s. Tourbe, Vienne la Chateau, Varennes und Clermont.

Vom Luntenschloß zum Magazingewehr. Schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist von Handrohren die Rede, die mittels Lunten abgefeuert wurden. Ihre Treffsicherheit stand freilich, wie man es sich bei der rohen Anfertigung denken kann, der Armbrust derart nach, daß nur die größere Durchschlagskraft für ihre Anwendung sprach. Die erste Verbesserung brachte das 15. Jahrhundert, indem die Lunte nun durch den Abzug auf die Zündpfanne geleitet wurde. Dann folgte das Radschloß und im 17. Jahrhundert seine Vervollkommnung, das Steinschloß, dessen Hahn am Feuersteine Funken schlug. Das Laden aber blieb so umständlich, daß schon die Einführung des schweren eisernen Ladestockes an Stelle des zerbrechlichen hölzernen durch den alten Dessauer eine große Erleichterung bedeutete. Papierpatronen gab es übrigens schon seit dem 16. Jahrhundert, mit denen das Geschoß vereinigt war. Das Pulver aber mußte aus der durch Abbeißen geöffneten Hülse noch auf die Pfanne geschüttet werden, und erst das 1787 erfundene trichterförmige Zündloch machte das unnötig. Nun wurde nach der Dienstvorschrift sechsmal in der Minute geladen, eine für jene Zeit ganz ungeheure Leistung. Ins 19. Jahrhundert fällt dann die Erfindung des Zündsatzes, der sich durch Schlag entzündet. Infolgedessen entstand bereits 1848 das Perkussionsgewehr, dessen Zündkanal einen durchbohrten Kegel trägt, auf dem das Zündhütchen durch Schlag des Hahnes zur Explosion gelangt. Im nächsten Jahre führte Preußen das Zündnadelgewehr ein, einen Hinterlader, während die meisten europäischen Heere sich noch nicht einmal für den längst bekannten gezogenen Lauf entschieden hatten. Es bewährte sich so, daß Frankreich 1866 mit einer Verbesserung dieses Vorbildes, dem Chassepot, folgte, das in seinen Schußleistungen weit überlegen war. Zahlreiche Neukonstruktionen wurden in der Folge geschaffen und fortwährend verbessert, so daß schließlich die modernen kleinkalibrigen Repetiergewehre mit ihren Metallpatronen und Stahlmantelgeschossen entstanden, bei denen die Füllung des Magazins durch einen Griff geschieht, der nicht mehr Zeit erfordert als das Laden mit einer einzigen Patrone. Welch ungeheurer Fortschritt gegenüber jenen Gewehren, mit denen unsere Väter einst in den Kampf zogen!



Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg“
(monatlich 2 Hefte zu je 30 Pf.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Reliefkarte von Reims



, **Châlons und Umgebung**

„Der Krieg und die Zivilisation sind zwei unzertrennliche Bedingnisse der menschlichen Existenz, gerade so wie die Kraft und Idee; und der alte Aphorismus „Si vis pacem, para bellum“, welcher zu allen Zeiten galt, ist gegenwärtig unumstößliche Wahrheit.“ v. Zareba.

Chronik des Krieges

vom 16. bis 30. April 1915.

16. April. Die Deutschen verlieren einen kleinen Stützpunkt an der Lorettohöhe, die Franzosen einen solchen bei Perthes. — Ein französischer Vorstoß bei Flirey bricht zusammen; sonst zwischen Maas und Mosel nur noch Artilleriekämpfe. — Ein französisches Luftschiff wirft Bomben über Straßburg. — Allseits rege Fliegertätigkeit; die deutschen Flieger streifen bis Calais und Greenwich. — Im karpathischen Waldgebirge machen die Österreicher und Ungarn 1200 Gefangene. — In den Dardanellen wird ein englisches Tauchboot zum Sinken gebracht, im Golf von Saros werden zwei Wasserflugzeuge vernichtet, ein Linienschiff und ein Panzerkreuzer schwer beschädigt.

17. April. Lebhafte Kämpfe bei Ypern und in der Champagne. — In den Vogesen bemächtigen sich die Deutschen einer französischen Stellung bei Stoßweier, müssen aber bei Metzeral ihre Vortruppen zurücknehmen. — Von den in der Nordsee erschienenen englischen Unterseebooten wird mindestens eines vernichtet. — Russische Angriffe in den Waldkarpathen werden verlustreich abgewiesen.

18. April. Fortgesetzte günstige Gefechte der Deutschen bei Ypern gegen die Engländer und in den Vogesen gegen die Franzosen, der Österreicher und Ungarn im Waldgebirge gegen die Russen. — Vollständiges Abflauen der großen russischen Karpathen-Offensive. — Ein türkisches Torpedoboot wird im Ägäischen Meere zum Auflaufen gezwungen, nachdem es einem englischen Truppentransportschiff schwere Verluste beigebracht hat.

19. April. Gefechte in der Champagne, in den Argonnen, bei Flirey, Croix de Carmes, Avricourt, Metzeral und am Hartmannsweilerkopf verlaufen günstig für die Deutschen. — Vernichtung zweier englischer Minensucher in den Dardanellen. — Zusammenstoß zwischen chinesischen und japanischen Truppen.

20. April. Französische Angriffe bei Le Four de Paris, Metzeral, Flirey und Sondernach scheitern. — Die Russen unternehmen im Laborczatale einen verunglückten Umgehungsversuch, der sie 3000 Gefangene kostet. — Bombardement von Bialystok durch deutsche, von Cetinje durch österreichische Flieger. — Österreichisch-serbisches Artillerieduell.

21. April. Deutsche Fortschritte bei Arras, in den Argonnen und am Hartmannsweilerkopf. — Vergeblicher Ansturm der Russen gegen den Uszoker Paß.

22. April. Deutscher Sieg bei Ypern; der Übergang über den Yser-Kanal wird erzwungen. — Wiederaufflackern der Kämpfe zwischen Maas und Mosel. — Die Russen verlieren einen starken Stützpunkt östlich des Uszoker Passes. — Die Reste der „Emden“-Mannschaft werden durch von England bestochene Araber überfallen.

23. April. Vervollständigung des deutschen Sieges bei Ypern. Die westlich des Yser-Kanals gelegene Ortschaft Lizerne wird im Sturm genommen; insgesamt 2470 Gefangene und 35 Geschütze. — Auch in der Champagne, sowie zwischen Maas und Mosel bleiben die deutschen Waffen siegreich. — Vorstöße der Russen am Uszoker Paß und an der Turkaer Straße werden abgewiesen.

24. April. Gegenangriffe der Verbündeten bei Ypern mißlingen, während die Deutschen zwei weitere Ortschaften erstürmen und abermals 1000 Engländer gefangen nehmen. — Auch westlich Lille, in den Argonnen und im Priesterwald erzielen die Deutschen Erfolge. — Bei Combres setzt eine deutsche Gegenoffensive ein und führt zur Gefangennahme von 1600 Franzosen und zur Erbeutung von 17 Geschützen. — In den Karpathen erstürmen die Österreicher und Ungarn die das Orawatal beherrschende Höhe Ostry.

25. April. Fortdauer der für die Deutschen siegreichen Kämpfe bei Ypern. Auch die deutschen Angriffe auf den Maashöhen machen gute Fortschritte. — Rückeroberung des Hartmannsweilerkopfes durch die Deutschen. — Russische Versuche zur Rückeroberung der Höhe Ostry brechen unter schweren Verlusten zusammen, während die österreichisch-ungarischen Angriffe östlich des Uszoker Passes zur Wegnahme von 26 Schützengräben und zur Gefangennahme von mehr als 1000 Mann führen. — Vor den Dardanellen wird das englische Schlachtschiff „Triumph“ außer Gefecht gesetzt.

26. April. Bei Ypern unternehmen die Engländer vergebliche Gegenangriffe; die Deutschen behaupten den dortigen Brückenkopf und beschießen wirksam Poperinghe. — Bei den fortgesetzten Kämpfen im Argonnen-, Priester- und Aillywald, bei Combres und am Hartmannsweilerkopf sind die Franzosen überall im Nachteil. — Französischer Fliegerangriff auf Oberndorf. — Vernichtung des „Léon Gambetta“ in der Straße von Otranto durch ein österreichisches Unterseeboot. — Gegen die Dardanellen setzt ein neuer großer Angriff der Verbündeten ein, der diesmal durch starke Landungs-

truppen unterstützt wird. Die Türken bringen einen Transportdampfer zum Sinken und beschädigen mehrere Kriegsschiffe.

27. April. Alle Gegenangriffe der Engländer in Flandern scheitern. — Bei Lemesnil wird eine französische Befestigungsgruppe erstürmt. — Ein französischer Nachtangriff im Priesterwald wird abgeschlagen. — Französische Flieger über Friedrichshafen. — Östlich Suwalki werden russische Stellungen genommen, und auch bei Prasznysz erleiden die Russen eine Schlappe. — Das Zentrum und der rechte Flügel der verbündeten Landungstruppen auf Gallipoli werden vollständig geschlagen.

28. April. Die Deutschen weisen alle feindlichen Gegenangriffe in Flandern siegreich zurück und erhöhen dabei die Zahl der erbeuteten Geschütze auf 63. — Wiederaufnahme der Beschießung von Reims. — Die Deutschen erringen bei Kalwarja und Sochaczew Vorteile über die Russen.

29. April. Die Festung Dünkirchen wird von den Deutschen überraschenderweise unter schweres Artilleriefeuer genommen. — Abflauen der Kämpfe um Ypern. — In der Champagne zwischen Maas und Mosel scheitern die Gegenangriffe der Franzosen. — Bombardement der englischen Küstenbefestigung Harwich durch einen deutschen Luftkreuzer. — Im Norden der Ostfront macht sich eine starke deutsche Offensive auf der Linie Libau-Dünaburg geltend. — Fliegerbombardement von Lomscha. — Die Verbündeten setzen ihre Landungsversuche an den Dardanellen fort, vermögen sich aber nur auf der Südspitze von Gallipoli mühsam zu behaupten; die unterstützenden Kriegsschiffe erleiden schwere Verluste.

30. April. Erneute Beschießung von Dünkirchen. — Die feindlichen Gegenangriffe bei Ypern enden mit verlustreichen Mißerfolgen, ebenso zwischen Maas und Mosel. — Die Russen werden von den Deutschen bei Szawle unter Verlust von 10 Maschinengewehren und 1000 Gefangenen geschlagen und müssen auf Mitau zurückgehen. Auch bei Kalwarja und Plozk müssen sie weichen; dagegen gelingt es ihnen, den deutschen Vortruppen bei Augustow eine Schlappe beizubringen. — Die österreichisch-ungarischen Truppen werfen die Russen auf den Höhen zwischen Orawa- und Oportal zurück. — Ein Landungsversuch der Verbündeten im Golf von Saros scheitert.

Der Krieg zur See.

Die Seeschlacht bei den Falklandsinseln.

Von **Dr. Kurt Floericke.** Mit 2 Karten und 6 Abbildungen.

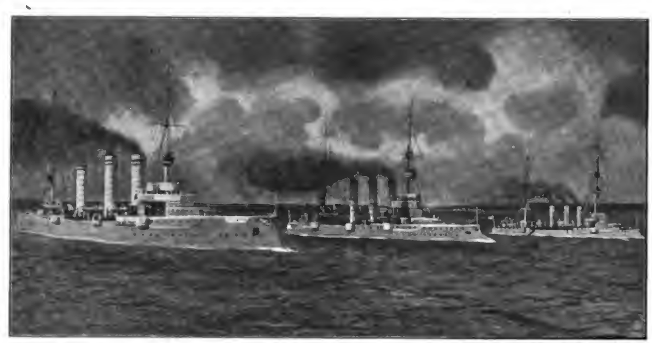
Mitten in einem der stürmischsten Teile des Weltmeers, 450 km von der Ostküste des südlichsten Südamerika und der Magelhaensstraße entfernt, liegen, durch den Falklandssund getrennt, die beiden großen Inseln Ost- und Westfalkland, rings umkränzt von etwa 200 kleinen Felseneilanden, auf denen Seelöwen und Pelikane, Pinguine und Seeschwalben, Sturmvögel und Wildgänse in selten gestörter Einsamkeit hausen, während in den tief eingeschnittenen Fjorden ab und zu Walfischjahrer und Robbenfänger Schutz vor der furchtbaren Gewalt der Weststürme suchen. Obgleich die aus paläozoischen Schichten aufgebauten, im Mont Adam bis 700 m ansteigenden, von einem Seegrasmeer eingefaßten Falklandsinseln (entdeckt 1594 durch Hawkins, englisch seit 1771, besiedelt erst seit 1840) insgesamt 16 700 km² umfassen, leben doch kaum 2000 Menschen in dieser weltentrückten Abgeschlossenheit, haben aber fast eine Million Schafe zu hüten, die sich an dem hohen, üppigen Graswuchs mästen und deren Fleisch, Wolle und Häute einen gewinnbringenden Ausfuhrartikel abgeben, so daß die Kolonie einen hübschen Überschuß abwirft. Trotz ihrer vielen Bäche und hübschen Seen macht die hügelig gewellte Landschaft einen niederdrückenden und schwermütigen Eindruck, denn infolge der fortwährenden Stürme kann kein Baum, nicht einmal Strauchwerk gedeihen, nur niedriges Myrtengestrüpp schmiegt sich dem Boden an, und von dem ewig grauen Himmel hängen beständig schwere Regenwolken nieder. Am ehesten blickt noch im Dezember die Sonne durch das finstere Gewölk, denn dann ist dort Sommer, die Zeit der längsten Tage, aber trotzdem wird es nicht wärmer als bei uns im April.

An einem dieser seltenen schönen Dezembertage, am 7. des Jahres 1914, war es, als in dem sonst so stillen Hafen von Port Stanley zur Überraschung der Einwohner ein stattliches Geschwader mächtiger englischer Kriegsschiffe einlief und alsbald zu kohlen begann. Schon der Name ihres Befehlshabers, Vizeadmiral Frederick Sturdee (geboren 1859, bekannt durch seine hervorragende Teilnahme an der brutalen Beschießung Alexandriens im Jahre 1882) mußte jeden Kenner der britischen Marineverhältnisse stutzig machen, denn man wußte doch, daß Sturdee seit Ausbruch des Krieges als Stabschef des Marineoberkommandos in London tätig war und dort schwer entbehrt werden konnte. Wenn



Phot. Renard, Kiel.
Abb. 1. Der Panzerkreuzer „Scharnhorst“, das Flaggschiff von Admiral Graf Spee, dem Befehlshaber des deutschen Geschwaders.

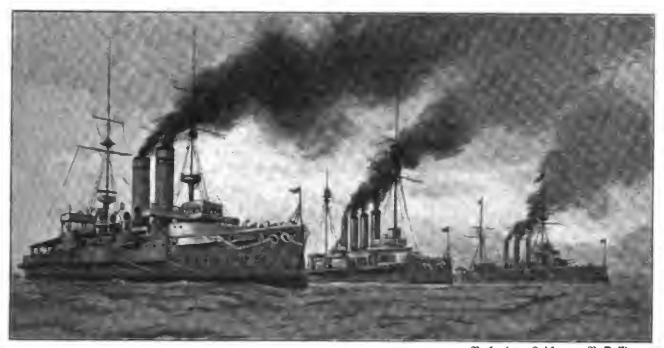
man also jetzt diesen hervorragend tüchtigen Admiral in aller Heimlichkeit nach dem äußersten Südamerika schickte, so mußte wohl etwas ganz Besonderes im Werke sein. Und so war es auch. Der neue, tatkräftige Marinelord Fisher, ein organisatorisch zweifellos hochbegabter Mann, empfand den unvermuteten Schlag von Coronel mit vollem Rechte als eine tiefe Demütigung seines Vaterlandes, obgleich er sich zunächst nichts davon merken ließ, und betrachtete es als seine erste Hauptaufgabe, diese Niederlage zu rächen und das gefährliche Kreuzergeschwader des Grafen Spee unschädlich zu machen. Aber man wollte dabei ganz sicher gehen, nichts dem Zufall, nichts dem Schlachtenglück, nichts der Schießfähigkeit und nichts dem Mannschaftsgeist überlassen, sondern den ritterlichen Gegner mit mathematischer Sicherheit durch die bloße Übermacht der Zahl erwürgen. Mars hält es ja auf dem Meere noch mehr als auf dem Lande mit dieser und mit den stärkeren Kalibern und der größeren Schiffsgeschwindigkeit. Material genug hatte man ja und konnte mit Leichtigkeit eine überwältigende Übermacht neuzeitlicher Schiffskolosse gegen die fünf schwachen deutschen Kreuzer aufbieten, ohne andere Punkte des großen Weltkriegsschauplatzes in gefährlicher Weise entblößen zu müssen. Fünf Wochen lang hatte man in London fieberhaft und mit allen Mitteln an der strategischen Einkreisung des Grafen Spee gearbeitet. Wohin er sich auch mit seinen seit vier Monaten die hohe See haltenden und deshalb in ihrer Gefechtskraft wesentlich geschwächten Schiffen wenden mochte, überall sollte und mußte er auf weit überlegene feindliche Kräfte stoßen, denn bei Coronel hatte sich ja zur Überraschung der schadenfroh aufhorchenden Mitwelt gezeigt, daß bei annähernd gleichen Kräfteverhältnissen und Kampfbedingungen das stolze Albion der jungen deutschen Flotte in keiner Weise gewachsen war, am allerwenigsten, wenn stürmisch bewegte See die höchsten Anforderungen an Schießkunst und Manneszucht stellte. Schon in den ersten Tagen des Dezember kohlte ein starkes englisches Geschwader in San Franzisko, um den Deutschen den Rückweg nach der Südsee abzuschneiden, aus den Schlupfwinkeln der englischen Flotte an der irischen Nordküste führte Admiral Sturdee sieben der besten Kreuzer über den Atlantik, Japan schickte einige seiner neuesten Schiffe, von allen englischen und französischen Flottenstützpunkten zogen sich solche heran, immer enger schloß sich der Ring um die fünf deutschen Kreuzer, und schließlich war eine Meute von nicht weniger als 43 feindlichen Kriegsschiffen hinter ihnen her.



Nach einer Zeichn. v. R. Oeffinger.

Abb. 2. Die deutschen kleinen Kreuzer „Nürnberg", „Leipzig" und „Dresden".

Sturdees beide Schlachtkreuzer „Inflexible" und „Invincible" hätten ja allein vollauf genügt, mit ihren 16 305 mm-Geschützen dem deutschen Geschwader den Garaus zu machen, ohne daß sie vermöge ihrer überlegenen Schnelligkeit sich dabei selbst hätten sonderlich auszusetzen brauchen. Über die Zusammensetzung des Sturdeeschen Geschwaders herrscht im übrigen auch bis heute noch nicht völlige Klarheit, da die englische Admiralität offenbar ihre guten Gründe gehabt hat, sie mit dem Schleier des Geheimnisses zu umkleiden und anscheinend erlittene Verluste zu verschweigen. Nach seinem eigenen amtlichen Berichte hat Admiral Sturdee außer den genannten beiden Schlachtkreuzern aus Europa nach den Falklandsinseln noch herangeführt die Panzerkreuzer „Cornwall", „Carnavon" und „Kent", den kleinen Kreuzer „Bristol" und den Hilfskreuzer „Macedonia". Bereits in Port Stanley vorgefunden hat er das Linienschiff „Canopus", das zu seinem Glücke bei Coronel zu spät gekommen und dann den verfolgenden Deutschen entwischt war. Unbedingt zugezählt werden muß der bei den Falklandsinseln kämpfenden Flotte aber auch noch der Panzerkreuzer „Defence", obwohl er in den englischen Berichten nirgends erwähnt ist. Aber es steht fest, daß er Ende November in Montevideo Kohlen und Proviant eingenommen hat, und nach den übereinstimmenden glaubwürdigen Berichten südamerikanischer Neutraler hat er dann auch in der Schlacht mitgefochten und dabei so schwere Beschädigungen erlitten, daß er auf den Strand gesetzt werden mußte. Zahlreiche Reisende des Passagierdampfers „Orissa" haben ihn dort wenige Tage später als hilfloses Wrack liegen sehen, während die englischen Behörden ihnen weiszumachen suchten, daß die „Defence" als Hafenwachschiff diene. Ganz dunkel ist endlich die Rolle des kleinen Kreuzers „Glasgow". Bekanntlich hatte dieser an der Seeschlacht von Coronel teilgenommen und war zuletzt bei hereinbrechender Nacht gesichtet worden, wie er in schwer beschädigtem, fast sinkendem Zustande auf die Küste zuhielt. Es ist nun ganz ausgeschlossen, daß ein so bös mitgenommenes Schiff, ohne einen Hafen anzulaufen, in kürzester Zeit die schwierige Fahrt um das stürmische Kap Horn herum oder durch die gefährliche Magelhaensstraße hindurch nach den Falklandsinseln zurückgelegt und hier sofort an einer neuen großen Seeschlacht hervorragenden Anteil genommen haben sollte. In der Tat zeigte die von unparteiischen Zeugen vor der zweiten Schlacht gesehene „Glasgow" keine Spur überstandenen Kampfes, machte vielmehr den Eindruck eines funkelnagelneuen Schiffes und hatte ihren Namen am Bug frisch übermalt, während die Rettungsgürtel eine andere Bezeichnung trugen. Ebenso haben die Matrosen eines kurz vor dem Treffen von Coronel von der echten „Glasgow" aufgegriffenen schwedischen Kohlenkutters berichtet, daß dieser englische Kreuzer noch in der dem Gefechte folgenden Nacht infolge Explosion der Pulverkammer gesunken sei, daß man ihnen in diesem Augenblick die Freiheit geschenkt habe,



Nach einer Zeichn. v. R. Oeffinger.

Abb. 3. Die englischen Schlachtschiffe „Canopus" (Linienschiff), „Defence" und „Kent" (Panzerkreuzer).

und daß sie sich durch Schwimmen an den nahen Strand hätten retten können. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat also ein eben fertiggestelltes Schwesterschiff der „Glasgow" deren Rolle weiterspielen müssen, ein schlau ausgeklügelter, aber doch recht durchsichtiger Kunstgriff, den die Engländer bekanntlich auch in den europäischen Gewässern wiederholt zur Anwendung gebracht haben, um erlittene Schiffsverluste zu verheimlichen. Selbst wenn wir chilenische und argentinische Angaben, wonach Sturdee auch noch die „Drama" und andere Schiffe unter seinem Befehl gehabt haben soll, als unbewiesen außer acht lassen, so verfügte also der englische Admiral doch immerhin sicher über 10 Gefechtseinheiten gegen fünf deutsche. Diese doppelte Übermacht wird aber noch sehr viel größer, wenn wir den Kampfwert der einzelnen Schiffe einander gegenüberstellen.

Danach betrug die englische Übermacht an Tonnenzahl bereits nahezu das vierfache, die entscheidendere an artilleristischer Bestückung aber ist auf das 7—8fache einzuschätzen, und den 24 weittragenden 305 mm-Geschützen hatte Graf Spee überhaupt nichts annähernd Gleichwertiges entgegenzustellen! Wollte man auch noch die bisher unaufgeklärt gebliebene Mitwirkung japanischer Schlachtkreuzer in Rechnung stellen, so käme man auf eine mindestens 10fache artilleristische Überlegenheit des Feindes. Weniger tritt dessen Übermacht bei einem Vergleich der Schnelligkeitswerte hervor, allein hier ist zu berücksichtigen, daß gerade Sturdees beide stärksten Schiffe, die ja auch die Entscheidung brachten, erheblich schneller waren als die deutschen, deren Schnelligkeit gewiß auch schon sehr nachgelassen hatte, da es ja seit Kriegsausbruch nicht mehr möglich gewesen war, die Schiffsböden von dem in den Tropen schnell sich ansetzenden Tang und Meeresgetier zu reinigen. So stellen sich die Wirklichkeitswerte für die wackeren deutschen Kreuzer noch ungünstiger als die technisch-buchmäßigen.

Im gleichen Augenblicke, in welchem Klio mit ehernem Griffel den Namen des Siegers von Coronel in das goldene Buch der großen Seehelden eintrug, hatte sie zugleich auch mit unerbittlicher Hand sein Todesurteil geschrieben. Graf Spee wußte das, und der letzte Matrose auf seinen Schiffen wußte, daß der glänzende Sieg von Coronel die Veranlassung zu einer großartigen Hetz- und Treibjagd über die Ozeane werden würde, der das kleine deutsche Geschwader früher oder später unbedingt erliegen mußte. Kein schützender Hafen stand ihm zur Vornahme der notwendigsten Ausbesserungen zu Gebote, kein Dock zum Reinigen der Schiffsböden, kein Kabel zum Übermitteln von dringenden Nachrichten, und selbst die neutralen Häfen Südamerikas konnten zum Kohlen und Verproviantieren kaum in Frage kommen, da sie sämtlich von der feindlichen Übermacht scharf bewacht wurden und deshalb eine verzweifelte Ähnlichkeit mit Mausefallen bekamen. War es doch schon ein wahres Wunder zu nennen, daß man unter solchen Umständen so viele Monate hindurch die hohe See

hatte halten und sich dabei immer noch mit Kohlen und Nahrungsmitteln hatte versehen können, ohne in Feindeshand zu fallen. Es gab jetzt nur noch die Wahl zwischen ehrenvollem, ruhmreichen Untergang unter größtmöglicher Schädigung des Feindes oder schleunigster Abrüstung im nächsten chilenischen Hafen. Für deutsche Seeleute war selbstverständlich ersteres, nämlich Gegenwehr bis zum letzten Atemzuge, das bei dem Charakter von Führer, Offizieren und Mannschaften einzig mögliche. Welch herrlicher Geist diese Leute beseelte, dafür spricht wohl am besten der Umstand, daß allein die Besatzung der „Gneisenau" noch am 25. Nov. die stattliche Summe von 5673.50 M für das „Rote Kreuz" sammelte, die als letzter Gruß dieser unvergeßlichen Helden auch glücklich über Chile nach Deutschland gelangt ist. Also noch unmittelbar vor Antritt ihrer von tausend Gefahren umdräuten Todesfahrt gedachten diese herrlichen Menschen warmherzig und gebefreudig der Leiden verwundeter deutscher Krieger. Überhaupt — die vielfachen Beweise sittlicher Kraft und seelischer Elastizität, die diese Wikinger unserer Zeit gegeben haben, stehen fast ohne Beispiel in der Weltgeschichte da und mußten schließlich auch dem gehässigsten Feinde eine mit Furcht gemischte Bewunderung abringen. Mit dem Besten, was wir an Stahl und Seele besaßen, haben wir diese Auslandskreuzer ausgestattet, und so trugen sie das lebendige Abbild einer wehrhaften Kultur über fremde Gewässer, nicht nur als schwimmende Festungen und furchtbare Kriegswerkzeuge, sondern mehr noch als wundersam organisierte Kleinwelten. Und wo deren schmucke, frische Bewohner, sonst in engen Schiffsrümpfen eingeschlossen, ans Land gingen, da brachten sie einen kräftigen Hauch deutschen Geistes mit sich, den nur der recht zu würdigen vermag, der selbst längere Zeit im Auslande gelebt hat. Nur er kennt die reine, von jedem Übermut ferne, innere Herzensfreude, die da sagt: Dies ist unser! Deshalb haben wir auch unsere blauen Jungens so lieb. Wir wußten ja alle, daß die paar Auslandkreuzer von vornherein auf verlorenem Posten standen, daß ihr Endschicksal ebenso unabwendbar war wie das Tsingtaus, und doch,



Abb. 4.
Graf Spee, der Kommandant des deutschen Geschwaders.

als wir nach dem Unglückstage bei den Falklandsinseln vor der vollendeten Tatsache standen, ergriff jedes deutsche Gemüt herber, bitterer Schmerz um unsere stolzen Schiffe und um die mit ihnen zugrunde gegangenen Brüder. „Wohl nie," so schreibt treffend der Schriftsteller v. Gottberg, „seit Menschen zu Wasser gingen, hat ein seefahrendes Volk freudiger und fester das Navigare necesse est mit Taten bejaht. Als gehetztes Wild endlich von feindlicher Übermacht oder Überzahl gestellt, hat kein noch so kleines Schiff die weiße Flagge gezeigt. Auf allen fand der Gegner die Kriegsflagge an den Mast genagelt, und bis die Mäuler der Geschütze Wasser tranken, rief deutsches Eisen ihm das harte Vivere non necesse est ins Gesicht." Schiffsverluste lassen sich ersetzen, aber unsere braven Toten können wir nicht wieder lebendig machen. Ihre Namen werden für alle Zeiten auf der Ehrentafel deutscher Kriegsgeschichte stehen und ewig leuchten als strahlende Vorbilder wahren Heldentums. Uns aber fällt die heilige Pflicht zu, uns ihrer würdig zu zeigen. Und wenn dereinst die ernste Stunde kommt, in der auf der Nordsee die großen Panzerkolosse um die Entscheidung in diesem Weltkriege rin-

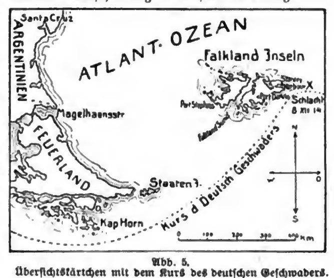


Abb. 5.
Übersichtskärtchen mit dem Kurs des deutschen Geschwaders.

gen, dann wird es auf den deutschen Schiffen von Mund zu Mund flüstern: Gedenket der Seeschlacht bei den Falklandsinseln!

Nach dem Erfolge von Coronel hatte das deutsche Geschwader zunächst für einen Tag Santiago angelaufen, um seine geringen Schäden auszubessern, sich mit frischen Nahrungsmitteln zu versehen und dem deutschen Generalkonsul Bericht zu erstatten. Dann war es noch vor Ablauf der üblichen Frist südwärts wieder in See gegangen, um nach der entwischten „Canopus" zu suchen, die aber spurlos verschwunden blieb. Statt ihrer wurde nur ein englischer Kohlen-

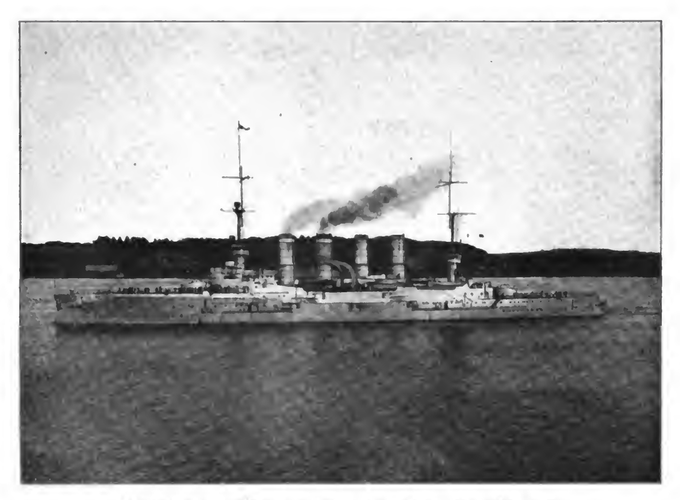


Abb. 6. Panzerkreuzer „Gneisenau", der zuerst mit den Engländern ins Gefecht kam.

dampfer aufgebracht. Schließlich hatte Graf Spee die Fahrt ums Kap Horn herum gewagt und steuerte nun mit seinen fünf Kreuzern und drei Begleitschiffen schnurstracks auf die Falklandsinseln los, wo er zum mindesten Kohlenschiffe zu erbeuten hoffen durfte.

Daß am gleichen Punkte schon Sturdee mit weit überlegenen Streitkräften auf ihn lauerte, konnte er nicht ahnen, da der englische Admiral jede Funkspruchverbindung zwischen seinen Schiffen strengstens untersagt hatte in der richtigen Vermutung, daß die Deutschen solche Funksprüche auffangen und dadurch gewarnt werden würden. Als die Inseln am Morgen des 8. Dezember in Sicht kamen, schickte Graf Spee, während er sich selbst mit den übrigen Schiffen beobachtend zurückhielt, „Gneisenau" und „Nürnberg" voraus, um zu erkunden und vor allem die drahtlose Station bei Port Stanley zusammenzuschießen. Von den in der Bucht versteckten engl. Schiffen war zunächst nichts zu erblicken; nur „Macedonia" wurde sichtbar, die vor der Einfahrt in der Nähe des Leuchtturmes auf der Reede lag. Aber noch vor dem Umfahren des Leuchtturms erhielt „Gneisenau" fünf Minuten nach 9 Uhr unerwartet Feuer durch „Canopus", die mit ihren weittragenden Geschützen über die hier besonders flache Halbinsel hinüberschoß. Auf englischer Seite tauchten nun auch „Glasgow" und „Kent" am Eingange der Bucht auf, und damit wurde es klar, daß ein schwerer Kampf bevorstand. Dem Admiral Sturdee waren die herannahenden Rauchsäulen der deutschen Schiffe schon um 8 Uhr gemeldet worden, und er hatte demnach vollauf Zeit, seine Vorbereitungen zu treffen, was mit anerkennenswerter Geschicklichkeit und Umsicht geschah. Rasch waren alle Schiffe gefechtsklar, aber auch jetzt noch hielt Sturdee seine beiden großen Schlachtkreuzer in ihrem Versteck zurück und schickte beim Näherrücken der Deutschen nur „Bristol", „Defence", „Cornwall" und „Carnavon" in die Schlachtlinie. Graf Spee sah sich also jetzt schon einer erdrückenden Übermacht gegenüber, beschloß aber, trotzdem den Strauß zu wagen und behielt seinen Kurs zunächst unverändert bei. Das Meer war nur sanft bewegt, der Himmel von einer in diesen Breiten seltenen Klarheit, das Wetter ruhig und still, die Natur schien förmlich einzuladen zu dem eisernen Würfelspiel. Da tauchten plötzlich auch noch die gewaltigen Umrisse von „Invincible", auf der

Sturdee seine Flagge gehißt hatte, und „Inflexible" nördlich des Leuchtturms auf, und in diesem Augenblick mußte Graf Spee zu der bitteren Erkenntnis kommen, daß er in einen regelrechten Hinterhalt geraten war. Schleunigst ließ er nach Osten abdrehen, aber es war bereits zu spät, dem Verhängnis noch zu entrinnen. Von der englischen Flotte zweigten sich auf der Höhe des Leuchtturms „Bristol" und „Macedonia" mit Kurs nach Südwest ab, um die drei deutschen Begleitschiffe zu kapern, von denen sie im Laufe des Tages auch zwei („Baden" und „Santa Isabel") einholten und zum Sinken brachten, während das dritte entrann. Die beiden Hauptgeschwader fahren seit 3/410 Uhr einander parallel mit Richtung nach Ost. Die deutschen Schiffe suchen die hohe See zu gewinnen und fallen dabei wiederholt einige Striche südwärts ab, aber der Gegner macht alle diese Bewegungen getreulich mit, und wenn auch seine langsamen Schiffe etwas zurückbleiben, so kommen dafür doch die beiden großen Schlachtkreuzer bedrohlich immer näher. Hoch aufgerichtet, breitschultrig und derbknochig, steif, als hätte er eine Elle verschluckt, steht Vizeadmiral Maximilian Graf Spee (geb. 22. Juni 1861 in Kopenhagen, seit September 1912 Führer des ostasiatischen Kreuzergeschwaders) auf der Kommandobrücke des „Scharnhorst"; seine derben Seemannshände umklammern krampfhaft das Geländer, die sonst so heiter blickenden Blauaugen blitzen stahlgrau in finsterer Entschlossenheit unter der breiten, kantigen Stirn, energisch hebt er mit jähem Ruck das eckige Kinn mit dem angegrauten Spitzbart. Wenn ich mir ihn so vergegenwärtige, muß ich unwillkürlich an seinen mannhaften Vorfahren denken, den poetisch und philosophisch angehauchten Kölner Jesuitenpater von Spee, der schweren Herzens nach und nach 200 Hexen auf ihrem letzten Wege zum Scheiterhaufen begleitet, sich dabei von ihrer Unschuld überzeugt hatte und darüber frühzeitig ergraut war, bis er 1631 sich zu der damals unerhört kühnen Tat aufraffte, in einer von glühender Begeisterung getragenen Schrift der ganzen Klerisei den Fehdehandschuh hinzuwerfen und das Hexenunwesen als greulichen Aberglauben zu erklären. Einen Augenblick mag der Admiral auch daran gedacht haben, daß mit ihm seine beiden Söhne, Leutnant Otto Graf Spee auf der „Nürnberg" und Fähnrich Heinrich Graf Spee auf dem „Gneisenau", dem Untergange geweiht sind, daß so der Zweig des alten rheinischen Klerikergeschlechts, der sich der trügerischen See zugewandt hatte, zum Aussterben verurteilt ist. Aber nicht daran darf er jetzt denken, sondern nur an die seiner Führung anvertrauten Schiffe. Und gibt es Schöneres für einen alten Soldaten, als die Söhne selbst zum Opfertode fürs Vaterland zu führen, nachdem er sie vorher zum herrlichsten Siege geführt? Mit eiserner Ruhe erteilt er seine Befehle. Er will sich mit den beiden Panzerkreuzern opfern, den übermächtigen Gegner so lang als möglich aufzuhalten versuchen; vielleicht daß derweil die flinken Städtekreuzer doch noch zu entrinnen vermögen. Also näher heran an den Feind!

Die Engländer waren anfangs mit nur 18 Knoten Geschwindigkeit gefahren, um den Zusammenhang mit ihren langsameren Schiffen nicht zu verlieren; jetzt steigerten sie ihre Schnelligkeit auf 23 und bald darauf auf 25 und 26 Knoten, soweit sie dazu imstande waren, und die zuerst 18 km betragende Entfernung zwischen den beiden Schlachtlinien verringerte sich dabei allmählich auf 15 km. Kurz vor 1 Uhr fiel der erste Schuß von der „Glasgow", und gleich darauf folgten mit dumpf dröhnendem Baß die schweren Riesengeschütze des „Invincible". Dem erhaltenen Befehl gemäß bogen die drei kleinen deutschen Kreuzer jetzt südwärts ab, und jeder versuchte auf eigene Faust sein Heil, während „Scharnhorst" und „Gneisenau" den un-

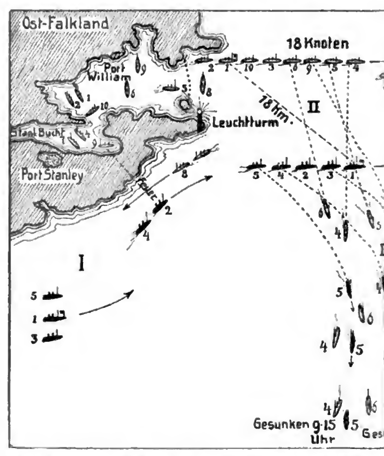


Abb. 7. Graphische Darstellung der verschiedenen Phasen der See-

gleichen Kampf aufnahmen, um so aussichtsloser, als sie schon vor Tahiti und bei Coronel die größere Hälfte ihrer Munition verschossen hatten, und deshalb kaum noch in der Lage waren, einen länger andauernden Kampf durchzuführen. „Scharnhorst" erwiderte das feindliche Feuer erst um 1/22 Uhr, als die Entfernung noch etwas geringer geworden war. Dieser Panzerkreuzer hielt den Schießrekord der deutschen Flotte, und er machte seinem Rufe auch diesmal wieder alle Ehre. Gleich seine erste Breitseite gegen die „Invincible" war ein Volltreffer, zerstörte einen Panzerturm, in dem 7 Mann zerschmettert wurden, zerfetzte die Masten, fegte den Ausbau hinweg und bestreute das ganze Deck mit Eisensplittern. Ein späteres Geschoß machte eines der großen Geschütze kampfunfähig, ein anderes durchschlug, ohne zu explodieren, zwei Decks, ein drittes zersprang auf dem Oberdeck und verletzte außer mehreren Matrosen auch den Kapitän der „Invincible". Überhaupt saßen fast alle Schüsse des „Scharnhorst" recht gut, aber der dicken Stahlhaut der beiden englischen Riesen gegenüber erwiesen sich seine Granaten im allgemeinen doch als zu schwach und richteten daher verhältnismäßig nur wenig Schaden an. Andrerseits befleißigte sich der englische Admiral auch jetzt noch der größten Vorsicht, führte

noten
26 Knoten
Windrichtung
III
IV
V
14,5 Km.
9,5 Km.
Gesunken 4.16 Uhr
Gesunken 6.2 U
3 Entkomen
7.26 Uhr

Erklärung

Deutsch. Schiffe	Engl. Schiffe	Gefechtslage um
1 Scharnhorst	1 Invincible	I 9 Uhr morgens
2 Gneisenau	2 Inflexible	II 10 " "
3 Dresden	3 Carnarvon	III 11 " "
4 Nürnberg	4 Glasgow	IV 2½ " nachm.
5 Leipzig	5 Kent	V 4 " "
	6 Cornvall	
	7 Bristol	
	8 Macedonia	
	9 Canopus	
	10 Defense	

schlacht, die einen Überblick über Entwicklung und Fortgang gibt.

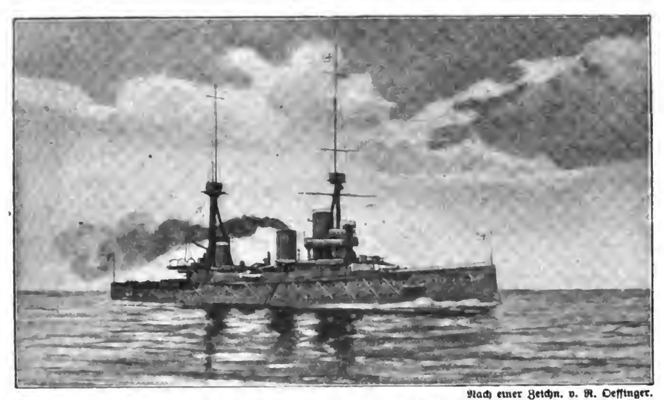
das Gefecht fortgesetzt auf die weitestmögliche Entfernung und war sichtlich bestrebt, sein wertvolles Geschützmaterial zu schonen, da bekanntlich die englischen Kanonenrohre wegen ihrer Drahtkonstruktion einer sehr raschen Abnutzung unterworfen sind. Man beschoß sich jetzt auf 9 Kilometer Entfernung, und die 30,5 cm-Granaten der Engländer waren dabei von vernichtender Wirkung. Zwar fielen die beiden deutschen Panzerkreuzer nun stark nach Südosten ab, aber die englische Meute blieb ihnen unentwegt auf den Fersen, gewann ihnen die Backbordseite ab, überholte sie und verlegte den Weg nach Osten. Namentlich die beiden großen Panzerkolosse ließen sich nicht mehr abschütteln. Wohl waren sie minutenlang ganz von Rauch verhüllt und scheinbar verschwunden, aber gleich darauf tauchten sie in der blitzenden Sonne wieder auf, und aus ihren dicken Türmen vorn und achtern quoll stickiger Pulverdampf. Alle Schrecken und Greuel der neuzeitlichen Seeschlacht tobten entfesselt über dieses ferne Meer. Ungeheures Gebuller stach gellend und krachend durch die Atmosphäre und erschlug jedes menschliche Hörvermögen. Giftige Pulvergase und schwelender Brandgeruch mischten sich stinkend mit der reinen Luft des Meeres. Keuchend fuhr „Scharnhorst" weiter über die mit bleichem Geifer aufschäumenden Wogen. Das Feuer der großen englischen Panzer vereinigte sich mit unwiderstehlicher Wucht auf das todgeweihte deutsche Admiralsschiff, so daß „Gneisenau" derweil etwas zu Atem kommen und nach Südosten zu Raum gewinnen konnte. Schon um 3 Uhr brach Feuer an Bord des „Scharnhorst" aus, konnte aber noch erstickt werden. Eine halbe Stunde später wurde der dritte Schornstein weggeschossen, und die meisten Geschütze mußten das Feuer einstellen, da ihre gesamte Bedienungsmannschaft gefallen war. Aber heldenhaft wehrte sich der Deutsche bis zum letzten Augenblick. Vergebens bot Admiral Sturdee die Einstellung des Feuerns an. Stolz lehnte Graf Spee ab. Um 4 Uhr verursachte eine 30,5 cm-Granate ein klaffendes Leck im Rumpfe des „Scharnhorst", eine Flammensäule schoß aus seiner Panzerhaut empor; er neigte stark nach Backbord über, und 4 Uhr 16 Minuten sank er unter den brausenden Hurrarufen der noch nicht getöteten Mannschaften mit wehenden Flaggen in die Tiefe. Merkwürdig lange, nämlich bis nach 6 Uhr, hielt sich noch immer „Gneisenau", obgleich er bereits so beschädigt war, daß er sich kaum noch von der Stelle zu rühren vermochte, und obgleich nach Erledigung

des „Scharnhorst" die großen englischen Schiffe ihn im Halbkreis umgaben und aus kurzer Entfernung mit schweren Granaten förmlich überschütteten. „Gneisenau" selbst erzielte noch manchen Treffer, und allein auf dem zuerst angreifenden „Invincible" wurden 32 Schußverletzungen festgestellt, so daß sie durch „Inflexible" entlastet werden mußte. Diese wurde nicht weniger als 600 ihrer 30,5 cm-Granaten los, von denen aber nur 20 trafen. Überhaupt schossen die Engländer erbärmlich, und es war einfach jammervoll, daß sie zwei Stunden brauchten, um das tapfer kämpfende deutsche Schiff mit ihrer erdrückenden Übermacht niederzuringen. Der Aufenthalt auf „Gneisenau" wurde nachgerade zur Hölle, die beiden vordersten Schornsteine brachen krachend gegeneinander zusammen, die eisernen Masten wälzten sich inmitten eines dichten Drahtgewirrs am Boden, das Oberdeck war derartig zerfetzt, daß es buchstäblich nur noch aus Löchern bestand und jeden Verkehr auf dem Schiffe unmöglich machte. Es war furchtbar. Auf Deck lebte niemand mehr, alle Geschütze waren bis auf eines unbrauchbar oder ohne Munition, der Befehlsturm war von einer 30,5 Lyddit-Granate über Bord geschleudert worden, fast sämtliche Maschinen unbrauchbar, das Hinterschiff brannte lichterloh. Wahrscheinlich wäre „Gneisenau" schon früher völlig verbrannt, wenn nicht die daneben ununterbrochen ins Meer hagelnden englischen Granaten beständig haushohe Wassersäulen über Bord geschleudert und dadurch das ausgebrochene Feuer selbst immer wieder gelöscht hätten. Um 1/2 6 Uhr glaubte Admiral Sturdee mit dem hartnäckigen Gegner fertig zu sein und befahl die Einstellung des Feuerns. Aber sofort begann „Gneisenau" aus dem allein noch kampffähigen Heckgeschütz seine letzten Granaten zu verschießen. Daraufhin gingen die drei englischen Schiffe ganz dicht heran, um dem deutschen den Rest zu geben. „Gneisenau" lag schon so stark über, daß die Leute sich kaum noch auf dem Schiffe zu halten vermochten, aber die Toppflaggen wehten noch, während die achtern weggeschossen war. Die Deutschen selbst beschleunigten jetzt den Untergang ihres Schiffes, indem sie die Torpedoräume voll Wasser laufen ließen. Dann sprangen die noch lebenden Mannschaften mit Rettungsgürteln und Hängematten über Bord, da die Rettungsboote längst durch Granatsplitter zu Trümmern zerschlagen worden waren. Ein großer Teil wurde von den Engländern aufgefischt, doch starben 14 davon alsbald an Bord des „Invincible", und wurden am folgenden Tage auf See mit allen militärischen Ehren bestattet. Die Überlebenden sahen noch tränenden Auges, wie ihr alter, schöner „Gneisenau" kieloben in das gurgelnde Wasser sank.

Zur Verfolgung und Unschädlichmachung der drei kleinen deutschen Kreuzer hatte der englische Admiral gleich nach Eröffnung des Feuers drei seiner Schiffe („Cornwall", „Glasgow" und „Kent") mit Kurs auf SOS abgezweigt. „Leipzig", die die geringste Geschwindigkeit hatte, wurde zuerst eingeholt und zum Stehen gebracht. Vergeblich suchten „Nürnberg" und „Dresden" ihr Hilfe zu bringen. „Dresden", die drei Knoten schneller lief als ihre Schwesterschiffe, entkam in südl. Richtung. Dagegen wurde „Nürnberg" durch „Kent" von 5 Uhr nachmittags ab auf nur 3 km Entfernung mit verheerender Wirkung beschossen, hatte selbst um 1/2 7 Uhr die letzte Munition verbraucht und versank eine Stunde später, nachdem die Aufforderung zur Übergabe trotzig abgelehnt worden war. Noch im Sinken schwenkten die Mannschaften die deutsche Flagge. „Kent" rettete zwölf von ihnen, von denen aber nur sieben am Leben blieben. Nunmehr gesellte sich „Kent" der „Glasgow" bei, die noch immer mit der „Leipzig" in erbittertem Kampfe lag. Der doppelten Übermacht aber war der schwache deutsche Kreuzer nicht länger gewachsen. Bis auf 1 km gingen die Engländer an ihn heran und überschütteten ihn mit Geschossen. Jetzt stürmte knallend ein Krater von Flammen aus dem Schiffsrumpf und ward zu einer einzigen Riesenfackel, die sich sausend vom Meere zum Himmel emporschwang. Als die „Leipzig", völlig in Feuer eingehüllt, im Begriff war, unterzugehen, stellte „Glasgow" das Feuer ein und ließ Boote herab, um die Schiffbrüchigen aufzunehmen. In diesem Augenblick feuerte jedoch „Leipzig", die davon nichts wahrnahm, in der Hitze des Gefechtes noch einmal, das Geschoß platzte auf dem Deck des Engländers und verwundete mehrere Leute. Daraufhin brachte „Glasgow" durch eine volle Breitseite den Gegner vollends zum Sinken. Es war 1/4 10 Uhr abends. Als der Kreuzer schon kieloben trieb, kletterte noch ein Matrose aus dem Wasser auf den Schiffsrumpf, schwang die deutsche Flagge und versank dann unter Hurrarufen mit dem Schiffe in der unersättlichen Tiefe des Ozeans. Ein chilenischer Seeoffizier konnte nicht Worte der Bewunderung genug finden für solches Heldentum.

Noch ganz in geheimnisvolles Dunkel gehüllt ist der Anteil, den die japanische Flotte

(angeblich drei Schlachtkreuzer und vier kleinere Schiffe) an der Seeschlacht bei den Falklandsinseln genommen hat. In unmittelbarer Nähe gewesen sein und wenigstens strategisch mitgewirkt haben muß sie wohl, denn sonst hätte ihr nicht Lord Churchill öffentlich Dank sagen können für ihre erfolgreiche Unterstützung. Wahrscheinlich versperrte sie, ohne unmittelbar in den Kampf einzugreifen, den Deutschen den Rückzug und machte dann auch die erfolglose Jagd auf die „Dresden" mit. Das scheint ihr aber übel bekommen zu sein, denn die „Times" hat ein wenig aus der Schule geplaudert, als sie den Untergang eines schönen japanischen Kreuzers bei den Falklandsinseln bedauerte. Die japanische Presse freilich behauptet noch ganz andere Dinge. Danach hätte Admiral Sturdee vor der Schlacht verlangt, daß sich die japanischen Schiffe unter seinen Oberbefehl stellen sollten, was schroff abgelehnt worden wäre. Dann aber seien die Engländer allein trotz ihrer Übermacht mit den beiden deutschen Panzerkreuzern nicht fertig geworden und hätten deshalb die Japaner um Hilfe gebeten. Daraufhin hätten die beiden großen japanischen Schlachtkreuzer „Kongo" und „Hijei" (Schiffe von je 28000 Tonnen!) im Verein mit dem bei ihnen befindlichen australischen Linienschiff „Australia" durch einige wohlgezielte Breitseiten „Scharnhorst" und „Gneisenau" kampfunfähig gemacht und sich dann wieder zurückgezogen. Nun seien die Engländer wie eine Meute gieriger Wölfe über die wehrlosen deutschen Schiffe hergefallen, während die japanischen Seeoffiziere sich voll Ekel und mit unverhohlener Verachtung von diesem unwürdigen Schauspiele abgewendet hätten. Nicht England sondern Japan habe bei den Falklandsinseln gesiegt, und die Engländer seien keine Samurais (Ritter). Spätere kriegsgeschichtliche Untersuchungen werden das Körnchen Wahrheit aus diesen Prahlereien herauszusuchen haben. Sie kennzeichnen jedenfalls die Selbstüberhebung der Japaner, aber auch ihre Verachtung gegen England und lassen schon die künftige Abrechnung zwischen beiden ahnen. Fest steht, daß seit der Falklandsschlacht die Ansprüche der Japaner auf die Vorherrschaft im Stillen Ozean ins Grenzenlose gewachsen sind, sehr zum Ärger ihrer englischen Bundesgenossen und der neutralen Amerikaner.



Nach einer Zeichn. v. R. Oeffinger.

Abb. 8. Der englische Dreadnought „Invincible", das Flaggschiff des engl. Admirals Sturdee, das durch das Feuer der beiden deutschen Panzerkreuzer schwer beschädigt wurde.

Soweit aus den bisher veröffentlichten Listen festgestellt werden konnte, wurden gerettet: von „Gneisenau" 17 Offiziere und 171 Unteroffiziere und Mannschaften, von der „Leipzig" 4 Offiziere und 15 Unteroffiziere und Mannschaften, von der „Nürnberg" 7 Unteroffiziere und Mannschaften, vom „Scharnhorst" niemand, von den Begleitschiffen „Baden" und „Santa Isabel" alle. Admiral Sturdee hat in der reichlich geschmacklosen Rede, die er wenige Tage nach der

Schlacht im englischen Klub zu Montevideo hielt, seinen eigenen Verlust auf nur 8 Tote und 14 Verwundete angegeben. Das stimmt aber schon mit seinem eigenen amtlichen Bericht nicht überein, in welchem er namentlich für „Invincible" und „Glasgow" beträchtliche Blutverluste einräumt. Da mehrere der englischen Schiffe recht erheblich beschädigt wurden, erscheint es schwer glaublich, daß sie mit so geringen Mannschaftsverlusten davongekommen sein sollten. Neutrale Angaben, die von 100—150 englischen Toten und Verwundeten sprechen, dürften der Wahrheit näher kommen. Erwiesen ist, daß mehrere der bei den Falklandsinseln tätig gewesenen Schiffe bald darauf zur Ausbesserung der erlittenen Beschädigungen für längere Zeit in Gibraltar in Dock gehen mußten. Recht verdächtig ist es auch, daß die englischen Offiziere in Montevideo sich merkwürdig wortkarg und verdrossen zeigten und so gar nichts von echter Siegesfreude an sich hatten. In London aber brach auf die Siegesnachricht hin ein ähnliches Triumphgeschrei aus wie nach der Vernichtung unserer unvergeßlichen „Emden". Insofern hatte man allerdings Grund zum Jubeln, als die böse Schlappe von Coronel jetzt wettgemacht und zudem der Überseehandel, wenn auch nicht ganz, so doch zum großen Teile, vor weiteren Störungen durch die verwegenen deutschen Kreuzer gesichert war. Auch trug die Vernichtung der vier Kreuzer dazu bei, den großen Unterschied, der bis dahin in den Verlustlisten der beiderseitigen Flotten bestand, einigermaßen auszugleichen. Aber strategische Bedeutung hatte diese Schlacht kaum, und auf den Verlauf des großen Krieges vermochte sie ebensowenig irgendwelchen entscheidenden Einfluß auszuüben, wie die von Coronel. Am allerwenigsten aber war der mit brutaler Zahlenübermacht errungene Sieg eine Heldentat, und die englische Flotte hat keinerlei Ursache, auf den 8. Dezember 1914 besonders stolz zu sein. Der Lorbeer gebührt hier zweifellos den glorreich Unterlegenen. Die Seeschlacht bei den Falklandsinseln ist unser Tsingtau zur See. Wohl war dieser blutige Tag, der so blitzartig wieder einmal alle Schrecken des Seekrieges beleuchtet hat, für unsere junge Flotte ein harter Schlag. Aber die anderthalbtausend tatenfroher Männer, die seitdem auf dem Meeresgrunde schlummern, haben der Welt gezeigt, daß der Kampf, den wir gegen England führen, tatsächlich ein Befreiungskrieg ist, der die Meere zum Vorteil aller Völker frei machen soll von britischer Willkür und Zwingherrschaft.

S. M. S. „Dresden" war also den Verfolgern in südl. Richtung entkommen. Zur Aufbringung der „Dresden" und des ihnen besonders lästigen Hilfskreuzers „Prinz Eitel Friedrich" bildeten die Engländer 2 kleine Sondergeschwader von je 3 Kreuzern und 1 Hilfskreuzer. Trotzdem brach „Eitel Friedrich" nach dem Atlantik durch und konnte nach erfolgreichem Kaperkrieg einen nordamerikanischen Hafen anlaufen, und auch „Dresden" vermochte noch ein volles Vierteljahr lang die hohe See zu halten — eine wahrhaft erstaunliche Leistung. Die ganze Kriegslaufbahn dieses prächtigen kleinen Kreuzers war eine einzige lange Reihe tapferster Wagnisse und schönster Erfolge. Umringt und verfolgt von Dutzenden feindlicher Schiffe, deren jedes einzelne ihm an Gefechtskraft um das Vielfache überlegen war, wußte er nicht nur immer wieder seine Gegner zu überlisten, sondern brachte es fertig, fast unter ihren Augen im Atlantischen und im Stillen Ozean Handelsschiffe zu versenken, deren Besatzungen aber trotz der für ihn damit verbundenen Gefahren in Sicherheit zu bringen. Erst am 14. März ereilte die „Dresden" ihr unvermeidliches Schicksal nicht weit von der chilenischen Küste, an der ihr am 1. November 1914 das Siegerglück gelächelt hatte. Es war bei der Inselgruppe Juan Fernandez. Ohne Kohlen und mit beschädigten Maschinen lag hier die „Dresden" ruhig vor Anker, nur 400 m vom Lande entfernt, als sie früh morgens von den Kreuzern „Kent" und „Glasgow" und dem Hilfskreuzer „Orama" überraschend angegriffen wurde. Auf nur 3300 m eröffneten die Engländer ein vernichtendes Feuer. Vergebens signalisierte der deutsche Kapitän, daß man sich in chilenischen, also neutralen Gewässern befinde. Der englische Befehlshaber antwortete mit echt britischem Hochmut, daß er Auftrag habe, die „Dresden" zu vernichten, wo immer er sie treffe, und daß etwaige Streitfragen später diplomatisch geregelt werden würden. Nun ließ auch die „Dresden" ihre Geschütze spielen. Aber jeder Widerstand war aussichtslos. Bald fing die Pulverkammer Feuer, und damit war die stolze Laufbahn des wackeren Schiffes zu Ende. Die Deutschen sprengten es selbst, um es nicht in Feindeshand fallen zu lassen und retteten sich dann an Land. Glücklicherweise war der Menschenverlust gering; er betrug nur 3 Tote, 8 Schwer- und 7 Leichtverwundete. Die jedem Völkerrecht Hohn sprechende Vergewaltigung von Juan Fernandez ist ein neuer Schandfleck für die englische Marine und stellt sich würdig der Zerstörung des Hilfskreuzers „Kaiser Wilhelm der Große" im spanischen Hafen von Rio Oro an die Seite. Gloria victis!

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Durchbruch von Brzeziny.

Von Dr. Fritz Wertheimer. **Mit 2 Abbildungen.**

Der Vormarsch gegen Warschau, den Hindenburg im Oktober unternahm, war bekanntlich nicht in allen Teilen geglückt, um so größere Zuversicht setzte er auf seinen anderen nur wenige Wochen später in Angriff genommenen kühnen Plan, den Russen in Lodz ein zweites Tannenberg zu bereiten, sie hier von allen Seiten einzukreisen und ihre ganze Armee gefangen zu nehmen. Von drei Seiten war Lodz bereits umschlossen. Die Russen verteidigten sich mit seltener Zähigkeit in ihren hintereinander vorbereiteten, gut ausgebauten Schützengräben. Sie wußten, was auf dem Spiele stand. In Eilmärschen schoben die Deutschen ihren linken Flügel um Lodz herum, um die Umfassung zu vollenden. Kühn war das Wagnis, groß der Einsatz, aber riesenhaft schien der Erfolg. Von Strykow nordöstlich von Lodz zogen die Kolonnen auf der Straße südöstlich nach Brzeziny, wo am 18. November die höheren Stäbe nächtigten. Weiter ging es südwärts bis zu dem Orte Karpin, wo diese Straße nach Süden auf die von Pabianice gegen Osten zu führende Straße trifft. Auf dieser Straße schoben sich die Truppen dann unter steten Kämpfen mit überlegenen feindlichen Massen gegen Rzgów und nördlich nach Lodz zu vor. Da zog der Russe in letzter Stunde in höchster Not von Süden her Truppen vor, von Osten her kam aus der Gegend von Warschau neue Verstärkung und die russischen Nachschübe waren hier überraschend groß und wirkungsvoll. Schon jubelten die Russen, schon verteilte die englische und französische Presse Vorschußlorbeeren für den neuen Sieg und die Gefangennahme oder Vernichtung eines deutschen Korps. Da wandte sich dieses Korps im Angesicht des Feindes um und schlug sich, nach allen Seiten kämpfend, durch dessen eigene festeste Stellung durch. Kein Geschütz, kein Maschinengewehr, keine Munitions- oder Proviantkolonne ging dabei verloren. Aber 15 feindliche Geschütze und über 12000 unverwundete russische Gefangene wurden von diesem Durchbruch mitgebracht.

„Die Division greift in rücksichtsloser Offensive den Feind östlich Lodz an und vernichtet ihn!", so lautete nach Mitteilung beteiligter Offiziere der Befehl. Die Division wußte nicht, was erst später sich herausstellte, daß dieser Feind über vier Armeekorps stark war, sie hatte ihren Befehl und führte ihn aus. Der Morgen des 21. November ist feucht und kalt. Winternebel füllen die Talmulden und kleiden alles in undurchsichtiges Grau. Kaum heben sich aus der dicken Luft die beiden Marschkolonnen ab, die langsam voranschleichen. Die Truppen haben seit zehn Tagen gewaltige Eilmärsche zur Umgehungsbewegung zu bewältigen gehabt, Menschen und Pferde sind abgespannt und müde. Ein hartnäckiger Feind hat ihnen seit Wochen keine Nachtruhe gelassen. Nun geht es weiter, dem ungewissen Schicksal entgegen. Keine Meldungen liegen vor. Man wußte, daß der Feind im Norden stehe und wendet sich dahin. Aber plötzlich kommt auch von der Bagage die Meldung, daß der Feind von hinten links nachdrängt. Da leuchtet eben die Morgensonne siegreich durch die Nachtnebel, ein frischer Wintertag hebt an. Schon beginnt auch die Kanonade. In zwei Kolonnen schiebt sich die Division voran, bei der rechten Kolonne befindet sich der Stab, die linke Kolonne scheint einen Keil zwischen die russischen Stellungen zu treiben. Es geht voran, der Zuruf der Führer ermuntert die Kompagnien und Batterien. Der Divisionskommandeur reitet an der Spitze. Plötzlich gibt es einen Halt, einen Ruck, ein Zittern geht durch die Reihen. Von allen Seiten krachen die feindlichen Geschosse in die Kolonnen. Man ist eben im Dorfe Wiskitno eingezogen. Wie durch ein Zauberwort sind da die Straßen leer, alles verschwindet in die Häuser. Der Divisionsstab birgt sich im nächsten Gehöft. Die gesamte Vorhut ist in ein heftiges Gefecht verwickelt. Inmitten der feindlichen Infanterie ist überall die Artillerie geschickt verdeckt aufgebaut und feuert unaufhörlich. Die Division ist nicht etwa in ihrer ganzen Stärke hier versammelt, die Hälfte ist auf der anderen Seite, in der Gegend von Andrespol und nordöstlich davon in heftige Straßenkämpfe verwickelt. Haus schließt sich dort an Haus, Garten an Garten. Auf den Dächern hat der Feind Maschinengewehre angebracht, ringsum hat er schwere Artillerie, das Vorwärtskommen war unendlich schwer. Diese Teile der Division kämpfen mit der Front nach Westen, während die anderen ihre Front nach Norden zu haben. Zwischen den beiden Brigaden steht eine Kavallerie-Abteilung südlich von Andrespol in

hartem Schützenliniengefecht. Um 8 Uhr morgens hat das Gefecht bei Wiskitno seinen Höhepunkt erreicht. Im Dorfrande von Olechow steht feindliche Artillerie tief eingebaut, gegen sie werden die Infanteriebataillone entwickelt. In Wiskitno ziehen sich derweilen die Bagagewagen zusammen. Leichtverwundete kommen zurück, Schwerverwundete werden auf Zeltbahnen dahergetragen. Lazarette werden aufgemacht. Im Orte stauen sich die Kolonnen, immer neue Karren drängen herein, unaufhörlich füllt sich das Dorf, in das jetzt die feindlichen Geschütze hereinfunken. Die Energie der Führer sorgt für Ordnung und Ruhe. Mitten im Granatfeuer werden die Bespannungen gewechselt, tote Pferde ausgeschirrt, zersplitterte Wagen umgeladen. Die Leute arbeiten mit einer Ruhe, als ob sie auf dem Exerzierplatze ständen. Die Nachrichten lauten günstig, die Infanterie arbeitet sich voran. Da kommt endlich die Meldung, daß auch die linke Kolonne, die bei dem Orte Dombrowa, etwa drei Kilometer östlich von Lodz, vorgeht, in Kampf getreten sei. Der Feind war anfangs dort zurückgewichen, machte aber nun in festungsartig ausgebauten Schützengräben Halt und erhielt Verstärkungen aus der Stadt. Der Morgen verrinnt, es wird 1 Uhr nachmittags. Meldungen von der bei Andrespol fechtenden Brigade bleiben aus. Schwerer Geschützdonner aus der Gegend im Norden, in der man das eigene Nachbarkops vermutet, scheint anzudeuten, daß auch dieses in heftige Kämpfe verwickelt ist. Schon um die vierte Stunde wird es dämmerig, das Dorf Olechow brennt, ringsum leuchten wie Fackeln am Horizont brennende Gehöfte und Dörfer. Olechow wird schließlich erstürmt. Die Nacht senkt sich herab, die Schützenlinien lösen sich vom Feinde ab und graben sich tief in die Erde. Man macht den sogenannten Igel, das heißt, man sichert sich nach allen Seiten hin. Die Artillerie hat sich auf die feindlichen Stellungen eingeschossen und funkt auch etwas nach Lodz herein, um die dort entstandene Verwirrung noch zu vergrößern. Um 11 Uhr geht der Stab zur Ruhe.

Der nächste Tag bringt nicht viel Veränderungen, das langsame Vorarbeiten geht seinen Gang. Am Abend treffen sich der Führer der Division und der kommandierende General des Armeekorps in einem entlegenen Gehöft. Die Schlacht steht zweifellos nicht gerade günstig; der Feind ringsum. Es gilt, das Äußerste zu wagen oder die Waffenehre wahrend unterzugehen. Im Norden besitzt der Feind eine festungsartige Feldstellung von 12 Kilometer Länge, im Südwesten muß er gewaltige Verstärkungen herangezogen haben, aus dem Südosten ist Rennenkampf herangezogen, der allerdings hier um zwei Tage zu spät kam. Die beiden Führer sprechen sich unter vier Augen. Dann tritt der Divisions-General zu seinem Stabe: „Meine Herren, gratulieren Sie mir, an den morgigen Tag werden wir entweder als an einen großen Sieg denken, oder wir werden ihn nicht überleben. Wir werden einen Durchbruch nach Norden machen. Sind Sie damit einverstanden?" Ein jubelndes Hurra ist die Antwort, man schüttelt sich die Hände. In erhobener und erregter Stimmung geht man schlafen.

Plötzlich um halb 1 Uhr nachts wird alarmiert. Der Befehl kommt: die Division geht zurück. Großes Staunen und Kopfschütteln. Niemand in der Truppe kennt den Grund, niemand kennt das Ziel. Man war doch siegreich vorgedrungen! Aber der Befehl muß ausgeführt werden. Nach einer halben Stunde gehen die ersten Kolonnen rückwärts. Es herrscht eisige Kälte, Wind peitscht um die Ohren, scharfer, schneidender Regen fährt ins Gesicht, die Kälte zieht durch alle Mäntel und Pelze. Alles ist abgesessen und führt die zitternden und müden Pferde. Die Stimmung ist gedrückt und schwer. Noch liegen die eigenen Toten und Verwundeten zum Teil draußen vor dem Feinde und die läßt kein deutscher Mann ohne Not in den Händen des Gegners. Die Leute wissen nicht, daß die Sanitätstruppen inzwischen in aller Ruhe das Schlachtfeld aufräumen und daß die Wagen mit den Verwundeten alle mitkommen. Man weiß überhaupt nichts, man ist nur hungrig, schläfrig, abgehetzt und man muß rückwärts. Um 5 Uhr sollte alles aus den Stellungen heraus sein. Totmüde hängen auch die Führer auf den Pferden, vergebens versuchen sie, sich über den Befehl klar zu werden. Wenn nur wenigstens die schützende Nacht nicht aufhören möchte! Man erreicht die Chaussee Rzgów—Karpin, man drängt und eilt, um bei Karpin die Miazga zu überschreiten und das rettende andere Ufer zu erreichen. Bald sind die Wege verstopft mit Kolonnen und Bagagewagen. Vor Tagesanbruch sollten sie alle herüber sein, vor Nachmittag wird es sich kaum schaffen lassen. Da bricht strahlend der neue Tag an und mit dem ersten Sonnenstrahl krachen auch schon die Geschütze des Feindes von allen Seiten. Jeder Wagen wird zur Eile angetrieben. In sechs, sieben Kolonnen neben-



Nach einer Zeichnung von J. Thiele.

Abb. 1. Nächtlicher Straßenkampf in Brzeziny.

einander rasselt die Artillerie über die steinhart gefrorenen Furchen der Äcker, die Peitschen sausen über den Köpfen der Pferde, in breiter Front strebt alles auf Karpin. Der Feind drängt auf Rzgów nach. Ein, zwei Bataillone Infanterie werden ihm entgegengeworfen und halten ihn bei Kalinko und in der Richtung Talszyn auf, bis um 12 Uhr das letzte Fahrzeug die Miazga überschritten hat. Nun drängt alles nach Norden in der Richtung Brzeziny. Auch aus Norden und Nordosten kommt feindliches Feuer. Aber ein einziger Wille beseelt nun alles: Angreifen! Durchhauen! Der Befehl kommt. In nordöstlicher Richtung wird die Infanterie entwickelt, man läßt sich erst gar nicht mehr in Feuergefechte ein, das Bajonett wird aufgepflanzt, mit Hurrarufen geht es in den Wald hinein, der westlich von Borowo und südlich von Galkow liegt. Die russischen Schützengräben werden überrannt, die Soldaten darin heben die Hände hoch und geben sich gefangen. Immer mehr Mann bleiben zurück, um diese Scharen von Gefangenen zu bewachen, immer dünner werden die vordersten Linien. Aber es geht voran. Dahinter, bei den Wagen und bei der Bagage schwillt der Strom der Gefangenen beängstigend an. Man behütet sie sorgsam, man benützt sie, um an den Wagen und Geschirren zu helfen, willig legen sie Hand mit an, schieben die Wagen, tragen die Verwundeten, führen die Pferde. Der Befehl des Divisions-Generals lautet: Vorgehen bis zum Bahndamm der Lodz-Warschauer Eisenbahn, die den Wald durchschneidet. Er ist stark besetzt und befestigt, aber dort soll die Ruhepause sein. Die Kolonnen bleiben vorläufig mit der Artillerie hinten stehen, weil man sie nicht in das Ungewisse des dunklen Waldes führen will. Der Divisions-General setzt sich an die Spitze der ersten Kompagnie. Der ganze Stab hat die Degen gezogen, mit brausendem Hurra geht es auf den Feind. Der Wind trägt das Echo weiter, die anderen Kompagnien nehmen den Ruf auf, mächtig schallen die Töne durch den Wald und neue Ströme von Kraft und stolzem Selbstbewußtsein durchdringen die Leute. Der Sturm in der Dunkelheit glückt, der Bahndamm wird genommen, der Divisions-General wird

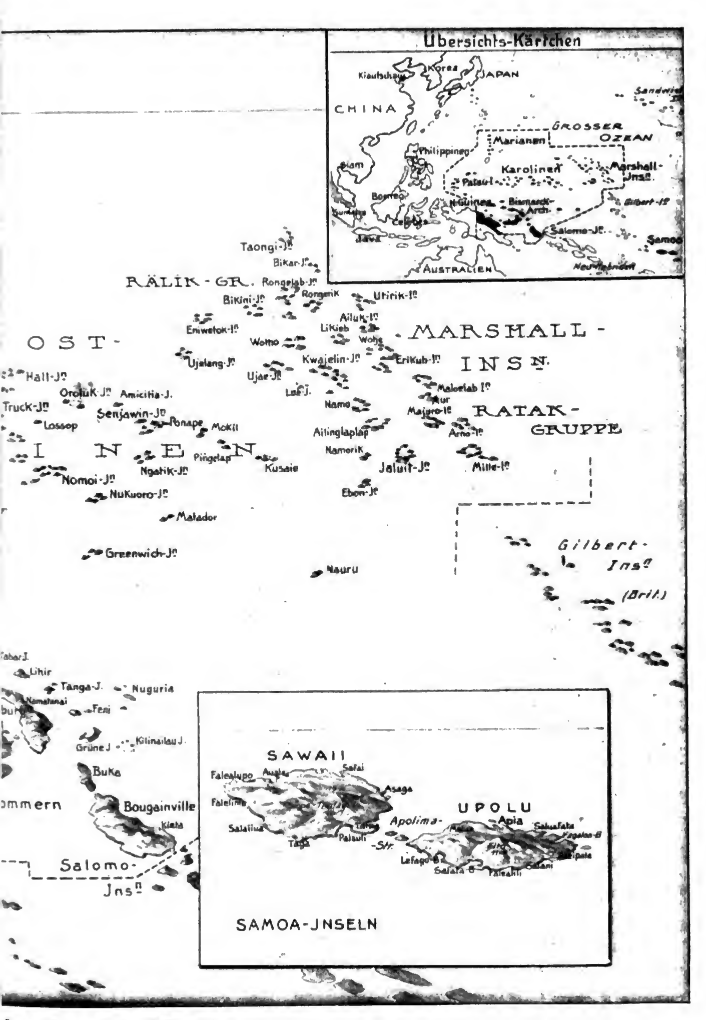
von hilfreichen Händen heraufgezogen, der Feind ist zerstreut. Aber der Kampf war hitzig und verlustreich. Das Bahnwärterhäuschen ist übervoll von Verwundeten, immer neue strömen herzu, kein Platz ist mehr frei. In einem Hühnerstalle kommt der Stab unter, der General wird auf ein paar zusammengeschichtete Hühnerkörbe gesetzt und ein Hauptmann überreicht ihm seinen ersten Fund, ein köstliches, frischgelegtes Hühnerei! Ein Kerzenlicht erleuchtet die Karten und Pläne. Um 1/28 Uhr erscheinen die befehlsempfangenden Leutnants und im trüben Fackelschein schreiben sie den Befehl: „1. Der Feind ist geschlagen. 2. Die Division formiert sich zu einer Marschkolonne und bricht nach Norden durch; die gesamte Artillerie und Bagage bleibt unter Bedeckung von drei Kompagnien zurück. 3. Befehlsempfang nach der Erstürmung Brzezinys auf dem Marktplatz im Divisionsstabsquartier vom 18. November."

Ein denkwürdiger Befehl, ein Befehl in den Feind hinein. Aber die Lage erfordert es: die fechtende Truppe muß durch den Durchbruch nach Norden hin gerettet werden, die Artillerie und der Train muß vorderhand einem ungewissen Schicksal überlassen bleiben. Langsam formiert sich die Division und die Leute schleppen sich todmüde auf dem Fußwege voran, der nach Norden führt. Die Begeisterung des Kampfes ist wieder gewichen, die Natur macht ihre Rechte geltend, alles ist erschlafft. Eine buntgewürfelte Schar aus allen Regimentern und Formationen findet sich zusammen, der Wald hat viel verschluckt, was sich erst allmählich sammeln und orientieren kann. Der Marsch beginnt, 50 Meter hinter der Spitzentruppe reitet der General mit seinem Stabe. Es ist eine bitterkalte Nacht, die Leute, die nichts gegessen haben, hungern und frieren fürchterlich. Der General feuert die Leute an, die Führer suchen allen Witz und Humor zusammen, um die Mannschaft aufrecht zu erhalten. Nach einer Stunde wird Galkow erreicht. Meldungen kommen, daß in jedem Hause 10 bis 20 Russen schlafen. Sicherungsposten sind nicht ausgestellt, die Leute ahnen nichts vom Feinde. Die Häuser werden umstellt, man rüttelt die Schläfer wach, ohne einen Schuß abzugeben, werden 100, 200 Gefangene gemacht. Voran geht der Weg, die Hauptstraße wird vermieden, weil sie wohl vom Feinde besetzt ist. Der General ist abgestiegen und geht an seinem Stocke über die harten Ackerfurchen und über die tiefen Löcher. Im nächsten Dorf wiederholt sich das Spiel. Die Häuser werden umstellt, die schlafenden Kirgisentruppen werden überrascht und gefangen. Weiter geht es in der Dunkelheit, die Leute stolpern und fallen, stehen auf, kriechen weiter. Malczew wird erreicht, umstellt, von schlafenden Russen gesäubert. Nun werden unsere Leute wieder lustig und munter bei diesem Russenfang. Es kommt wieder etwas Stimmung auf, sofort erfassen die Führer die Situation und helfen nach. Man kommt auf die große Chaussee, Brzeziny liegt nur noch fünf Kilometer weit entfernt. Man nähert sich der Stadt, die Regimenter werden zum Kampfe entwickelt. Man erwartet ernstlichen Widerstand. Ein lautloses, schleichendes Heer ist durch den Wald und die Nacht gezogen, mitten durch die feindlichen Linien durch, aber hier, in der Stadt, wird es unmöglich sein, nach dem alten System weiter zu kommen. Ein Regiment wird rechts, ein zweites links aufgestellt. Kein Ruf wird laut, kein Kommando ertönt. Jeder weiß, worauf es ankommt, alle Nerven sind gespannt, jedermann hängt am Munde des Führers. Es ist 2 Uhr nachts, alles ist fertig und bereit, es geht los. Ein Russenposten auf der Chaussee wird mit dem Kolben niedergeschlagen. Schlafende Wachposten werden gefangen. Die ersten Häuser sind erreicht. Stumm, ohne ein Wort zu sprechen, stürzen sich die Leute auf die Häuser, die Türe splittern, die Hiebe der Gewehrkolben krachen dumpf, ein fürchterliches, stummes, wortloses Schlachten geht an. Stühle und Tische splittern, unterdrückte Schreie ersticken in schauervollem Gewinsel. Die Leute wissen, was es gilt. Das Wohl und Heil der eigenen Truppen verlangt es, daß ganze Arbeit gemacht wird, ehe es zu spät ist, es darf keine Schonung geben, soll nicht die Division, das ganze Korps verloren sein. Man kann die schlafenden Russen nicht erst wach kriegen und lange gefangen nehmen, man muß sie erschlagen, wegräumen, Bahn hauen wie durch das Unterholz eines Urwaldes. Draußen stolpern auf den gefrorenen Straßen die harten Stiefel der weitereilenden Truppen. Der Divisions-General ist allein und ohne Bedeckung auf dem Bürgersteig weiter gegangen und findet sich plötzlich auf dem Marktplatze. Er ist vollgestopft mit russischen Wagen, Munitionskolonnen, Train, Bagage, alles ist wirr durcheinander hier aufgefahren. Plötzlich schwillt das Lärmen und Rauschen an, Bewegung kommt in die nachtschlafende Stadt, ein Schuß fällt, die Russen sind erwacht. In der stockdunklen Nacht hebt ein Häuserkampf an, der die unheim-



Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg"
(monatlich 2 Hefte zu je 30 Pf.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Reliefkarte der Deut
Kiautschougebiet u



chen Kolonien, Blatt I:
nd die Südsee-Inseln

liche Stille plötzlich durch rasendes Geknatter ablöst. Wo ein Licht sich zeigt, wird geschossen. Pferde, Reiter, Fußgänger, alles flutet durcheinander, eine Hölle ist lebendig geworden in Brzeziny. Der General tritt vor dem Stabsquartier des 18. November in eine Apotheke. Der Befehl ist ausgeführt, die Stadt ist erobert. Ein Leutnant wird hereingetragen, den das unvorsichtige Anzünden der elektrischen Taschenlampe das Leben gekostet hat. Die Division bezieht Quartier in Brzeziny, Befehlsempfang am Morgen um 7 Uhr. Es ist jetzt 3¼ Uhr, nur Infanterie ist zur Stelle, kein Pferd, kein Wagen. Der Lärm des Straßenkampfes tobt weiter, aber die Stadt, die Stellung im Herzen der feindlichen Armee, ist genommen.



Nach einer Zeichnung von F. Thiele.
Abb. 2. Gefangennahme von 25 Kirgisen im Keller eines Hauses zu Brzeziny.

Man geht ans Quartiermachen für den Divisions-General und den Stab. Ein Grenadier mit aufgepflanztem Seitengewehr und ein alter Jude aus dem Orte begleiten den Quartiermacher. Der Grenadier wollte gerade in einen Keller steigen, um dort schlafende Kirgisentruppen zu fangen. Der Offizier geht mit, drunten sitzen um ein altes Billard herum 25 schlafende Kerle, bis an die Zähne bewaffnet. Der Grenadier haut mit dem Kolben drein, der Revolver fuchtelt, die Leute springen hoch und heben die Hände auf. Sie werfen ihre Waffen in die Ecke, man führt sie heraus und nimmt alle gefangen. In der Mitte des Marktes haben die Soldaten bereits ungeheure Massen von Gefangenen zusammengepfercht. Der Quartiermacher geht mit dem Juden weiter. Das alte Stabsquartier ist inzwischen Lazarett geworden, man muß ein neues suchen. Der Jude führt zu einem Rechtsanwalt. Aber die eiserne Türe sperrt den Eingang. Der Jude wird zur Hintertür geschickt, um von innen zu öffnen. Der Offizier und sein Soldat kauern auf der Treppe. Da ein Knirschen und Klirren an der Tür. Der schlafende Soldat, der schon fest schnarcht, wird vom Offizier geweckt, die Taschenlampe blitzt auf, der Revolver wird gespannt. Der Riegel der Tür schiebt sich zurück, sie öffnet sich und heraus treten drei russische Offiziere mit ihren vier Burschen. Sie sind sauber und prächtig gekleidet, mit Waffen behängt und in schweren, kostbaren Pelzen. Man brüllt sie an, man täuscht dadurch eine ganze große Besatzung im Hause vor, sie heben ängstlich die Hände hoch und werden entwaffnet. Waffen, Pistolen, Sättel, Karten, alles ist erwünschte Beute, ebenso wie drinnen die Toilettegegenstände, Seifen und andere köstliche Erfrischungen.

Müde und mehr kriechend als gehend kommen die Stabsoffiziere in das verlassene Quartier. Die eiserne Tür wird verriegelt. Es ist ½6 Uhr geworden, man sinkt um und schläft. Der Sturmtag von Brzeziny ist zu Ende. Um 7 Uhr aber wird schon wieder alles alarmiert. Der Feind wird wiederum von Norden gemeldet, aber gleichzeitig wird eigener Kanonendonner hörbar. Das Nachbarkorps naht heran und man kann vor den Straßen Brzezinys sich auf die Höhen aufstellen, um den Feind im Rücken zu fassen. Das hält der Russe nicht lange aus, er flieht in regellosem Rückzuge, der Durchbruch nach Norden ist gelungen.

Aber wo war die Artillerie, wo war die Bagage? Die Hauptsache, die fechtende Truppe, war gerettet, aber ungern hätte man den Train in des Feindes Hand gelassen. Vier Kanonen hatte man mitnehmen können, zwei waren nun rechts, zwei waren links zur Verfügung, zeitweise hatte der Divisionsgeneral sie selbst zu kommandieren und konnte von den Höhen von Brzeziny herab den Gegner in seinem Rücken selbst mit diesem schweren Kaliber bedenken. Alles übrige aber war hinten, und die drei Kompagnien Bedeckung hatte schwere, harte Arbeit, den nachdrängenden Feind zurückzuhalten. Aber es gelang der Umsicht des Führers, sie so zu verteilen, daß dem Feind eine viel größere Truppenmacht vorgetäuscht wurde. Alle Gefangenen, alle Verwundeten, alle Wagen

wurden vorangeschickt, und die fechtende Infanterie zog sich langsam zum Schutze hinterher. Heil und munter, wenn auch zerschunden und zerschlagen, müde und abgeklappert, traf alles in Brzeziny ein. Von dort ging es weiter nach dem Norden, unter steten Gefechten nach vorwärts und nach rückwärts wie nach beiden Seiten. Und hier darf die Heldentat eines jungen Leutnants erzählt werden, der übermenschliches geleistet hat. Der in der Mitte der zwanziger Jahre stehende Leutnant v. Wißmann war durch den Hals geschossen worden. Die Kugel steckte noch im Halse und wurde am 21. November operativ daraus entfernt. Der Leutnant verläßt eben das Lazarett, als ein neuer Straßenkampf beginnt, als die nachziehenden Russen in das von uns schon wieder verlassene Brzeziny nachrücken. Noch aber ist die Stadt voll von Wagen und Train. Da rafft der Leutnant die Teile der Kompagnie zusammen, die zur Bedeckung noch da sind. Er sammelt von überall her Versprengte und Leichtverwundete und wirft sie den Russen entgegen. 200 deutsche Leichtverwundete befreit er aus ihren Händen, die bereits gefangen und zum Abmarsch formiert waren. Zwei Maschinengewehre verstärken noch den kleinen Trupp und der schwerverwundete Leutnant hält erneute Angriffe der Russen aus. Er besetzt die Ausgänge der Stadt, er ist hier und dort und überall. „Der Leutnant" heißt er bei seinen Leuten. Sämtliche Trains und Kolonnen ziehen in Ruhe ab, sämtliche Verwundete werden abgeführt. Den ganzen Tag des 22. November halten schließlich die 150 Mann die feindliche Reiterei und Artillerie fern. Dann ist die Aufgabe erfüllt und die Truppe zieht zum Regiment ab. Am 23. November nimmt sie unter ihrem tapferen Führer am weiteren Rückzugsgefechte teil und der Leutnant wird zum zweiten Male verwundet. Heute aber ist er schon wieder beim Regiment.

Auch einer anderen, fast lustigen Episode darf hier gedacht werden. Ein russischer Flieger zeigte sich über unseren Reihen und kam im Gleitfluge nieder. Der russische Fürst Michalski hatte den Auftrag, ein von Lodz her anmarschierendes Korps in Eilmärschen heranzuholen und sah die unendlichen Scharen der russischen Gefangenen für die Truppe dieses Korps an. Er schimpfte wie ein Rasender, als er den Irrtum erkennen mußte, denn es war sein erster strategischer Flug, der kaum zwanzig Minuten gedauert hatte. Aber es half ihm auch nichts, daß er den Fürsten etwas herausstrich. Im Kriege gilt ein fürstliches Ehrenwort weniger als eines Wachtmeisters Faust. Der Herr wurde splitternackt ausgezogen und auf Nachrichten und Befehle untersucht. Wichtiges Material wurde bei ihm gefunden.

So wurde der Durchbruch von Brzeziny zu einer der herrlichsten Waffentaten des ganzen Feldzugs, wie sie eben nur mit deutschen Truppen zu schaffen ist, mit Truppen von dem Geiste, von der innerlichen Überzeugung, von dem Idealismus, den wir besitzen.

Husarenstreiche.

Nach Mitteilungen des Nachrichtenbureaus des K. K. österr.-ung. Hauptquartiers.

Mit 3 Abbildungen.

Auch der moderne Krieg mit den „unsichtbaren Armeen auf den leeren Schlachtfeldern" gibt oft noch Gelegenheit, das trotzige Rittertum vergangener Jahrhunderte auf offenem Schlachtfelde zu zeigen, wenn die Truppe zum Sturm vorgeht oder wenn sie den feindlichen Angriff mit der blanken Waffe abweist. Für die Kavallerie ist diese Gelegenheit immer da. Wenn sie nicht zum Feuergefecht abgesessen ist, sondern aus Versteck und Hinterhalt zur Attacke vorbricht, wenn ihre kleinen Abteilungen bei der Aufklärung kühn bis an den Rücken des Feindes vordringen, so geben sie sich dem Kugelregen preis und ohne jede Deckung werden sie von ihrem Mut und ihrer Todesverachtung zur Erfüllung ihrer schweren Aufgabe vorwärtsgetragen. Namentlich die ungarischen Husaren, von den Russen mit ehrfürchtiger Scheu als „rote Teufel" bezeichnet, haben ihre bekannte Tollkühnheit auch in diesem Kriege wieder bewährt und ihren alten Ruf glänzend aufgefrischt. Hier einige Beispiele.

Die Husaren Ferencz Geley und Lajos Kiß, beide des Husarenregiments Nr. 2, erhielten den Befehl, Auslug zu halten, bis sie die anrückenden feindlichen Truppen wahrnahmen. Alsbald bemerkten sie, wie sechs Kosaken eine Schar von gefangenen, eigenen Landsturmleuten eskortierten. Die Husaren faßten sofort den Beschluß, die Ge-

fangenen zu befreien und die Kosaken womöglich gefangen zu nehmen. Sie ließen die Gruppe näher an sich herankommen und stürzten dann mit lautem Hurra auf die überraschten Russen los. Die Kosaken ergriffen die Flucht und ließen ihre Gefangenen im Stich. Nun warfen die Husaren den Gefangenen ihre geladenen Karabiner zu, damit sie sich im Falle eines Überfalls verteidigen können und verfolgten mit gezücktem Säbel die fliehenden Kosaken. Da tauchte plötzlich eine andere Kosakenpatrouille von neun Mann auf, welche ihren fliehenden Kameraden zu Hilfe kommen wollte. Die wackeren Husaren ließen sich aber in keiner Weise beirren, sondern setzten ihre begonnene Attacke nunmehr gegen die 15 Kosaken fort, worauf auch die neun neu Hinzugekommenen umkehrten. Ein Honvedkorporal der befreiten Gefangenenabteilung schoß ihnen nach und traf das Pferd des kommandierenden russischen Offiziers, das seinen Reiter abwarf. Aber auch feindliche Infanterie bemerkte nun die wilde Jagd und eröffnete gegen die verfolgenden zwei Husaren das Feuer, so daß diese gezwungen waren, umzukehren. Husar Kiß wollte sich aber als seinen Gefangenen den feindlichen Offizier mitnehmen, er packte ihn am Arm, um ihn mitzuschleppen. Da trifft ihn eine Kugel in die Brust, so daß er den Kosakenoffizier seinem Kameraden überlassen muß. Zwischen Geley und dem Offizier entspinnt sich nun ein kleines Handgemenge. Dem Russen gelingt es, seinen Revolver zu ziehen, er legt schon auf seinen Gegner an, aber der Husar vermag ihm noch rechtzeitig die Waffe zu entreißen. Schon hebt Geley seinen Säbel, um den Offizier niederzuschlagen, doch bittet dieser mit erhobenen Händen, ihn zu schonen. Der ritterliche Husar läßt die Waffe sinken, packt aber seinen Gefangenen um so fester und schleppt ihn trotz der zahlreichen auf ihn gerichteten Schüsse fort. Auch beim Überschreiten eines, durch den Regen stark angeschwollenen Baches gibt er den Versuch, seinen Gefangenen mitzunehmen, nicht auf, er zieht ihn mit Aufgebot aller Kräfte mit sich durch das reißende Wasser, aber schließlich erlahmt sein Arm. Das Feuer wurde immer heftiger und die beiden müssen nun bedacht sein, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Die zwei Husaren gelangten glücklich bis zu ihrer Truppe, Husar Kiß durch den starken Blutverlust völlig erschöpft. Kiß mußte ins Spital und erhielt, ebenso wie Geley, die Silberne Tapferkeitsmedaille 1. Klasse, will aber so bald als möglich zur Schwadron zurück, um sich auch die Goldene zu holen.

Und nun eine schöne Leistung von Reitern desselben Husarenregiments, welche abgesessen, mit dem Gewehre in der Hand kämpften. Wachtmeister Samuel Grama steht mit seinen Leuten im Feuergefecht gegen feindliche Infanterie. Es kommt zum Sturm. Wachtmeister Grama geht kühn mit seinem aus vier Mann bestehenden Schwarm die dichteste Stelle der russischen Linie, etwa 30 Mann stark, an. Die kleine Schar wird aber alsbald von allen Seiten umringt. Die Husaren aber wehren sich wie die Löwen. Grama macht allein vier feindliche Infanteristen nieder. Sein heldenmütiges Verhalten reißt auch seine vier Untergebenen mit. Der Husar hat auf seinem Gewehr kein Bajonett. Man dreht die Gewehre um und schlägt mit dem Kolben auf die Russen los. Der Kommandant des feindlichen Schwarmes, ein Oberleutnant, fällt, von zahllosen Hieben zu Tode getroffen. Was von den Russen nicht erschlagen oder totwund am Boden liegt, ergibt sich oder flieht in wilder Flucht. Wachtmeister Grama, der bei diesem erbitterten Kampfe schwer verletzt wurde, erhielt die Goldene Tapferkeitsmedaille.

Wachtmeister Johann Drosz des Husarenregiments Nr. 8 wurde einst mit zehn Reitern zur Aufklärung entsendet. Bei seinem Ritt bemerkte er eine Kosakenpatrouille, welche gerade im Begriff war, drei etwas abgebliebene, eigene Blessiertenwagen zu nehmen. Dies wollte der Wachtmeister auf jeden Fall verhindern. Er ließ seine Leute absitzen und auf die Russen ein überraschendes Feuer eröffnen. Diese verzichteten nun auf die Wegnahme des Verwundetentransports und



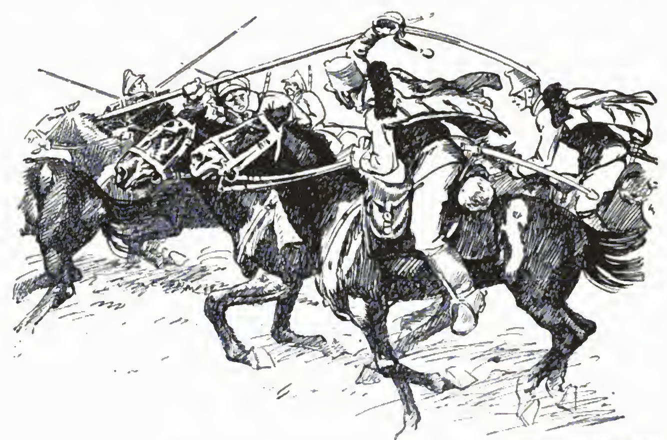
Abb. 1. Ungarische Husaren auf vorgeschobenem Posten.

setzten zur Attacke gegen das kleine Häuflein Husaren an. Drosz ließ sich aber nicht einschüchtern, er wollte den Blessiertenwagen Zeit geben, sich in Sicherheit zu bringen und ließ also in die heranreitenden Kosaken tüchtig hineinschießen. Bald lagen neun feindliche Reiter am Boden; die anderen stutzten einen Augenblick. Die Sanitätswagen, welchen es noch gelungen war, zwei am Wege befindliche Verwundete aufzunehmen, waren schon ziemlich weit, der Wachtmeister konnte nunmehr an sich und seine Patrouille denken. Er ließ aufsitzen, jagte mit seinen Husaren kühn in die feindliche Eskadron hinein und schlug sich durch. Dann setzte er seine Aufklärung fort und rückte zu seiner Eskadron ein. Am selben Abend wurde Wachtmeister Drosz im Verein mit dem Husaren Georg Szivacski in ein Dorf geschickt, um dieses nach etwa dort versteckten russischen Nachzüglern zu durchsuchen. Tatsächlich erfuhren sie, daß in einem Hause am Rande des Ortes an fünf feindliche Infanteristen versteckt seien. Die Reiter saßen ab, drangen ohne Zögern in das bezeichnete Haus ein und forderten die überraschte russische Pa-

trouille zur Übergabe auf. In der Meinung, es mit einer überlegenen Abteilung zu tun zu haben, streckten die Russen die Waffen und ergaben sich. Orosz erhielt die Silberne Tapferkeitsmedaille 1. Klasse, Szivacski jene 2. Klasse.

Bei einer kleinen, zur Aufklärung vorgeschickten Reiterabteilung befanden sich auch der Patrouillenführer Josef Meleg und die Husaren Josef Mészáros und Andreas Emedö des Husarenregiments Nr. 8. In unübersichtlichem Gelände wurde die Abteilung plötzlich von einer größeren feindlichen Truppe beschossen. Alsbald lagen fünf Pferde getroffen am Boden, und ein Husar wurde verwundet. Man mußte kehrtmachen, um dem heftigen Feuer zu entgehen, ohne daß es möglich gewesen wäre, die Kameraden, deren Pferde erschossen waren, mitzunehmen. Da bemerkte im Zurückreiten ein Husar, wie drei reiterlose Pferde ihnen nachgaloppierten. Er bat den Kommandanten, einen Augenblick haltzumachen, um die herankommenden Pferde einfangen zu können, um dann mit diesen an die Stelle zurückzureiten, wo die gestürzten Soldaten bereits in der größten Gefahr schwebten, gefangen zu werden. Es war ein kühnes, ein tapferes Herz erforderndes Unternehmen, im heftigsten feindlichen Feuer zurückzugaloppieren, um die bedrängten Kameraden zu retten. Der Kommandant frug seine Leute, wer sich hierzu freiwillig melde. Ohne zu zögern, erklärten sich Patrouillenführer Meleg und die Husaren Mészáros und Emedö zu diesem Wagestück bereit. Sie jagten mit den drei Handpferden wieder zurück, gelangten gerade noch zurecht, um drei von den zurückgebliebenen Kameraden aufs Pferd zu helfen und sie vor der sonst sicheren Gefangenschaft zu erretten. Für diese wackere Tat erhielten alle drei Husaren die Silberne Tapferkeitsmedaille 2. Klasse.

Wachtmeister Gabriel Horváth des Husarenregiments Nr. 16 kommandierte beim Aufklärungsritt eines Nachrichtendetachements die Vorpatrouille. Bei einem Orte angelangt, machte er die Wahrnehmung, daß dieser voll von feindlichen Patrouillen und kleinen Abteilungen sei, so daß ein Durchkommen schwer möglich war. Ein eben des Weges herkommender Wagen brachte Horváth auf einen tollkühnen Gedanken. Er verbarg sich in dem Fuhrwerk und ließ sich in das Dorf fahren. Mitten in diesem angelangt, begann er auf eine ahnungslose, etwa 20 Reiter starke feindliche Patrouille ein heftiges Feuer abzugeben. Völlig überrascht und im Unklaren, woher die Schüsse kämen, ergriffen die feindlichen Reiter, nachdem drei von ihnen gefallen waren, die Flucht und rissen auch andere Patrouillen mit, so daß der Ort gesäubert war und dem Wachtmeister vier Beutepferde in die Hände fielen. Horváth erhielt die Silberne Tapferkeitsmedaille 1. Klasse.



Zeichnung von Willy Planck.

Abb. 2. Ungarische Husaren im Kampf mit russischen Kosaken.

Zugführer Stefan Magócsi des Husarenregiments Nr. 4 stieß mit seiner aus zehn Reitern bestehenden Patrouille auf eine 30 Mann starke Kosakenabteilung. Ohne zu zaudern, mit der Pistole in der Hand, stürmte Magócsi mit seinen zehn Husaren auf die dreifache Übermacht der Kosaken

los und jagte sie in die Flucht. Dann sprangen die Reiter rasch von den Pferden und beschossen den weichenden Feind, der sieben Tote zurückließ. Der kühne Zugführer erhielt die Silberne Tapferkeitsmedaille.

Durch einen Akt seltener heroischer Pflichttreue bis in den Tod hat sich Husar Perecz einen Ehrenplatz in der Geschichte seines Regiments (Nr. 5) gesichert. Ein höherer Offizier entsandte den Husaren mit einem dringenden schriftlichen Befehl zu dem in der Feuerlinie befindlichen Kommandanten eines Infanterieregiments. Die Infanterielinie, wie auch der engere Raum hinter dieser wurden vom Feinde unter heftigem Infanterie- und Artilleriefeuer gehalten. Perecz ritt, unbekümmert um die ihn umzischenden Geschosse, ohne jedes Zögern auf dem kürzesten Wege durch den bestrichenen Raum, um seine Meldung abzuliefern. Schon war er ungefähr bis auf 60 Schritt an die Schwarmlinie herangelangt, als Roß und Reiter, von mehreren Kugeln getroffen, zu Boden stürzten. Dies alles ereignete sich im Sichtkreise des vorne befindlichen Kommandanten des Infanterieregiments, zu welchem der Meldereiter entsendet wurde. Der Regimentskommandant schickte eine Ordonnanz zu Fuß zu Hilfe. Als sich der Infanterist dem Gefallenen näherte, erhob sich dieser mit letzter Kraft vom Boden und die schriftliche Meldung hoch in der erhobenen Hand haltend und nach vorne deutend, rief er, noch im Todeskampf auf die Erfüllung seines Auftrages bedacht: „Ezredes úrnak . . . . .!“ („dem Herrn Obersten . . . . .!“) Das Andenken des Husaren Perecz, der, getreu bis in den Tod, seinen Kameraden ein leuchtendes Beispiel soldatischer Pflichterfüllung gab, wurde durch die Verleihung der Silbernen Tapferkeitsmedaille 2. Klasse geehrt.

Die Serben hatten die Save an einzelnen Strecken derart durch Flußminen unsicher gemacht, daß es sich notwendig erwies, diese aufzusuchen und unschädlich zu machen. Zu dieser an und für sich gefährlichen, unter den obwaltenden Umständen, wo vom feindlichen Ufer jedes derartige Unternehmen durch Gewehrfeuer gestört wurde, Tollkühnheit erfordernden Arbeit meldete sich Husar Josef Németh des Husarenregiments Nr. 8. Obwohl er wußte, daß das jenseitige Ufer, sowie die dort verankerte Schiffsmühle von Komitatschis scharf bewacht wurde, machte er sich eines Abends auf den Weg und durchschwamm, als die Abenddämmerung hereingebrochen war, die an dieser Stelle ungefähr 600 Meter breite Save, um die Schiffsmühle loszumachen und sodann nach abwärts treiben zu lassen. Er langte glücklich bei der Mühle an und wollte eben die Ankerkette losmachen, als er von den Serben bemerkt wurde. Ein heftiges Feuer, welches man auf ihn eröffnete, machte jeden weiteren Versuch, seine Aufgabe durchzuführen, aussichtslos, und er mußte froh sein, daß er mit heiler Haut davonkam. Doch er gab sein Vorhaben nicht auf. Nachts darauf durchschwamm er zusammen mit dem Infanteristen Kapronczay des Infanterieregiments Nr. 69 abermals die Save. Beide kamen bis zur Mühle, doch diese war stark besetzt und die Komitatschis hielten scharfe Wacht. Bald klatschten die Geschosse wie



Abb. 3. Ungar. Husar als Meldereiter.
Zeichnung von Willy Planck.

Hagelkörner um sie herum in den Fluß und zwangen sie zur Umkehr. Németh ließ sich aber noch immer nicht abschrecken und machte noch einen dritten Versuch, diesmal ganz allein. Wieder durchschwamm er die Save, wieder gelang es ihm, bis an die Schiffsmühle heranzukommen, doch beim Versuch, die Ankerkette loszumachen, wurde er abermals entdeckt und derart beschossen, daß er sich nur dadurch retten konnte, daß er lange Strecken unter dem Wasser zurückschwamm. Was die heroische Verwegenheit des Husaren nicht durchführen konnte, gelang zwei Tage später unserer Artillerie, welche die Schiffsmühle beschoß und zum Sinken brachte. Husar Németh erhielt die Silberne Tapferkeitsmedaille 2. Klasse.

Der Krieg in den Kolonien.

II. Südsee.

Von **Dr. Kurt Floericke.** Mit 2 Abbildungen.

Wenn je eine Binsenwahrheit in diesem Kriege ausgesprochen worden ist, so ist es die, daß das Schicksal der Kolonien nicht auf asiatischem oder afrikanischem Boden, sondern nur auf den großen Schlachtfeldern Polens und Nordfrankreichs entschieden werden kann. Vom Standpunkte der Vernunft, der Menschlichkeit und der Rassenpolitik aus wäre es deshalb geboten gewesen, das blutige Ringen der europäischen Völker überhaupt nicht auf ihre überseeischen Besitzungen zu übertragen. Idealisten, die davon träumten, kannten freilich Englands unersättliche Hab- und Ländergier schlecht, vergaßen auch, daß sich hier den eroberungslüsternen Japanern eine selten oder nie wiederkehrende Gelegenheit zur Erweiterung ihres Machtbezirkes im fernen Osten bot. England hat dadurch, daß es im Verein mit seinen Bundesgenossen die Greuel der Kriegsfurie auch in allen Winkeln Afrikas, in Ostasien und in der Südsee entfesselte, die ganze weiße Rasse, die gesamte europäische Kultur an die Schwarzen und Gelben verraten und hat damit, verblendet vom kleinlichsten Krämer- und Schachergeist und von kurzsichtigster Augenblickspolitik, nicht nur den Fluch einer unerhört schmählichen Handlungsweise auf sich geladen, sondern auch einen äußerst verhängnisvollen, durch nichts wieder gut zu machenden Fehler begangen, dessen unausbleibliche traurige Folgen es zu allererst am eigenen Leibe verspüren wird und in ihren ersten Anfängen jetzt schon verspürt. Daß gerade das sonst so rassestolze England in diesen schweren Fehler verfiel, gehört mit zu der ungeheuren Tragik dieser gewaltigen Weltgeschehnisse. Der Verlauf der Dinge und namentlich die abscheuliche, unwürdige Behandlungsweise, die die Engländer den in den Kolonien gefangen genommenen Deutschen zuteil werden ließen, haben nur zu deutlich gezeigt, daß jene ganz planmäßig und mit kalter Grausamkeit darauf hinarbeiteten, ihre Gegner in den Augen der Eingeborenen herabzusetzen und verächtlich zu machen. Daß sich dies früher oder später bitter rächen muß, ist klar, denn der Neger sieht in dem Deutschen nicht diesen, sondern den weißen Mann überhaupt, den Vertreter der europäischen Kultur, die ihm bis dahin so unendlich überlegen war. Wenn England geglaubt hatte, unsere blühenden Kolonien nur so im Vorübergehen einstecken zu können, so sah es sich darin allerdings gewaltig getäuscht, denn auch auf asiatischem und afrikanischem Boden hat deutscher Soldatengeist gezeigt, wessen er fähig ist. Die versprengten kleinen Besitzungen in der Südsee freilich und das von allen militärischen Streitkräften entblößte Togo waren von allem Anfang an nicht verteidigungsfähig, aber Kamerun, Deutschsüdwest und Ostafrika haben sich bisher wacker behauptet und dem heimtückischen Feinde schon manche böse Schlappe beigebracht. An das stärker befestigte Tsingtau wagten sich die Engländer, die ihre Streitkräfte anderswo brauchten, überhaupt nicht heran. Dafür hetzten sie ihren japanischen Bundesgenossen auf diesen so verlockend vor seiner Nase liegenden Bissen. Schmunzelnd griff der gelbe Dieb zu. Daß er seine heutige Leistungsfähigkeit zum nicht geringen Teile deutscher Kulturarbeit und Mithilfe verdankte, focht ihn weiter nicht an. Es hatte bei uns bei Kriegsausbruch viele gegeben, die da vermeinten, Japan würde die europäischen Verwicklungen schleunigst dazu benützen, seine alte Rechnung mit dem russischen Bären ins reine zu bringen und ihm den Rücken zu zausen. Aber die Japaner zogen die sicherere und gefahrloser zu erlangende Beute vor, und das zwischen ihnen und England bestehende Bündnis, um das sie sich unter anderen Umständen keinen Deut gekümmert hätten, mußte dazu einen willkommenen Vorwand abgeben. Die Leute, die dem vermeintlichen Bundesgenossen vor der in düsteres Schweigen gehüllten japanischen Gesandtschaft in Berlin jubelnde Kundgebungen brachten, zeigten damit nur, daß sie von dem rachsüchtigen Charakter der verschlagenen Asiaten keine Ahnung hatten. Die wollten ihre Rache kalt genießen. Der Vertrag von Shimonoseki, wo Rußland, Deutschland und Frankreich dem siegreichen Japan in den Arm fielen und es um die besten Früchte seines Chinakrieges brachten, während das schlauere England sich wohlweislich im Hintergrunde hielt, ist heute noch in Tokio unvergessen, brennt noch immer im japanischen Volkskörper wie eine schmerzhafte, unverharschte Wunde. Auf den Schlachtfeldern der Mandschurei hatte man den

Russen heimgezahlt, jetzt bot sich eine unverhofft günstige Gelegenheit, mit den gefürchteten Deutschen abzurechnen, und in sehr naher Zukunft wird Frankreich an die Reihe kommen, dessen indochinesischer Besitz den Japanern schon längst in die Augen sticht. Bei uns merkte die Öffentlichkeit erst etwas, als die zahlreichen japanischen Studenten auf unseren Hochschulen so spur- und lautlos verdufteten mit dem leisen Katzentritt, der diesem Volke eigentümlich ist. Gleich darauf ließ auch die japanische Regierung die Maske fallen und stellte das bekannte Ultimatum, auf dessen unverschämte Brutalität zu antworten außerhalb der Würde des Deutschen Reiches lag. Die Japaner haben sich dann aber nicht darauf beschränkt, Tsingtau zu erobern, sondern sie haben sehr zum Ärger Englands und der Vereinigten Staaten auch einige unserer Südseeinseln weggenommen, in der offenbaren Absicht, sich Flottenstützpunkte im Stillen Ozean zu verschaffen und die ihnen so begehrenswerten Philippinen strategisch einzukreisen. Unheimliche Zukunftsmöglichkeiten sind dadurch geschaffen worden; die giftige Saat Edward Greys beginnt zu reifen.

Wegen unserer Besitzungen in der Südsee scheint von Anfang an unter Ausschluß Frankreichs ein bestimmter Teilungsplan zwischen England und Japan bestanden zu haben, wobei diesem wohl auch die Marschallinseln zugesprochen wurden, die sie handelspolitisch ja schon längst mit ihren betriebsamen Hausierern und Handwerkern überschwemmt hatten. Der Hauptplatz dieses aus zahlreichen kleinen Inseln von insgesamt 415 Quadratkilometern mit 16000 Einwohnern bestehenden Archipels ist Jaluit. Ganze 15 schwarze Soldaten und 20 weiße Ansiedler befanden sich dort. An Widerstand konnte also nicht gedacht werden, zumal auch die Munition sehr knapp war. Am 29. September kamen drei japanische Kreuzer in Begleitung von zwei Torpedobootszerstörern an und setzten 350 Mann an Land, die zunächst alle militärisch wichtigen Punkte besetzten und sich dann zügellosen Plünderungen hingaben. Auch die gründliche Zerstörung des Deutschen Postgebäudes war ein Akt überflüssiger Roheit. Am 3. Oktober kamen die Schlitzäugigen wieder, erklärten Jaluit als japanische Besitzung, hißten ihre Flagge und führten den Stationsleiter Merz gefangen mit sich fort, nachdem man ihm zwei Stunden Zeit gelassen hatte, seine Angelegen-



Nach einer Zeichn. v. R. Oeffinger.

Abb. 1. Blick auf Apia, die Hauptstadt von Deutsch-Samoa auf der Insel Upolu; dahinter der 396 Meter hohe Apiaberg.

heiten zu ordnen. „Die sind ja wie wir," lautete das Urteil der Eingeborenen über die neuen Herrn. Man kann dem nur beipflichten. Für den gegenwärtigen Krieg hat der Besitz von Jaluit nicht den geringsten Wert. Aber es ist ein politischer Stützpunkt auf dem Wege von Ostasien nach Australien und Amerika. Japan will Weltmacht werden und begnügt sich daher nicht mehr mit Länderraub auf dem asiatischen Kontinent. Es nützt den Weltbrand auf der andern Halbkugel klug und rücksichtslos aus und greift mit gierigen Händen keck nach Besitztümern, die außerhalb seines bisherigen Machtbereichs liegen. Die Besitznahme von Jaluit, das mitten zwischen den Philippinen und Hawaii liegt, ist zunächst eine offene Bedrohung der amerikanischen Interessen. Das Sternenbanner soll auf dem Stillen Ozean der aufgehenden Sonne weichen. Aus denselben inneren Beweggründen ist wohl auch das Vorgehen der Japaner gegen die Karolinen, namentlich gegen deren Westgruppe mit der Insel Jap, zu erklären. Schon am 12. August zeigten sich hier die englischen Kreuzer „Hampshire" und „Minotaur", durchschnitten das Kabel und kreuzten vor dem Hafen hin und her, wagten aber die schwierige Einfahrt nicht, da alle Signale entfernt waren. Schließlich benachrichtigten sie die Funkenstation, daß sie sie zusammenschießen wollten und daß sich deshalb die Europäer von dort entfernen sollten. Zwölf Schuß gaben sie ab; beim achten sank der Turm. Der September verfloß ruhig, und Anfang Oktober konnte der Hilfskreuzer „Cormoran" unbelästigt die auf der Insel befindlichen Matrosen des „Planet" abholen. Aber am 7. Okt. tauchten japanische Schiffe auf, darunter der mächtige Schlachtkreuzer „Satsuma" mit 30,5 cm-Geschützen. Glücklicherweise kam es nicht zu einer überflüssigen Schlächterei, sondern es ging alles ohne Blutvergießen ab. Gelegentliche Plünderungen blieben zwar nicht aus, doch benahmen sich die Japaner hier entschieden besser als in Jaluit. Noch ehe sie landeten, hatten die paar Deutschen die wieder aufgebaute Funkenstation in die Luft gesprengt, den „Planet" versenkt, die Kabelstation vernichtet, die Apparate in die Tarosümpfe geworfen. Die britische Regierung, die hier zu spät gekommen war, hat dann widerwillig genug ihre Einwilligung zur Errichtung einer japanischen Flottenbasis auf Jap erteilt, offenbar erst auf scharfen Druck von Tokio hin; aber die Japaner fühlten sich nach dem erfolgreichen Raubzuge durch die Südsee im Vollbesitze ihrer jungen Kraft und hatten das Wörtlein Bescheidenheit bereits endgültig aus ihrem Wörterbuche ausgemerzt. Als Flottenstützpunkt kann Jap für sie überaus wertvoll werden, denn es bildet eine wichtige Etappe auf dem Wege von Japan nach Manila sowohl wie nach Australien. Ebenso hat sich eine japanische Abteilung auf der Insel Fan festgesetzt, auf der sich früher die Zentralkabelstation der südozeanischen deutschen Kolonien befand. Endlich haben die Japaner auch noch die Marianuen und die Palau-Inseln in Besitz genommen und dadurch die Philippinen weiter eingekreist. Nach dem kleinen Saipan brachten sie bereits 80 Beamte und 2000 Ansiedler.

Im Hinblick auf das japanische Vorgehen beeilten sich die Engländer mit fast komischer Hast, sich wenigstens den Besitz der Samoa-Inseln zu sichern, was ihnen dadurch sehr erleichtert wurde, daß diese ja ringsum von britischen Besitzungen umgeben sind. Neuseeländische Truppen wurden für diese gefahr- und ruhmlose Unternehmung bestimmt. Die Deutschen waren zunächst entschlossen, Widerstand zu leisten, sahen dann aber ein, daß ein solcher bei ihrer verschwindend geringen Anzahl aussichtslos sei und nur unnütze Zerstörungen im Gefolge haben würde. Die Neuseeländer konnten daher am 29. August ungestört in Apia landen und am nächsten Tage in Gegenwart der Eingeborenen-Häuptlinge feierlich die britische Flagge hissen. Der Gouverneur Dr. Schultz mit seinen wenigen Leuten wurde kriegsgefangen nach Aukland und von da später nach Soams Island gebracht. Im übrigen haben sich die Engländer auf Samoa ganz anständig aufgeführt, und die deutschen Ansiedler sind nicht sonderlich belästigt worden. Bange Augenblicke für Apia gab es nochmals Mitte September, als das Kreuzergeschwader des Grafen Spee vor dem Hafen erschien und Miene machte, die dortige 1500 Mann starke englische Besatzung anzugreifen. Indessen dampften die deutschen Schiffe wieder ab, ohne etwas zu unternehmen, wohl weil man nicht durch eine Beschießung das Eigentum der deutschen Ansiedler zerstören wollte. Auch in Apia war gleich beim Auftauchen der fünf englischen Kreuzer alles Regierungseigentum unbrauchbar gemacht worden, und der wackere Leiter der Funkenstation, Hirsch, weigerte sich standhaft, das Versteck der verschleppten Maschinenteile zu verraten, obwohl man ihm bald mit dem Erschießen drohte, bald ihn durch große Summen umzustimmen suchte. Nicht ganz so leichtes Spiel wie auf Samoa hatten die Engländer in Neu-Guinea,

wo schon das unbeschreiblich zerklüftete Gelände und die Wildheit der Eingeborenen einen Angriff von der Landseite aus als ein sehr gewagtes Unternehmen erscheinen ließen, und auf Neupommern, wo die wenigen Deutschen entschlossenen Widerstand leisteten. Auch hier war es den Engländern zunächst hauptsächlich um die Zerstörung der Funkenstationen zu tun. Schon am 12. August zeigten sich vier Kreuzer und drei Torpedoboote vor Herbertshöhe und Rabaul und verlangten, daß die Deutschen selbst ein erbittertes Buschgefecht, da nicht nur die paar Deutschen sich tapfer zur Wehre setzten, sondern auch bewaffnete Eingeborene, die sich unter den Kokospalmen versteckt hatten, ihnen wacker Beistand leisteten. Erst als die Engländer Geschütze von ihren Schiffen heranholten, und die dünne deutsche Feuerlinie mit einem Eisenhagel überschütteten, nahm das ungleiche Gefecht eine entscheidende Wendung. Schließlich mußte sich die kleine Schar der Übermacht ergeben. Die Kapitulation erfolgte unter mi-



Nach einer Zeichn. v. G. Widmayer.

Abb. 2. Aus Deutschlands Kolonialbesitz in der Südsee: Inselbild von den Karolinen.

die Stationen vernichten sollten, widrigenfalls beide Plätze beschossen werden würden. Als die Deutschen sich weigerten, führten die Engländer aber wider Erwarten ihre Drohung nicht aus, sondern dampften wieder ab, nachdem ihr Landungskorps lediglich das Postamt verwüstet hatte. Genau einen Monat später kamen sie wieder und hatten sechstausend Mann australischer Landtruppen unter Oberst Holues an Bord. Noch am 12. September setzten sie 150 Mann an Land, die sich der einige Kilometer landeinwärts gelegenen Funkspruchstation Bilopka bemächtigen sollten. Es entwickelte sich hier auf einer 5 km langen Front

litärischen Ehren und günstigen Bedingungen, die man aber dann bezeichnenderweise in Sydney, wo man dem Obersten Holues den Vorwurf zu großer Milde machte, zuerst nicht einhalten wollte. Im ganzen wurden etwa 50 Deutsche mit dem stellvertretenden Gouverneur, Geheimrat Haber, an der Spitze aus Neupommern fortgeführt. Eine kleine Anzahl Deutscher mit treugebliebenen Eingeborenen soll sich im Innern der Insel noch heute halten. Die Engländer geben ihren eigenen Verlust im Gefecht von Herbertshöhe auf 7 Tote (darunter drei Offiziere) und 9 Verwundete an.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Generaloberst Hermann v. Eichhorn.

Als unsere Heeresleitung nach Beendigung des strategischen Aufmarschs in jenen unvergeßlichen Spätsommertagen 1914 den Vorhang vor dem Kriegstheater in die Höhe zog und die Namen der einzelnen Heerführer nach und nach der Öffentlichkeit bekannt wurden, wird mancher Kenner unserer Militärverhältnisse mit Bedauern den des Generalobersten v. Eichhorn vermißt haben, der in unterrichteten Kreisen längst für einen unserer fähigsten Führer galt. Das Fehlen v. Eichhorns in der Front hatte seine Ursache darin, daß der Generaloberst wenige



Zeichn. v. F. Herwig.

Generaloberst Hermann v. Eichhorn.

Wochen vor Kriegsausbruch bei einer Truppenbesichtigung mit dem Pferde gestürzt war und sich dabei schwere Verletzungen zugezogen hatte, deren Heilung sich in die Länge zog und zu denen noch Komplikationen hinzutraten, so daß der sonst so rüstige 67er zu seinem großen Schmerze ans Krankenlager gefesselt war, während im Westen und im Osten die Feinde an Deutschlands Tore pochten. Eine längere Bäderkur stellte ihn endlich vollständig wieder her, und nun erhielt er auch sofort ein Kommando, nämlich den Befehl über die zur endgültigen Befreiung Ostpreußens und zur Aufrollung des rechten russischen Flügels neu zusammengestellten Truppen. Der glänzende Verlauf der großartigen Winterschlacht in Masuren hat gezeigt, wie gerechtfertigt das auf ihn gesetzte Vertrauen war.

Hermann v. Eichhorn ist ein Kind Schlesiens und wurde am 13. Februar 1848 (er feierte also diesmal seinen Geburtstag durch den großen Russensieg) als Sohn des Regierungspräsidenten von Breslau geboren. Sein Großvater väterlicherseits ist der ehemalige Kultusminister (1840—48) Johann Albrecht v. Eichhorn, sein Großvater mütterlicherseits der berühmte Philosoph Schelling. Seine Schulbildung erhielt er großenteils auf dem Maria-Magdalenen-Gymnasium zu Breslau, das dem Vaterlande schon so viele hervorragende Männer gegeben hat; aus der gegenwärtigen Generation haben z. B. der Elektriker Graf Arco und der Reichstagsabgeordnete Wolfgang Heine ihre Ausbildung dort genossen. Nach bestandener Abgangsprüfung trat Hermann v. Eichhorn 1866 als Junker beim 2. Garderegiment ein und hatte hier sofort Gelegenheit, sich im böhmischen Feldzuge derart durch persönliche Tapferkeit auszuzeichnen, daß der junge Fähnrich das Militärehrenzeichen 1. Klasse erhielt. Das Eiserne Kreuz holte er sich 1870 vor St. Privat und machte dann den Rest des französischen Krieges als Bataillonsadjutant im 2. Gardelandwehrregiment mit, 1873 wurde er Oberleutnant, 1878 Hauptmann und kam 1883 in den Generalstab, dem er in verschiedenen Stellungen angehörte. Eine Zeitlang war er Chef des Generalstabs des XIV. Armeekorps in Karlsruhe, dann ebenso des VI. Korps in Breslau, wo er zum Generalmajor befördert wurde. Als Oberst hatte er das Leib-Grenadierregiment Nr. 8 in Frankfurt a. O. geführt. Vermählt ist er seit dem März 1880 mit Jenni geb. Jordan, und aus dieser Ehe sind zwei Söhne und eine Tochter hervorgegangen. 1898 erhielt er den Befehl über die 18. Inf.-Brigade in Liegnitz und 1901 als Generalleutnant den über die 9. Division in Glogau. 1904 trat er an die Spitze des XVIII. Armeekorps und blieb in dieser Stellung neun Jahre hindurch in Frankfurt a. M., wo er sich wegen seines liebenswürdigen Wesens und seiner umfassenden Bildung ungewöhnlicher Beliebtheit erfreute. Er nahm an allen Äußerungen des öffentlichen Lebens in Frankfurt, namentlich aber an allen wissenschaftlichen und vaterländischen Bestrebungen regen Anteil, gab selbst manche wertvolle Anregung und fehlte selten bei diesbezüglichen Veranstaltungen, wo er als ausgezeichneter Redner auch gern das Wort ergriff und dabei mit Vorliebe Zitate aus römi-

schen Dichtern und Schriftstellern einflocht. Nie zeigte er sich als einseitiger Militär, überraschte vielmehr oft durch verblüffende Fachkenntnis auf ihm scheinbar ganz fernliegenden Gebieten. Besonderes Verständnis brachte er den Naturwissenschaften entgegen und wurde ein eifriges Mitglied der „Senkenbergischen Naturforschenden Gesellschaft", der er auch nach seinem Wegzuge von Frankfurt treu blieb. Graf Zeppelin hatte an ihm einen warmen Fürsprecher, und als einer der ersten unternahm General v. Eichhorn mit dem Erfinder eine leider unglücklich verlaufene Fahrt im Luftkreuzer nach Köln. Die Offiziere schätzten in ihm den hervorragenden Strategen und Taktiker, und die Soldaten erkannten in ihm instinktiv den vorzüglichen Truppenführer und gerechten Vorgesetzten und hingen deshalb mit liebendem Vertrauen an ihm. Daß seine Leistungen auch höheren Orts gewürdigt wurden, beweist seine Berufung in die Kommission, die unsere heutigen Felddienstvorschriften auszuarbeiten hatte. Am 1. Oktober 1912 wurde General v. Eichhorn zum Generalinspekteur der neu geschaffenen 7. Armeeinspektion in Saarbrücken ernannt und am nächsten Neujahrstage zum Generaloberstten befördert. Als solcher hat er 1913 noch die großen Manöver bei Birstein geleitet.

Die Mittel des Krieges.

Wie der Feldsoldat sein Essen bekommt.

Von **Hanns Günther**. Mit 3 Abbildungen.

Wenn wir heute von all den Siegen sprechen, die unsere Heere errungen haben und davon, wie diese Siege zustande gekommen sind, so werden wir zuerst der wackeren Truppen gedenken, deren Tapferkeit die Feinde zum Weichen brachte und dann der Führer, die die Pläne ersannen, nach denen die Truppen kämpften. Wenn wir aber gerecht sein wollen, so müssen wir auch noch ein wenig von anderen Männern sprechen, denen die Siege nicht minder zu danken sind, obwohl sie fern vom Schauplatz der Kämpfe schaffen und wirken. Diese Männer sind die Beamten des Feldverwaltungswesens, deren Aufgabe die Regelung des Heeresnachschubs, insbesondere der Heeresverpflegung, ist. Sie haben dafür zu sorgen, daß der Soldat im Felde sein Essen bekommt und das ist keine kleine Arbeit, wie uns ein Blick in den Mechanismus unseres Verpflegungswesens zeigt. Was man daheim von diesen Dingen weiß, ist im allgemeinen recht wenig. Vielleicht hat man eine Ahnung davon, daß es Feldküchenwagen gibt, die berühmten Gulaschkanonen, in denen es während des Marsches brodelt und schmort. Vielleicht hat man auch etwas von der eisernen Portion gehört, die jeder Soldat im Tornister trägt. Vielleicht weiß man schließlich noch einiges davon, daß man nach Möglichkeit aus dem feindlichen Lande lebt. Aber das alles ist Stückwerk, mit dem wir nichts anfangen können. Sehen wir uns also ein wenig genauer in diesem Gebiete um, das für die Wohlfahrt unserer Soldaten so wichtig ist. Was zunächst die eiserne Portion angeht, so handelt es sich dabei um eine Handvoll Nahrungsmittel verschiedener Art, die jeder Soldat im Tornister mit sich führt, die aber erst in Tagen äußerster Not verzehrt werden sollen, wenn jedes andere Mittel versagt. Die eiserne Portion ist also nur für Ausnahmefälle bestimmt und spielt im regelmä-



Phot. Eiko-Film.
Abb. 1. Ein Besuch beim Bataillonskoch und seinem Stab während der Ausübung seiner menschenfreundlichen Verrichtungen.



Phot. Eiko-Film.
Abb. 2. Die „Gulaschkanone", die kraftspendende und allzeit gern begrüßte Freundin unserer tapferen „Feldgrauen".

ßigen Verpflegungsbetrieb keine Rolle. Lassen wir sie beiseite und wenden wir uns dem Feldküchenwagen zu, der uns unserem Thema schon ein wenig näher bringt. Einen Küchenwagen finden wir bei jeder Kompagnie, Eskadron und Batterie. Er ist gewissermaßen der Endpunkt der ganzen Verpflegung, von dem aus das Essen zu den Soldaten kommt, natürlich nur, soweit es überhaupt die Küche passiert. Die Vorratskammer, aus der der Küchenwagen sein Material entnimmt, ist der Lebensmittelwagen, der mit ihm eine Einheit bildet. Folgen wir diesem Wagen auf seinen Fahrten, die er täglich vollführt, so kommen wir zur großen Bagage, der zweiten Etappe in dem gewaltigen Verpflegungsapparat, der sich hinter den marschierenden und kämpfenden Truppen ausbreitet und der seine Wurzeln in der Heimat hat, aus der er immer neue Kräfte saugt.

Unter der großen Bagage haben wir uns endlose Wagenkolonnen vorzustellen, die den Truppen in 5—10 km Abstand folgen. Sie bilden in ihrer Gesamtheit eine Art Warenhaus, in dem alles zu haben ist, was der Soldat im Felde braucht. Die große Bagage hat also nicht nur Lebensmittel zu liefern, sie führt auch Patronen, Artilleriemunition, Schanzzeug, Sanitätsmaterial, Reservepferde, Feldschmieden, Futter und hunderterlei andere Dinge mit. Halten wir uns das vor Augen, so wird uns sofort zweierlei klar werden. Daß nämlich die große Bagage vor feindlichen Angriffen wohl behütet werden muß, und daß es eine große Kunst ist, dieses schwerfällige Anhängsel so zu lenken, daß die oft meilenlangen Wagenzüge die marschierenden oder fechtenden Truppen nicht hindern, dennoch aber stets zur Stelle sind, wenn man ihrer bedarf.



Phot. Hoffmann, München.
Abb. 3. In der Feldmetzgerei: Es wird ein Kalb geschlachtet.

Und noch eine dritte Aufgabe ist von denen zu lösen, denen die Leitung der großen Bagage anvertraut ist: die rechtzeitige Ergänzung aller Vorräte, die trotz der riesigen Wagenzahl im allgemeinen nur für drei oder vier Tage ausreichen. Dazu sendet die große Bagage Kraftlastwagen aus, die zu langen Zügen zusammengestellt werden. Diese Züge pendeln fortwährend zwischen dem Standort der Bagage und den Proviantkolonnen hin und her, die zusammen mit Feldlazaretten, Pferdedepots, Bäckereien und Munitionskolonnen den sogen. Train bilden, der weit hinter den Armeen durch die Lande zieht. Der Train enthält genügend Vorräte, um das Heer für längere Zeit zu versorgen, auch dann, wenn Tage heftiger Kämpfe den Bedarf an bestimmten Artikeln über das gewöhnliche Maß hinaus steigern. Natürlich müssen aber auch diese Vorräte immer wieder ergänzt werden. Das geschieht aus großen Magazinen, den Etappen-Hauptorten, die die Eisenbahn von der Heimat aus regelmäßig versorgt.[1] Damit sind die Glieder des Verpflegungswesens, die sich im Felde, in Feindesland, befinden, aufgezählt. Aber die Eisenbahn, die von der Heimat kommt, führt uns wieder zu einem Magazin, in dem die für das betr. Heer bestimmten Vorräte zusammenlaufen. Dieses Magazin heißt daher Sammelstation. Gespeist wird die Sammelstation aus den Etappen-Anfangsorten, von denen soviel vorhanden sind, als die Armee Armeekorps zählt. Jedes Armeekorps besitzt also einen Etappen-Anfangsort im heimatlichen Korpsbezirk. Von hier aus streckt es seine geschäftigen Hände aus, die in den Lebensmittelfabriken, den Mühlen, den Zuckerraffinerien, bei den Viehhändlern und in hundert anderen Betrieben alles in Empfang nehmen, was der Bezirk für die Heeres-Ernährung liefern kann.

Welche Lebensmittelmengen auf diese Weise zu beschaffen sind, ist für den Außenstehenden allerdings auch wieder schwer zu begreifen. Jeder Soldat soll tagaus tagein 750 g Brot, 375 g Fleisch, 1500 g Kartoffeln, 25 g Salz, 25 g Kaffee und 17 g Zucker erhalten. Natürlich heißt das nicht, daß seine Nahrung sich auf Fleisch, Brot, Kartoffeln usw. beschränkt, denn man liefert ihm auch Gemüse, man ersetzt das Brot durch Zwieback und die Kartoffel durch Reis oder Haferflocken oder was es sonst gerade Eßbares gibt. Aber das, was man ihm liefert, muß der Normalportion an Nährwert gleichwertig sein, so daß man die Normalportion für Berechnungen als Grundlage nehmen kann. Man multipliziere ihre Menge mit den Millionen Soldaten, die im Felde stehen. Und dann vergegenwärtige man sich, daß das Ergebnis dieser Rechnung nur die Nahrungsmenge eines einzigen Tages vorstellt. Die Verwaltung, die die Einkäufe macht, kann aber nicht nur von heute auf morgen sorgen. Sie muß auf Wochen hinaus für alle Anforderungen gerüstet sein, damit die Magazine im Felde jederzeit bis zum Rande gefüllt sind. Welche Aufgabe das bedeutet, hat eine große amerikanische Zeitschrift ihren Le-

[1]) Die Verpflegung aus den besetzten feindlichen Landesteilen spielt bei den Millionenheeren der Gegenwart nur eine geringe Rolle; deshalb ist von der Schilderung dieser Verhältnisse abgesehen worden. Will man sie berücksichtigen, so denke man sich, daß alle in Feindesland angekauften oder beschlagnahmten Lebensmittel in die Etappenhauptorte fließen, um von hier aus weiter zu gehen. Daß die Truppen selbst fouragieren, wie es früher die Regel war, ist heute nur eine Ausnahme.

sern jüngst in großen Zahlen klarzumachen versucht und wir selbst haben schon früher in diesen Blättern in einem anschaulichen Bild die ungefähre Massigkeit des wöchentlichen Bedarfs unseres deutschen Heeres verständlich gemacht. Und wie die Zufuhr des Bedarfs an Verpflegungsmaterial für Mensch und Tier, an Munition usw. bewerkstelligt und geregelt wird, darüber gibt eine auch früher hier veröffentlichte hübsche und klare Schematafel bestens Aufschluß.

Und nun stelle man sich nochmals vor, daß diese Mengen an Bedürfnissen aller Art Woche für Woche von der Heimat und aus den Sammelstationen ihren Weg bis in die Lebensmittelwagen der Kompagnien und die Brotbeutel der Leute nehmen müssen. Der monatelange Stellungskrieg hat ja wohl eine einigermaßen wirksame Vereinfachung gegenüber der in der Anfangszeit des Krieges infolge der damaligen „marschierenden Schlacht" zu beobachten gewesenen ständigen Unruhe der Truppenkörper gebracht, trotzdem aber bleibt auch heute noch der Feldintendantur eine gewaltige Aufgabe, denn es ist schließlich noch zu bedenken, daß in diesem ganzen ungeheuren Apparat jedes Glied mit dem anderen so innig verbunden ist, daß jeder Fehler unendliches Unheil anrichten kann. Wer dies alles erfaßt, wird begreifen, daß die Versorgung unserer Heere mit Lebensmitteln an die dafür verantwortlichen Männer keine geringeren Ansprüche stellt, als die Führung der Truppen zu Kampf und Sieg an die Generäle und Oberführer. In früheren Kriegen sind schon Schlachten verloren worden, weil das Verpflegungswesen versagte. Deshalb erfordert es die Gerechtigkeit, daß wir auch denen die ihnen gebührenden Lorbeeren zollen, die jetzt an der Spitze unserer Heeresverpflegung stehen. Sie haben ebensoviel für unsere Siege getan, wie die Massen der Kämpfer, die ihre Leiber dem Feind entgegenwarfen, wenn ihre Arbeit sich auch fern vom Donner der Schlachten in aller Stille vollzieht.

Fernsprecher und Diktiermaschine als Hilfsmittel der Luftaufklärung.

Von **Karl Walther**. Mit 2 Abbildungen.

Bei Lufterkundungen wird das Flugzeug im allgemeinen mit zwei Personen besetzt, dem Führer, dessen einzige Pflicht es ist, das Flugzeug zu lenken und zu steuern, und dem Beobachter, der, da er mit der Handhabung der Maschine nichts zu schaffen hat, seine ungeteilte Aufmerksamkeit auf das überflogene Gelände und die feindlichen Stellungen und Truppenbewegungen richten kann, die er in allen Einzelheiten genau festhalten muß. In gewissem Sinn ist allerdings auch der Beobachter an der Führung des Flugzeugs beteiligt, da er dem Lenker, über dem Ziel angekommen, die nötigen Weisungen gibt, wie er steuern soll, damit der Beobachter Einblick in alles bekommt, was ihm wichtig erscheint. Dazu ist natürlich eine Verständigung zwischen Führer und Beobachter nötig, die jedoch im Flugzeug durchaus nicht so einfach ist, denn Rufe werden vom Knattern des Motors verschlungen. Um dieses Hindernis, gegen das auch die beste Lunge ohnmächtig ist, zu umgehen, rüstet man die Militärflugzeuge neuerdings vielfach mit lautsprechenden Fernsprechern aus, und zwar mit sogenannten Helmstationen, bei denen die Fernhörer, wie Abb. 1 zeigt, dicht an den Ohrmuscheln liegen, während das Mikrophon in passendem Abstand vor dem Munde befestigt ist. Auf diese Weise können sich Führer und Beobachter, trotz des betäubenden Lärms des Motors, mühelos verständigen, ohne daß sie die Hände zur Bedienung der Sprechapparate zu benutzen brauchen.

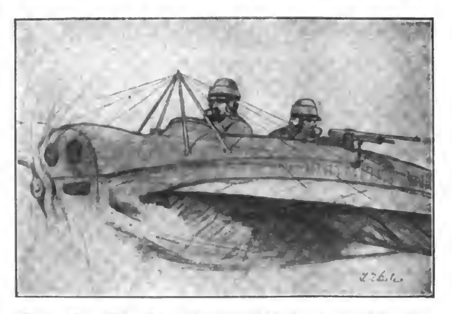


Abb. 1. Französischer Panzer-Eindecker mit Maschinengewehr: Führer und Beobachter zur besseren Verständigung mit Fernsprecher ausgerüstet.

Neben dem Fernsprecher hat man in der letzten Zeit noch ein anderes Hilfsmittel des täglichen Lebens in den Dienst der Luftaufklärung gestellt: die Diktiermaschine, die bisher ein ziemlich verborgenes Dasein in unseren Büros geführt hat. Wenn der Beobachter das Gelände

mit den feindlichen Stellungen zeichnet, ist er meist so beschäftigt, daß ihm keine Zeit dazu bleibt, Aufzeichnungen zu machen. In anderen Fällen, wo er Zeit zu Notizen findet, spielen sich die Ereignisse möglicherweise in so rascher Folge ab, daß er mit der Niederschrift nicht nachkommen kann. Um für alle Möglichkeiten dieser Art, die unter Umständen den vollen Erfolg eines Aufklärungsfluges in Frage stellen könnten, gerüstet zu sein, hat man in Frankreich einige Militärflugzeuge mit Diktiermaschinen (Phonographen) versehen, die nach Abb. 2 auf dem im Beobachtersitz angebrachten Zeichentisch aufgestellt sind. Um die Aufnahme von Außengeräuschen auszuschließen, ist der durch einen Schlauch mit dem Schreibstift verbundene Schalltrichter dicht vor dem Mund des Beobachters befestigt. Auf diese Weise können alle Wahrnehmungen, die wichtig erscheinen, auf der Walze des Sprechapparats festgehalten werden, ohne daß der Beobachter beim Zeichnen oder Photographieren gehindert ist.

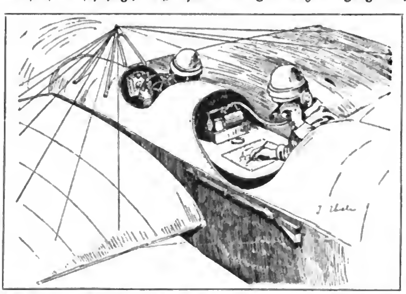


Abb. 2. Französisches Kriegsflugzeug mit Diktierapparat im Beobachtersitz. Nach einer Zeichnung des Scientific American.

Vermischtes.

Prüfdocks für Unterseeboote.

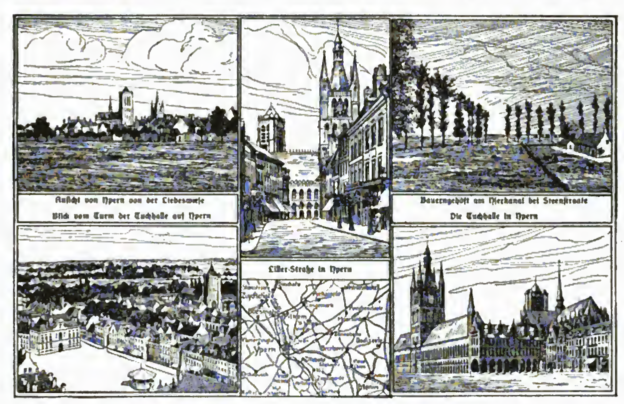
Eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Sicherheit der Unterseeboote ist das Dichthalten des Schiffskörpers gegenüber dem auf ihm lastenden Wasserdruck, der je nach der Tauchtiefe sehr verschieden ist. Es ist daher klar, daß die experimentelle Erprobung der Unterseeboote auf ihre Widerstandsfähigkeit gegenüber äußeren Drucken von größtem Werte ist. Aus diesem Grunde pflegt man, wie „Technische Monatshefte", Stuttgart, berichten, mit neuen Booten innerhalb der Wassertiefen, die für den Unterseebootsbetrieb praktisch in Frage kommen, Tauchproben vorzunehmen. Die Durchführung derartiger Tieftauch-Erprobungen begegnet aber naturgemäß manchen Schwierigkeiten. Nicht immer stehen den Werften die nötigen Wassertiefen von 60—70 m in bequem erreichbarer Nähe zur Verfügung. Die Durchführung der Tauchversuche selbst birgt ebenfalls manche Unzuträglichkeiten. Aus Sicherheitsgründen ist man genötigt, das Boot ohne Mannschaft zu versenken. Damit entfällt jede Möglichkeit der direkten Beobachtung des Bootes während der Tauchprobe. Ein anderer Übelstand ist der, daß man gezwungen ist, das Boot beim Versenken an ein Hebezeug zu hängen. Da die erwähnten Tiefen meist nicht unmittelbar an der Küste zu finden sind, muß man ein besonderes Fahrzeug mit kräftigem Hebegeschirr zu Hilfe nehmen, und damit kann man wieder nur bei sehr ruhigem Wetter arbeiten.

Diese Schwierigkeiten der Tieftauchproben haben die italienische Marine zur Konstruktion eines eigenartigen Fahrzeugs, eines Prüfdocks für Unterseeboote, geführt, das die Vornahme künstlicher Druckproben auf verhältnismäßig einfache und völlig gefahrlose Weise ermöglicht.

Die Wirkungen der Druckprobe auf den Schiffskörper — der Höchstdruck beträgt im allgemeinen etwa 6—7 kg auf den Quadratzentimeter, entsprechend einer Wassertiefe von 60 bis 70 m — werden von dem im Innern des Unterseeboots befindlichen Personal dauernd beobachtet. Und zwar werden nicht nur die auftretenden Durchbiegungen der Verbände gemessen, die Tätigkeit des Beobachtungspersonals erstreckt sich vielmehr auch auf die Prüfung des Dichthaltens der Ballasttanks, auf die Erprobung der Pumpen und der sonstigen Einrichtungen, um die Betriebssicherheit zu gewährleisten, die für Tauchboote unerläßlich ist.

Der Unterschied zwischen englischer und deutscher Auffassung der Pflichten gegenüber dem Vaterland zeigt sich u. a. darin, daß während sich in Deutschland Pfadfinder, Jungdeutschlandmänner usw. freiwillig und natürlich ohne Entgelt in den Dienst der Allgemeinheit stellen, in England vom Staat den Pfadfindern ein Taggeld von einem Schilling ausbezahlt wird. Sie werden als Depeschenträger, für die Bewachung von Eisenbahnlinien, als Küstenwache, in der Kranken- und Verwundetenpflege usw. ausgebildet, ein Teil steht sogar als Schofför-Pfadfinder im Dienst. Es ist interessant, welche Anforderungen an diese jugendlichen Schofföre gestellt werden. Sie sollen innerhalb ihres Distriktes alle Wege und Abkürzungen und selbst bis auf 25 Meilen Abstand nicht nur die Wege nach den benachbarten Städten, sondern sogar die Namen der Bauernhöfe der Umgebung und die Adressen von Pferde-, Stroh- und Heulieferanten, von Bäckern und Metzgern wissen, um nötigenfalls zu jeder Stunde als Führer dienen und auch Militärpersonen die gewünschte Auskunft erteilen zu können.

Der Wert des Marschierens im Kriege. Als zu Beginn des Krieges unsere Truppen den Krieg ins Feindesland trugen, da wurde von allen Seiten anerkannt, daß „die flinken Füße unserer Grenadiere" in erster Linie uns diese Siege brachten. Welch gewaltigen Wert eine im Marschieren gut geübte Truppe besitzt, ja wie die Marschfähigkeit des Soldaten als der Schlüssel aller kriegerischen Operationen zu betrachten ist, das beweisen uns die Ausführungen anerkannter Strategen. So betont es Willisen, wenn er sagt: „Das Ziel des Krieges wird strategisch und taktisch vorzugsweise durch die Bewegung erreicht. Die Kunst liegt also wirklich in den Beinen." Und der alte Marschall Moritz von Sachsen prägte gar den bündigen Satz: „Das Geheimnis des Sieges liegt in den Füßen." Auch der berühmte Radetzky wußte den strategischen Wert der Märsche zu schätzen und legte diese Wertschätzung in den Worten fest: „Die Kunst der Märsche ist eine der wichtigsten und schwersten Teile des Kriegswesens. Der Besitz dieser Kunst hat von jeher die größten Generale ausgezeichnet," während der bekannte Erzherzog Karl sich kurz und treffend äußert: „Schnelligkeit der Bewegungen in der Strategie ist unentbehrlich." Mit einem realeren Einschlag bekennt Fürst Hohenlohe-Ingelfingen: „Der Stiefel ist ein wesentliches Moment für die Marschleistung der Infanterie und spielt in der Strategie daher eine Hauptrolle," und General von Schönhals endlich meint: „Die Fußbekleidung kostet einem Feldherrn oft ebensoviel Kopfzerbrechen wie ein Operationsplan." Ist es danach noch als etwas Besonderes zu betrachten, wenn unsere Heeresverwaltung dem „gut zu Fuß sein" und dem Schuhwerk unserer Truppen so durchgreifende Aufmerksamkeit schenkt? —z—.



Ansicht von Ypern von der Liebeswiese — Blick vom Turm der Tuchhalle auf Ypern — Liller-Straße in Ypern — Bauerngehöft am Yserkanal bei Steenstraate — Die Tuchhalle in Ypern

Bilder vom westlichen Kriegsschauplatz: Ansichten aus Ypern und Umgebung.

Die kleinen Bildchen geben nach flotten Federzeichnungen das wieder, was heute leider — nicht mehr ist. Ypern, zweifellos einer der heißumstrittensten Punkte des ganzen Krieges und wiederholt heftigem Bombardement ausgesetzt, gehört in seiner alten malerischen Gestalt der Vergangenheit an. Selbst die in architektonischer wie in kulturgeschichtlicher Hinsicht berühmte aus dem 13. Jahrhundert stammende Tuchhalle ist zuletzt auch noch ein Opfer des Krieges geworden.

Von militärischer Befehlsführung. Befehlen und gehorchen, das sind die beiden einfachsten und unzertrennlichsten Begriffe jeder militärischen Schulung. Unbedingter Gehorsam ist dem Soldaten schon im Frieden das A und O seiner Dienstzeit, noch mehr aber im Kriege, wo Hohenlohe-Ingelfingens Wort: „Was befohlen ist, muß geschehen,“ erst seine volle Bedeutung erlangt. Was aber das Gehorchen für den einfachen Mann des Heeres ist, das ist für seine Führer das Befehlen, denn, schreibt Freiherr von der Goltz: „Richtige Befehlsführung ist eine schwere Kunst. Es kommt nicht darauf an, was und wie viel, sondern wie befohlen wird.“ Deshalb müssen sich nach dem byzantinischen Kaiser Leo alle, die nach militärischen Stellen streben, dem Studium der Taktik und der Befehlsgebung widmen, denn „ein Krieg wird nicht durch die Menge der Truppen, sondern durch die Wissenschaft, Truppen zu ordnen, zu bewegen und zu schonen, entschieden“. Weil nun auch nach Bismarcks Worten gut befehlen eine königliche Kunst ist, so liegt die Frage nahe, wie soll man befehlen? Von Boguslawski gibt darauf die beste Antwort, indem er sagt: „Kurz, klar und bestimmt,“ dann ist auch Gewähr für richtige Ausführung gegeben. Sagt doch auch Dragomirow „Sage mir, wie du Befehle erteilst, und ich werde dir sagen, wie die Ausführung sein wird!“ und nach dem oben schon zitierten Frhrn. v. d. Goltz waren die wichtigsten und besten Befehle, die in den meisten Kriegen gegeben wurden, schon deshalb stets sehr kurz und einfach, weil, wie Hohenlohe-Ingelfingen an anderer Stelle ausführt, die Kürze der Befehlserteilung von der äußersten strategischen Wichtigkeit ist. Das ganze Wesen der Befehlsführung hat aber wohl Napoleon am treffendsten erfaßt, indem er es in drei Worte zusammendrängte: „Ordre, contre-ordre, desordre“. —z—.

Ein alter Brauch in neuer Form. Der grimme Humor unserer Kanoniere, die oft Witzworte, spöttische Grüße oder besondere Wünsche für den Feind, etwa „Gruß von der dicken Berta, Wohl bekomm's, Fortsetzung folgt“ u. a. m. auf ihre Geschosse kreiden, hat schon auf den Schleuderbleien der Griechen und Römer seine Vorläufer. Dem knappen Raum entsprechend, ist's hier meist ein kurzes, doch inhaltschweres Wort, das den Soldatenwitz der früheren Zeit kennzeichnet. So stand auf den Geschossen: Triff ihn hinten! (nämlich auf der Flucht), Schluck es! Warte! Behalt's! u. a. m. Auch das Wort Xenia = Gastfreundschaft kehrt häufig wieder, das unserem Wunsch entspricht: „Um freundliche Aufnahme wird gebeten!“



Ein englischer Maueranschlag zur Luftschiffgefahr.

Das in nebenstehender Abbildung wiedergegebene Plakat, das nach einer englischen Zeitschrift jüngst allenthalben angeschlagen worden ist, bedeutet eine Öffentliche Warnung an das Publikum gegenüber den Luftschiffen und Aeroplanen. Der an der Spitze stehende Schriftsatz lautet in deutscher Übersetzung:

Öffentliche Warnung.

Dem Publikum wird empfohlen, sich selbst eingehend vertraut zu machen mit der äußeren Erscheinung (den Formen) der britischen und deutschen Luftschiffe und Aeroplane, so daß es nicht bei britischen Flugzeugen Alarm schlägt und sofort Schutz sucht, wenn deutsche Flugzeuge erscheinen. Sobald feindliche Flugzeuge gesichtet werden, suche man augenblicklich Schutz in dem zunächstliegenden Haus, vorzugsweise in dem Kellergeschoß, und verbleibe dort, bis das Flugzeug die Gegend verlassen hat. Man stehe nicht in Haufen herum und berühre nicht unexplodierte Bomben. Für den Fall, daß feindliche Flugzeuge in den einzelnen Landesteilen festgestellt werden, sind sobald als möglich die nächsten Marine-, Militär- oder Polizeibehörden tunlichst telephonisch zu benachrichtigen mit Angabe des Zeitpunktes des Erscheinens, der Flugrichtung und ob es sich um ein Luftschiff oder einen Aeroplan handelt.

Das Plakat gibt dann eine bildliche Gegenüberstellung der deutschen und englischen Luftfahrzeuge, wobei zuerst die Luftschiffe, sodann die Aeroplane, diese immer in zweifacher Ansicht, dargestellt sind. —z—.



Waldgefecht

Oberst Muhr, Kommandeur des 9. österreichisch-ungarisc

Nach einer Originalze



[...]ei Limanowa.

[...]n Husarenregiments, findet im Handgemenge den Heldentod.

[...]ung von Fritz Bergen.

Keine Nation hatte je einen so schlechten Nachbar wie Deutschland während der letzten 400 Jahre an Frankreich, schlecht in allen möglichen Beziehungen: unverschämt, raubgierig, unersättlich, nicht zu beschwichtigen und stets auf den Angriff aus. (Carlyle 1870.)

Chronik des Krieges

vom 1. bis 10. Mai 1915.

1. Mai. Französisch-englische Versuche, gegen die neue deutsche Stellung bei Ypern anzurennen, bleiben erfolglos. Ebenso mißglücken französische Angriffe im Priesterwalde, während die Deutschen in den Argonnen Fortschritte machen. — Auf der Ostfront werden russische Vorstöße bei Kalwarja abgeschlagen. — Die deutschen Vortruppen in Kurland dringen bis in die Gegend von Mitau vor. — Die Österreicher und Ungarn erobern einen russischen Stützpunkt östlich der Höhe Ostry. — Lebhafter Geschützkampf in Westgalizien. — Vorpostengefecht in der Nordsee unweit der belgischen Küste; die Engländer verlieren einen Zerstörer und einen bewaffneten Fischereidampfer, die Deutschen zwei Torpedoboote. — Der linke Flügel der auf Gallipoli gelandeten feindlichen Streitkräfte versucht vergeblich vorzudringen. — Scharmützel am Suezkanal.

2. Mai. Die deutsche Stellung bei Ypern wird weiter vorgeschoben. — Ein französischer Versuch zur Zurückeroberung des Hartmannsweilerkopfes scheitert. — Angriff eines deutschen Fliegergeschwaders auf die Luftschiffhalle von Epinal. — Die Russen werden südlich Mitau mit einem Verlust von 4000 Gefangenen und 4 Geschützen geschlagen. Auch bei Kalwarja und Skiernewice holen sie sich neue Schlappen. — Siegreiche Schlacht am Dunajec, wo die russische Front von den Verbündeten mehrfach durchbrochen wird; große Kriegsbeute. — Auch in den Waldkarpathen haben die k. und k. Truppen erheblichen Geländegewinn zu verzeichnen. — Kämpfe auf Gallipoli endigen mit einer weiteren Zurückdrängung der englisch-französischen Truppen; auch ein englisches Panzerschiff wird ernstlich beschädigt.

3. Mai. Vor Ypern erstürmen die Deutschen fünf weitere Ortschaften und nehmen den abziehenden Feind unter flankierendes Artilleriefeuer. — Ein russischer Angriff südöstlich Augustow scheitert unter starken Verlusten. — In Westgalizien befinden sich die Russen in vollem Rückzuge und werden scharf verfolgt. — Gefecht zwischen einem deutschen Marineluftschiff und englischen Unterseebooten, deren eines vernichtet wird. — Die Italiener haben in Tripolis eine schwere Schlappe erlitten, wobei 4000 Mann ihrer eingeborenen Truppen zu den Arabern übergegangen sind.

4. Mai. Die Engländer werden bei Ypern bis auf den hart östlich davon gelegenen Brückenkopf zurückgedrängt. — Französische Mißerfolge im Priesterwald, deutsche Fortschritte im Wald von Ailly. — Aus Kowno gegen die rechte Flanke der in Kurland eingedrungenen deutschen Armee angesetzte russische Streitkräfte werden bei Rossinje abgewiesen. Auch bei Kalwarja, Suwalki und Augustow greifen die Russen vergeblich an. — In Westgalizien werden sie weiter bis zur Wisloka zurückgetrieben und dadurch auch der in der Duklasenke stehende rechte Flügel ihrer Karpathenarmee in Bedrängnis gebracht.

5. Mai. Die Deutschen erringen bei Ypern weitere Erfolge und erbeuten 15 Maschinengewehre. — Zwischen Maas und Mosel werden 2000 Franzosen gefangen genommen. — In den Vogesen wird ein französischer Angriff auf Steinabrück abgeschlagen. — In Kurland und Littauen scheitern alle russischen Gegenstöße. — Auch ein russischer Angriff gegen die Höhe von Ostry bricht im Feuer zusammen. — In Westgalizien überschreiten die Verbündeten die Wisloka, besetzen Dukla und zwingen dadurch alle in den Beskiden stehenden russischen Truppenteile zu schleunigem Rückzug.

6. Mai. Schwere Verluste der Engländer bei ergebnislosen Gegenangriffen in der Umgebung von Ypern. — Die Kämpfe bei Szadow und Rossinje endigen mit einer Niederlage der Russen, die auch bei Prasznysz wieder vergeblich vorprallen. — Fortsetzung der Verfolgung in Westgalizien, Besetzung von Tarnow, Abschneidung von Teilen der russischen Beskidenarmee. — Verzweifelte Vorstöße der Russen auf der östlichen Karpathenfront brechen unter schweren Verlusten zusammen. — Der englische Riesendampfer „Lusitania" wird durch ein deutsches Unterseeboot versenkt. — Auf Gallipoli werden Entwicklungsversuche der Verbündeten blutig vereitelt. — Artillerieduell bei Belgrad. — Japanisches Ultimatum an China.

7. Mai. Die deutschen Küstenbatterien bringen vor Zeebrügge einen englischen Zerstörer zum Sinken. — Französische Angriffe bei Steinabrück mißlingen. — Eroberung von Libau durch die Deutschen, wobei auch Teile der Flotte mitwirken. — In Galizien überschreiten die Vortruppen der Sieger den Wislok und schneiden immer größere Teile der russischen Beskidenarmee ab. — Erstürmung von Krosno durch österreichisch-ungarische Truppen. — Die Folgen der

Schlacht am Dunajec machen sich jetzt auch im östlichen Teile der Karpathenfront geltend. — Bei Zaleszczyki wird den Russen ihr letzter Stützpunkt südlich des Dnjestr entrissen, wobei sie 3500 Gefangene verlieren.

8. Mai. Vor Ypern erstürmen die Deutschen weitere Ortschaften und Höhenzüge und nehmen 800 Engländer gefangen. — Französische Teilangriffe bei Perthes und an der Lorettohöhe werden abgeschlagen. — Auf der Nordostfront erleiden die Russen weitere Schlappen bei Korno und Srodniki. Dagegen müssen die auf Mitau vorgedrungenen deutschen Truppen zurückgenommen werden. — Russische Vorstöße an der Pilica scheitern. — In Galizien überschreiten die Verbündeten den Wisłok; die russische Front in den Westkarpathen wird immer mehr aufgerollt, die in den Ostkarpathen gerät ins Wanken. — Ein Teil des türkischen linken Flügels auf Gallipoli dringt in die feindlichen Verschanzungen ein.

9. Mai. Deutsche Fortschritte in der Richtung auf Nieuport. — Südwestlich Lille setzt eine große englisch-französische Offensive ein, ohne aber Erfolg zu erzielen. — Ein deutsches Luftschiff über der Themsemündung. — In Galizien kann die dritte russische Armee, nachdem sie allein 80000 Gefangene, 60 Geschütze und 200 Maschinengewehre verloren hat, als vernichtet gelten. Dazu kommen noch 20000 Gefangene von der Beskidenarmee. Die Trümmer des russischen Heeres werden zwischen Sanok und Lisko zusammengepreßt. — Erneute Kämpfe im südöstlichen Galizien, wo die Österreicher und Ungarn bei Ottynia Vorteile erringen.

10. Mai. Die englisch-französische Offensive südwestlich Lille vermag nur zwischen Carency und Neuville bescheidene Vorteile zu erringen; auf allen übrigen Punkten wird sie abgeschlagen. — Auch die französischen Angriffe bei Flirey und im Priesterwald scheitern, während die Deutschen bei Ypern und Berry au Bac Fortschritte machen. — Die Russen versuchen vergeblich, die Offensive der Verbündeten in Galizien zum Stehen zu bringen. Insbesondere scheitert ein verzweifelter Gegenangriff von drei russischen Divisionen bei Sanok; die russische Front wird auch bei Debica durchbrochen, wodurch die Wisloka-Stellung für die Russen unhaltbar und geräumt wird. — In Südostgalizien gehen sie wieder zum Angriff über, werden zwar nördlich von Czernowitz zurückgeschlagen, fassen aber bei Horodinka auf dem Südufer des Dnjestr wieder festen Fuß. — Geplänkel deutscher Aufklärungsschiffe mit russischen Kreuzern.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Schlacht bei Limanova.

Von **Dr. Kurt Floericke.** Mit 4 Kartenskizzen u. 3 Abb.

Bei seinem überraschend schnellen Vormarsch gegen Warschau und Iwangorod im Oktober 1914 hatte Generalfeldmarschall v. Hindenburg angesichts der ungeheuren russischen Verstärkungen, die über die Weichselbrücken gegen seine Front hervorquollen und angesichts der seiner linken Flanke durch die Armee des Generals Rußki drohenden Überflügelung eine große Entscheidungsschlacht unter so ungünstigen Umständen vermieden und einen strategischen Rückzug angetreten, der bis hinter die Warthe führte. Schon während dieses Rückmarsches war aber mit verblüffender Schnelligkeit und ohne Belästigung von seiten der durch die gründliche Zerstörung aller Verkehrsmittel aufgehaltenen Russen eine völlige Umgruppierung der Streitkräfte für eine neue Offensive ins Werk gesetzt worden, die sich dann in den blitzartigen Schlägen von Wloclawek und Kutno so unerwartet entlud. Natürlich hatten auch die den rechten Flügel des Hindenburgschen Heeres bildenden und zu beiden Seiten der Weichsel weit gegen Iwangorod vorgedrungenen österreichisch-ungarischen Armeen unter Dankl und Böhm-Ermolli diese ganze rückgängige Bewegung mitmachen müssen, wobei sie durch glänzende Nachhutsgefechte den rechten Flügel der Deutschen deckten und in gleicher Weise von diesen auf ihrer linken Flanke beschirmt wurden, so daß sich hier wiederholt ein zahnradartiges Ineinandergreifen der Verbündeten ergab. Langsam folgten die Weichsel entlang starke russische Heeresteile unter General Iwanow. Da infolge des neuen Planes, der auf eine sackartige Einschnürung der Russen und auf eine Zertrümmerung ihres rechten Flügels hinauslief, das Schwergewicht der Deutschen sich immer mehr nach Norden verschob, bekamen auch die Österreicher und Ungarn diesen Ruck zu spüren, und der unermüdliche Dankl konnte, um den Zusammenhang mit den Bundesgenossen nicht zu zerreißen, erst hinter der oberen Pilica in einer südöstlich verlaufenden Linie zwischen Czenstochau und Wolbrom Halt machen. Inzwischen hatte sich der auf dem polnischen Kriegsschauplatze einge-

tretene Rückschlag mit zwingender Notwendigkeit auch auf dem galizischen geltend gemacht, wo die linke Flanke unserer Bundesgenossen jetzt in der Luft stand, ja ihr Rücken preisgegeben erschien, falls sie sich nicht der allgemeinen Rückzugsbewegung unter glatter Loslösung vom Feinde rechtzeitig anschlossen. Viel über das befreite Przemysl und den unteren San hinaus waren die österreichisch-ungarischen Truppen dort ohnedies nicht mehr vorwärts gekommen. Mit der ihnen eigenen Zähigkeit hatten ihnen die Russen schon zwei Tagemärsche östlich der Festung in vorzüglich ausgewählten Deckungen wieder Halt geboten und sie zu einer frontalen Stellungsschlacht gezwungen mit all ihren mühsamen und langwierigen Vorbereitungen und ihrem nur langsam sich geltend machenden Geländegewinn. So entspann sich hier ein langandauerndes, hinhaltendes Fechten, in dessen Verlauf die Angreifer wieder zu Angegriffenen wurden. Es mußte schließlich wegen der Lage in Polen abgebrochen werden, wollte man nicht eine kostspielige Armee der furchtbaren Gefahr aussetzen, im Rücken gepackt und nach einer Niederlage in die Engpässe der Karpathen gequetscht zu werden. So war also auch hier, nachdem sich die Russen bereits am San den Uferwechsel erstritten hatten, der Rückzug unvermeidlich, und Przemysl mußte zum zweiten Male seinem Schicksal überlassen werden. Der Abmarsch ging ohne Störung vonstatten, vollzog sich aber nach zwei Richtungen hin. Während Erzherzog Josef Ferdinand über Rzeszow, Tarnow und Bochnia auf Krakau zurückging, wobei er die nachdrängenden Russen an der Wisloka und am Dunajec aufzuhalten und abzuwehren hatte, führte General Boröwitsch die ihm unterstellten Truppenteile in die Karpathen, um die dortigen Pässe zu halten und dadurch Oberungarn vor einem feindlichen Einfall zu schützen. Die Russen unter Großfürst Michael stürmten denn auch alsbald, trotz des im rauhen Gebirge schon recht winterlich gewordenen Wetters, gegen seine in aller Eile feldmäßig befestigten Stellungen an und erzielten durch ihre Übermacht auch einige Erfolge, so namentlich auf ihrem rechten Flügel, wo General Brussilow in der breiten Dukla-Senke vorwärts drang und bis nach Bartfeld gelangte. Die beiderseitigen Stellungen auf der gesamten Ostfront hatten sich also nach Abschluß all dieser Bewegungen so gestaltet, wie es unser Kärtchen I zu veranschaulichen sucht. Das zweite Kärtchen gibt dann Einzelheiten aus Westgalizien. Die Hauptmacht Josef Ferdinands steht mit südöstlicher Front zur Deckung

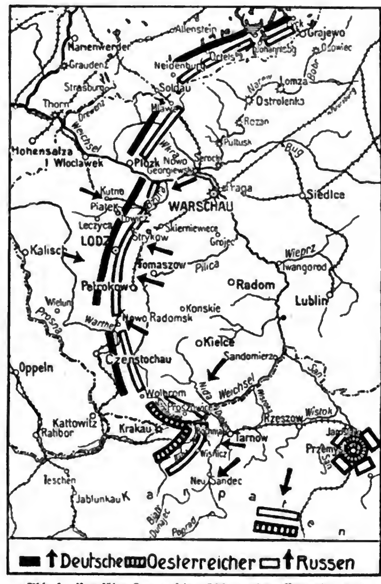


Abb. 1. Ungefähre Lage auf der Ostfront Ende November 1914.

Krakaus zwischen Wolbrom und Niepolomice, hat also die Weichsel überschritten, um Anschluß an die nördlicher stehenden Heeresgruppen zu finden, und nur schwache Vortruppen jenseits des Flusses zurückgelassen. Die Russen haben die Übergänge über Nida und Dunajec bewerkstelligt, und ihre Hauptstellungen ziehen sich im allgemeinen längs der Szrenjawa und Raba hin, ja ihre Vorhuten sind schon über diese Flüßchen hinaus vorgetrieben. Sie bedrohen also in zangenförmiger Aufstellung Krakau selbst bereits ganz ernstlich und haben auch die berühmten Salzbergwerke von Wieliczka in Be-

sitz genommen. Man sieht weiter sofort, daß zu diesem bedenklichen Zeitpunkte durch das Ausweichen Boröwitschs nach den Karpathen und durch das Nordwärtsziehen der übrigen österreichisch-ungarischen Armeen eine höchst gefährliche, etwa 100 km breite Lücke zwischen den Karpathen und den Südforts von Krakau entstanden war, die nur höchst notdürftig durch Landsturm, Husaren und polnische Legionäre verschleiert wurde. Die russische Heeresleitung hatte dies durch Aufklärungstruppen, Flieger oder Kundschafter in Erfahrung gebracht und beschloß nun, die durch Hindenburgs Siege gegen ihren Nordflügel so mißlich gewordene Gesamtlage durch einen raschen Vorstoß hier auf dem Südflügel wiederherzustellen. Dieser Gedanke war strategisch gewiß richtig und hätte im Falle des Gelingens weitgehende Folgen nach sich ziehen müssen. Wäre es den Russen geglückt, unter Umgehung und Einschließung der Festung Krakau südlich davon in der Lücke zwischen Sudeten und Karpathen durchzubrechen und ihre Hand auf die alte Völkerstraße der March-Betschwa-Oderfurche zu legen, so hätten sie dadurch nicht nur Hindenburgs rechten Flügel mit Aufrollung bedroht, sondern hätten auch im Odertale gegen Breslau und Berlin oder im Marchtale gegen Budapest und Wien vordringen können. Die Schlacht von Limanowa ist es gewesen, die ihnen diesen schönen Plan gründlich versalzen hat.

Waren so die unter dem Namen der Schlacht von Limanowa zusammengefaßten zehntägigen und über eine Front von 80 km sich hinziehenden Kämpfe strategisch überaus bedeutungsvoll, so sind sie zugleich auch in taktischer Beziehung von ganz ungewöhnlichem Interesse, weil in dieser merkwürdigen Schlacht die Front der Österreicher und Ungarn einen vollkommenen rechten Winkel bildete, dessen einer Schenkel sich auf eine starke Festung stützen konnte, die tätig in den Kampf eingriff und sein Endergebnis stark beeinflußte, während auf dem anderen Schenkel sich beiderseits ein Flankierungsversuch an den anderen anschloß, so daß sich ein treppenförmiges Auf- und Anbauen eigener und feindlicher Heereskörper ergab, die teilweise nach zwei Seiten hin fechten mußten, und das Ganze zu einem der absonderlichsten Schlachtbilder der Kriegsgeschichte zusammenwuchs, völlig verschieden von dem, was wir sonst in diesem Weltkriege zu sehen uns gewöhnt haben. Die österreichisch-ungarische Heeresleitung zeigte sich jedoch dieser ebenso schwierigen wie eigenartigen Lage vollkommen gewachsen, und wohl nie sind in diesem Feldzuge die tapferen Truppen unserer Verbündeten besser geführt worden, als in den ruhmreichen Tagen von Limanowa. Der tüchtige und bei den Soldaten sehr beliebte Erzherzog Josef Ferdinand (geb. 1872 als Sohn des Großherzogs Ferdinand IV. von Toskana), der hier den Oberbefehl führte, verstand es, den letzten Trumpf in der Hand zu behalten und ihn im entscheidenden Augenblicke auszuspielen. Die ganze Anlage der Schlacht hat in mancher Beziehung

Abb. 2. Beiderseitige Stellung in Westgalizien in den ersten Tagen des Dezember 1914.

Ähnlichkeit mit dem verzwickten Gefecht von Blumenau aus dem Jahre 1866, das aber bekanntlich nicht zu Ende geführt, sondern durch den Abschluß des Waffenstillstandes unterbrochen wurde, ehe noch eine Entscheidung herangereift war. Auf feindlicher Seite war zur Durchführung des geplanten Vorstoßes die Armee des Pseudorussen Dimitriew bestimmt worden, während zu ihrer Unterstützung Teile der Armee Iwanow nördlich der Weichsel gegen Krakau vorgingen und später auch noch vom Duklapasse her ein Armeekorps Brussilows herangezogen wurde. Für den Frontalstoß selbst wurden auf schmalem Raume sehr starke Kräfte eingesetzt: 11., 13., 14., 15., 21. und das Petersburger Gardekorps, ferner 5 Schützenregimenter und die 3. Moskauer Grenadierdivision. Von diesen Truppen sollten 9 Divisionen mit zahlreicher Reiterei in die vermeintliche Lücke eindringen, während der Rest von Wieliczka aus Krakau in Schach zu halten und bei Niepolomice die Verbindung mit der Armee Iwanow herzustellen hatte. Im Hauptquartier Konrad v. Hoetzendorfs hatte man aber die drohende Gefahr rechtzeitig erkannt und die zweckmäßigsten Gegenmaßregeln mit ebensoviel Schnelligkeit und Umsicht, wie Kaltblütigkeit und Verwegenheit getroffen. Aus verschiedenen Teilen der Nordfront wurden dort entbehrliche Truppen mit der Bahn herangeholt, darunter auch eine deutsche Division, was noch an Reserveformationen, Landsturm und frisch ausgebildeten Jungtruppen in Ungarn aufzutreiben war, rollte heran, selbst aus Serbiens unwirtlichen Bergen kamen kampferprobte Krieger. So wurden die großartigsten Rochadezüge vollführt, ehe man dem Gegner Schach bot und damit wieder einen der spannenden Wechselfälle herbeiführte, an denen der Krieg im Osten schon so reich war, und die schon so oft einen gänzlichen Umschwung der Lage mit sich brachten. Das Einfachste wäre es ja nun gewesen, mit den eintreffenden Verstärkungen die Front südwärts von Krakau bis zur Tatra oder den Westbeskiden zu verlängern und das gefährliche Loch mit Schützengräben zu verstopfen. Das hätte Aussicht genug für zähe und erfolgreiche Verteidigung geboten, nicht aber solche auf einen entscheidenden Sieg. Und an einem solchen, an einer gründlichen Niederlage der Russen mußte der österreichischen Heeresleitung gelegen sein, um ihnen ein- für allemal die Bedrohung Krakaus zu verleiden. Sie faßte deshalb den ebenso genialen wie kühnen Plan, Krakau zunächst seiner eigenen Kraft zu überlassen und die Russen gegen die dünne Scheinfront anrennen zu lassen, auf die Gefahr hin, daß diese durchbrochen werden würde, und mit den gesammelten Truppenmassen rechtwinklig hierzu eine Flankenstellung einzunehmen, um den vordringenden Gegner von der Seite her aufzurollen oder womöglich im Rücken zu packen. Dieser großzügige, von allem ängstlichen Bedenken freie Gedanke Konrad von Hoetzendorfs war in seiner treffsicheren Berechnung Hindenburgscher Feldherrnkunst ebenbürtig, und wenn dem schließlich erzielten Erfolge auch die blendende Anschaulichkeit der masurischen Siege fehlte, so war er doch aus dem-



Phot. Reis.

Abb. 3. Fahnenträger mit der Fahne des k. u. k. Infant.-Regiments „Freiherr von Heß".

selben Geiste geboren. Und war der Plan von ungewöhnlicher Größe, so forderte auch seine Durchführung, bei der große Heereskörper wie Schachfiguren in kürzester Frist auf Hunderte von Kilometern verschoben werden mußten, außerordentliche Umsicht und Tatkraft. Aber es klappte alles tadellos. Die Russen wurden durch diese streng geheimgehaltenen Bewegungen völlig überrascht und fanden gar keine Gelegenheit, sie zu stören oder auch nur Einblick in sie zu gewinnen. Versammelt wurden die für den Flankenstoß bestimmten Truppen bei dem reizend zwischen den Bergen gelegenen Städtchen Saybusch und zogen sich dann von

hier ostwärts auf Dobra und Tymbark. Glückte das österreichische Manöver, so gerieten die vordringenden Russen zwischen die beiden Schenkel einer Zange, deren Zudrücken für sie die verderblichsten Folgen zeitigen mußte. Nur mußte man, um einen Ausdruck des alten Fritz zu gebrauchen, zu diesem Zudrücken nach einer Reihe aufreibender Schlachttage auch „noch die nötige Force haben". Aber selbst wenn diese nur noch auf dem einen Schenkel vorhanden war, mußte auch schon dessen einseitiges Vorschieben die Russen in eine üble Lage bringen und sie zum Rückzug nötigen. Der letztere Fall ist ja auch tatsächlich eingetreten. Die Russen selbst beantworteten den Flankierungsversuch sehr geschickt damit, daß sie selbst wieder durch neue Truppen die feindliche Umgehungskolonne zu überflügeln suchten. Im übrigen wirkten die russischen Heerführer hauptsächlich wieder durch die brutale Gewalt der übermächtigen Zahl. Doch darf man ihnen die Anerkennung nicht versagen, daß sie die ihnen zur Verfügung stehende Zahlengewalt auch sehr geschickt zu handhaben und an der richtigen Stelle zur Geltung zu bringen wissen. Überhaupt — und das darf man nirgends unterschätzen — ist die gesamte russische Führung von einem ganz anderen Geiste beseelt als 1904/05 in der Mandschurei.

Zum besseren Verständnis der nachfolgenden kriegerischen Vorgänge sei erst noch ein kurzer Blick auf das Gelände geworfen, in dem sie sich abspielten. Krakau selbst liegt fast unmittelbar an der russischen Grenze, näher noch als Metz an der französischen, und von seinen äußersten Vorwerken aus sieht man über kahl rasiertes, völlig baum- und häuserloses Gelände hinweg tief ins wellige Feindesland hinein. Alle Schönheit ist der Landschaft durch den Krieg genommen , nur Schmutz, Morast und Schwermut sind übrig geblieben. Die wundervolle Zitadelle, der Wawel, der türmereiche Königsbau der Jagellonen, ist heute militärisch wertlos, und fast das gleiche gilt von den alten Forts aus den 50er Jahren, die mit ihren ragenden Zinnen und kraftvollen Linien das Auge erfreuen. Die neuzeitlichen Gürtelforts dagegen sind diesem fast unsichtbar. Wie schlafende Riesenschildkröten liegen ihre Panzertürme träge auf geometrisch abgezirkelten Hügeln. Seltsame Anziehungskraft für den Fremden besitzt die alte Tuchhalle, in der unter den Wappen der polnischen Städte schachernde Händler mit allerlei billigem Tand sich drängen. Eine Art Vorstellung für Krakau zur Deckung gegen frühzeitige Belagerung bildet der noch über 70 km entfernte, 2—3 km breite Taleinschnitt des Dunajec. Da die westlichen Talhöhen die östlichen überragen, sind sie für die Verteidigung sehr günstig und lassen sich bei geschickter Kräfteverteilung selbst gegen einen übermächtigen Feind lange halten. Die Bahnlinie teilt diesen Abschnitt in zwei Hälften. Die südliche trägt noch Gebirgscharakter. Scharf gezackte, steilwandige, oft phantastisch geformte, deshalb vom Volk mit allerlei sonderbaren Namen belegte, oben durch ein paar verwitterte Tannen gekrönte Kalksteinfelsen schießen fast senkrecht aus den sanft gerundeten, mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckten Höhen des Karpathensandsteins hervor. Weithin stille, rauschende, riesengroße, menschenleere Waldungen. Am Einflusse des Poprad erweitert sich das Tal muldenartig, und hier hebt sich wie ein mittelalterliches deutsches Städtchen Neu-Sandek heraus, weiter flußaufwärts Alt-Sandek, dessen Ursprung sich im grauen Altertum verliert, als hier der griechisch-römische Handelsweg nach der Ostsee vorüberführte, der auch in der Geschichte Altpolens eine so wichtige Rolle gespielt hat. Noch heute ist er von Bedeutung, denn von Sandek ab wird der Dunajec schiffbar, und Weine, Obst, Bretter und Bauholz werden von hier aus Ungarn auf dem Wasserwege über Warschau nach Danzig befördert. Die zerfallenen Mauern, die von steilem Hügel zu den schnellen Fluten des Dunajec heruntergrüßen, waren einst ein gar stolzes Schloß, das manches glänzende Fest der polnischen Könige gesehen hat. Noch bis Tarnow, dessen Parkanlagen durch ihre großen Findlingsblöcke berühmt sind, durchströmt der Fluß die Vorberge der Karpathen, um dann in die Ebene einzutreten. Wie mit einem Zauberschlage ändert sich dadurch der ganze Charakter der Landschaft. Vom letzten Hügel aus, den das 800 Jahre alte, aus Lärchenholz gebaute Martinskirchlein krönt, schweift der Blick nordwärts über endlose Ebenen, die jetzt so oft vom Schlachtendonner widerhallten. Die malerischen Gebirgsbilder sind verschwunden, nur weite Sandflächen und Moräste dehnen sich vor dem suchenden Blick. Die prächtigen Urwälder, die dunklen Tannenhänge haben steifen, kümmerlichen, mühsam gegen Sand und Wind ankämpfenden Föhren Platz gemacht. Aus dem kristallklaren Gebirgsfluß ist ein großer,. seine trüben Wasser breit dahinwälzender Strom geworden, der ständig die Ufer zu verheeren droht. Größere Städte gibt es in dieser ärmlichen Gegend nicht; nur armselige Dörfer und



Abb. 4. In Stellung gehende österreichisch-ungar. Artillerie in Galizien.

einsame Gehöfte unterbrechen die Eintönigkeit. Bei Opatowec mündet der Dunajec in die Weichsel, die wenig weiter flußabwärts bei Nowemiasto, dem traurigen Abglanz einstiger Größe, auf dem anderen Ufer noch die jetzt gleichfalls so schlachtenberühmt gewordene Nida aufnimmt. Die Weichsel ist in dieser Gegend stark versumpft und der Boden ringsum derart vertorft, daß z. B. im Zywiec-See nicht ein einziger Fisch zu leben vermag, zumal der Torfgrund stark schwefelhaltig ist. Bösartige Fieber haucht dieses Sumpfland aus, die auch dem bedeutendsten Herrscher Polens, König Kasimir dem Großen, dem Begründer der Universität Krakau, den Tod brachten (1370). Einen zwar weniger verteidigungsfähigen, sonst aber in strategischer und landschaftlicher Beziehung ganz ähnlichen Abschnitt wie der Dunajec bildet weiter westwärts die Raba, die bei dem wichtigen Knotenpunkt Bochnia in die Ebene austritt, und ebenso entspricht der Nida auf dem Norduser der Weichsel die Szreniawa. Zwischen der Raba und Krakau befinden sich in den letzten Ausläufern der Karpathen die weltberühmten Salzbergwerke von Wieliczka. Die Umgegend von Limanowa, wo der Brennpunkt des heißen Kampfes war, ist ein anmutiges, aber schwer übersichtliches Gewirr von Hügeln, Gehölzen, Meierhöfen, Ackerflächen und Teichen.

Am 30. November, nachmittags ½4 Uhr, fiel der erste russische Kanonenschuß gegen Krakau. Eine schwere Batterie hatte sich unweit der zerstörten Grenzwachtkaserne bei Kocmirzow eingegraben und erzielte gleich mit ihren ersten Granaten einige gute Treffer, die aber nur wenig Schaden anrichteten. Russische Schützengräben waren bereits bis Kraslawiec am Ufer des Dlubi vorgeschoben. Der energische Festungskommandant, Feldmarschalleutnant Kuk, beschloß, diesen gefährlichen Gegner sofort unschädlich zu machen. Obwohl dicker Nebel die Fernsicht hemmte und jede Fliegeraufklärung unmöglich machte, leiteten doch die Werke der Nordost- und Ostfront einen fürchterlichen Feuerüberfall ein, indem sie geradeswegs in den Nebel hineinschossen und das ganze Gelände mit Granaten überstreuten. Wie nötig das war, bewiesen dann die nur 2 km vor den Außenforts aufgefundenen Russenleichen; so nahe hatte sich der unternehmende Feind unter dem Schutze des Nebels bereits herangeschlichen. Ein schneidiger Ausfall mit allen verfügbaren Kräften schloß sich sofort an. Die russischen Schützengräben wurden einfach überrannt, das feindliche Fußvolk überall zurückgetrieben, die Batterie bei Kocmirzow entdeckt und vernichtet. Dahinter befand sich, schon außerhalb des Geschützbereiches der Festung, eine vorzüglich eingerichtete Einschließungslinie der Russen mit bombensicheren Unterkünften, Öfen und Pritschen und stark befestigten Stützpunkten. Das ließ auf sehr ernste Absichten des Gegners schließen, der offenbar Krakau ebenso zu umwallen gedachte wie Przemysl. Am 5. De-

zember wiederholte sich auf der Nordostfront ganz der gleiche Vorgang, da die Russen inzwischen mit zäher Beharrlichkeit ihre Linien wieder weiter vorgeschoben hatten. Nicht lange dauerte ihr Beginnen. Was eigentlich im Vorfelde vorging, war zwar nicht zu sehen, denn fast undurchdringlich war der graue Brodem, der noch immer über Krakau hing, aber wieder brachte ein siegreicher Ausfall Aufklärung. Und nun reihte sich Ausfall an Ausfall, und unausgesetzt suchten die Granaten der schweren Festungsgeschütze das nebeldampfende Vorgelände ab nach versteckten Feinden. Feldmarschalleutnant Kuk führte die Verteidigung äußerst aktiv, ja er verwandelte sie geradezu in eine ständige Offensive, und der Verteidiger wurde auf allen Seiten zum Angreifer. Auf der Nordfront hatte man sich die Russen schon zehn Tage früher mit Unterstützung der Armee Böhm-Ermolli in den blutigen Kämpfen von Skole und Iwanowice vom Leibe zu halten gewußt. Auch schon damals konnte die auf Feldbahnen herangeschaffte schwere Artillerie der Festung wirksam eingreifen, obgleich die zu einer regelrechten Schlacht sich auswachsenden Kämpfe sich außerhalb des Wirksamkeitsbereichs der Werke abspielten, die selbst gar nicht angegriffen wurden. Bis zu dem sonst so stillen Meierhof Poskwitow, dem Schlüsselpunkt der ganzen Stellung, vorgenommen, spien die Festungsgeschütze Tod und Verderben auf die gegenüberliegende Hügelreihe, auf der sich die russischen Schützengräben hinzogen und von denen herab das unheimliche Knattern zahlreicher Maschinengewehre ertönte. Eine der Riesengranaten flog bis Iwanowice hinein und zerschmetterte dort einen ganzen Divisionsstab. Russisches Fußvolk versucht, eine vorgeschobene Batterie wegzunehmen. Bis auf 400 Schritte kommen sie heran. Aber dann geben die Kanonen plötzlich Schnellfeuer mit Kartätschen, die ganze Reihen der Anstürmenden niederstrecken. Wahre Haufen von Leichen umgeben im Halbkreise die Batterie, die ruhig in ihrer Stellung verbleibt. Dann treten Regimenter des 14. Korps und die braven Honveds der 39. Division zum Sturm an. Ihnen gegenüber stehen russische Gardegrenadiere, ausgewählte Kerntruppen. Ein erbittertes Ringen hebt an. Den Rosenkranz fromm ums Handgelenk geschlungen, keuchen die Honveds steile Hohlwege empor zur nackten Hochfläche, graben sich an ihrem Rande ein, machen wieder einen Sprung vorwärts, stürmen und — müssen unter dem verheerenden Feuer der russischen Grenadiere zurück. Wieder laufen die Braven an und werfen die Russen aus ihren Stellungen, werden aber dann von Iwanowice her von dem Flankierungsfeuer zahlreicher Batterien zugedeckt und müssen abermals weichen. Unverdrossen stürmen sie ein drittes Mal — ein furchtbares Wechselspiel. Man kann hier nicht weiter vorwärts kommen, aber man behauptet sich am Hang, wirft tiefe Gräben und Deckungen aus, die Schlacht ebbt ab, wird zum hinhaltenden Stellungskrieg, die Gefahr für Krakau ist auf der Nordseite beseitigt. Südöstlich haben sich die Russen in der berühmten Bergwerkstadt Wieliczka häuslich eingerichtet. Auch von hier werden sie nach lebhaftem Gefecht wieder vertrieben, obwohl man nur Mittelartillerie heranzieht und es nicht wagt, die schweren Motormörser zu verwenden, da man von ihren fürchterlichen Detonationen den Einsturz der wertvollen Bergwerksstollen befürchtet. Die hier erst nach Südosten gerichtete österreichisch-ungarische Front kann nun genau nach Osten gerichtet werden. Ihre Hauptaufgabe war es, die Linie Pobiednik-Niepolmice ständig unter Artilleriefeuer zu halten, um die Russen an einen Vorstoß in dieser Richtung glauben zu machen, möglichst große Truppenmassen dort zu binden und namentlich zu verhindern, daß Teile der Armee Iwanow über die Weichsel gingen und die Kampffront Dimitriews südlich des Stroms verstärkten. Diese Zwecke wurden vollkommen erreicht, namentlich seitdem auch auf dem linken Weichselufer schwere Batterien bis Pleszow vorgezogen worden waren. Alle Versuche der Russen, die hier einen täglichen Verlust von 200 Mann zu buchen hatten, zum Bau einer Pontonbrücke wurden schon im Keime erstickt. Allerdings hielt sich eine Abteilung Russen mit der ihnen eigenen Zähigkeit noch lange in Grabie und wich auch dann nicht, als die Österreicher in ihrem Rücken schon Chrosie genommen hatten. Die Russen hatten sich dort in den hohen und breiten Dämmen am Stromufer unerreichbar tief eingenistet oder saßen in den Kellern der Häuser. Vom 10. bis 14. Dezember wurden sie mit Granaten förmlich überschüttet, aber erst am 15. traten sie endlich den Rückmarsch an. Im Morgengrauen dieses Tages unternahm Feldmarschalleutnant Kuk den dritten Ausfall in der Richtung auf Koemirzow. Er fand nur noch leere Schützengräben. Die Russen waren verschwunden. Die inzwischen stattgehabten Vorgänge im Raume von Limanowa hatten ihre Wirkung bis hierher geäußert. Auch die noch südlich des Flusses stehenden und

bereits schwer in ihrer Flanke bedrohten Russen zogen nun schleunigst ab. So hatte also die rührige Besatzung Krakaus ihre Aufgabe vollkommen erfüllt. Die Festung hatte starke Streitkräfte des Gegners gebunden und damit für die eigene Front truppensparend gewirkt, den eigenen Armeen als Bindeglied und Durchgangsstraße gedient, sie reichlich mit allerlei Kriegsbedarf versehen und sie auch noch durch tätiges Eingreifen in die Schlachthandlung unterstützt. Inzwischen hatten die Verbündeten am 1. Dezember ihren Aufmarsch im Skawa-Tale, östlich von Saybusch, vollendet und setzten sich nun in östlicher Richtung in Bewegung, keine Ahnung von der ihnen drohenden Gefahr, und erst am 5. wurden sie aufmerksam, als sich der feindliche Flankendruck immer stärker bemerkbar machte, die Österreicher im Anmarsch auf der Fahrstraße Gdow-Bochnia bereits Tarnowa besetzt hatten und gegen Lapanow anrückten. Einzelne Bataillone vom Südflügel Dimitriews wurden überraschend angegriffen, über den Haufen gerannt und ließen zahlreiche Gefangene in den Händen der Sieger. Die weichende russische Reiterei wurde bei Rajbrot geworfen, setzte sich wieder, hob schleunigst Schützengräben aus, wurde aber durch einen Nachtangriff daraus vertrieben. Nun ließ der



Abb. 5. Mittagsrast eines österreich-polnischen Legionärtrupps im Wald bei Grybow.

wohin bereits zahlreiche Reiterei und leichte Truppen vorgeschoben waren. Schon am nächsten Tage stieß man auf russische Aufklärungsreiterei, die zurückgetrieben wurde, so daß man in die Linie Wisniowa-Dobra einzurücken vermochte. Den an der Spitze marschierenden polnischen Legionären unter Generalmajor Pilsudski, blutjungen Burschen, die sich schon schlugen wie Helden und alle Entbehrungen und Unbilden mannhaft ertrugen, gelang es dabei, eine Schwadron des 17. russischen Ulanenregiments zu überfallen und nach tapferer Gegenwehr völlig zu vernichten. Der 3. Dezember brachte die Verlängerung des rechten Flügels bis Tymbark und die Heranziehung der Hauptmacht, die demnach jetzt schon Front gen Norden nehmen konnte, um dem gegen Krakau operierenden Gegner in die entblößte linke Flanke zu fallen. Noch hatten die Russen feindliche Heerführer mit seinen Angriffen gegen Krakau nach und schwenkte mit einem großen Teil seiner Truppen nach Süden, um dem neuen Gegner die Stirn zu bieten. So kam es hier am 6. zu einem schweren, unentschiedenen Kampfe auf der Linie Gdow-Lapanow-Rajbrot, der sich am folgenden Tage zugunsten der von Feldmarschalleutnant v. Roth geführten Österreicher und Ungarn entschied, die nun nördlich Gdow auch den östlich von Krakau unter Feldmarschalleutnant v. Ljubicic fechtenden Regimentern die Hand reichen konnten, die inzwischen Podlece und Chrose erstürmt hatten. Die 35 km lange Schlachtlinie hatte jetzt also hier bereits die erstrebte rechtwinklige Form angenommen, da die Truppen Roths mit Front nach Norden, die Ljubicics mit Front nach Osten kämpften. Die Russen gingen in guter Ordnung auf Bochnia zurück.

Zur Sicherung der rechten Flanke war schon am 3. ein Teil der Reiterei und die polnische Legion abgezweigt worden, um gegen Sandek vorzufühlen. Diese Truppen stießen zunächst nur auf schwache Reiterabteilungen und besetzten am 4. widerstandslos Alt-Sandek, am 5. früh auch Neu-Sandek. Gleich darauf machte sich aber die Einwirkung starker feindlicher Truppenmassen in diesem Gebiete geltend. Wo kamen sie her, wo zielten sie hin? Hier war eine tatkräftige und großzügige Aufklärung unbedingt nötig. Durch Flieger konnte sie nicht erfolgen, da dicke Nebel jeden Einblick in die engen Gebirgstäler und die undurchdringlichen Urwälder verwehrten. Wenigstens sahen die ausgeschickten Flieger nichts, aber glücklicherweise begnügte man sich nicht mit ihren Meldungen, sondern besann sich auf das altberühmte Erkundungsgeschick österreichischer und ungarischer Reiter. Sie haben hier in schneidigen Patrouillen- und waghalsigen Aufklärungsritten in der Tat Wunderbares geleistet und bewiesen, daß auch im Zeitalter des Flugwesens der Aufklärungsdienst durch gutgeschulte Reiterei nicht entbehrt werden kann. An seltsam verketteten Abenteuern und tollen Reiterstücklein hat es dabei nicht gefehlt. Dragoner, Husaren und Legionäre haben um die besten Leistungen gewetteifert. Fast schien es unmöglich für Reiter, in den undurchdringlichen Waldungen vorwärts zu kommen. Die Äste schlugen ihnen ins Gesicht, die Pferde strauchelten zwischen vermodernden Riesenstämmen, rutschten aus auf dem glatten, von Tannennadeln bedeckten Boden, zitterten am ganzen Leibe vor Anstrengung, wehrten sich bäumend gegen den mühsamen Ritt. Aber hartnäckig und schweigend zogen zahlreiche Reitertrupps unentwegt durchs Dickicht, durch ewiges, grünes Dämmern. Glücklicherweise verschluckte der Wald jeden Lärm. So gelang es einzelnen Patrouillen, bis zur großen Heerstraße vorzudringen, die aus der Duklasenke nach Grybow führt, und hier sahen sie zu ihrer nicht geringen Überraschung aus nächster Nähe ein ganzes russisches Armeekorps mit Sack und Pack einherziehen. Mancher der verwegenen Kundschaftertrupps kam nicht wieder zurück, wurde von den Russen abgefangen, mancher aber schlug sich durch oder schlich unbemerkt davon und überbrachte die hochwichtige Kunde. Eine Dragonerpatrouille erschoß noch einen im Automobil hinter der Heeresschlange drein fahrenden General, verirrte sich dann auf hastiger Flucht in den unübersichtlichen Wäldern, erreichte aber schließlich doch wieder, von einem gastfreien Förster geleitet, den Anschluß an ihre Truppe. Ein Rittmeister mit 15 Husaren sieht eine ganze russische Kavalleriedivision an sich vorüberziehen, übernachtet dann mit den Seinigen im Dachboden eines Hauses, in dessen Erdgeschoß sich fast gleichzeitig Kosaken bequem machen, nimmt am nächsten Morgen noch drei Trainwagen und bahnt sich den Rückweg, indem er tollkühn eine von den Russen besetzte Brücke stürmt. Ein anderer Offizier entkommt nach wahnsinnigem Ritt dadurch, daß er sich die Uniform eines gefallenen Russen anzieht und so mitten durch das feindliche Heer reitet. Vier polnische Legionäre schlugen sich mit dem Mute der Verzweiflung durch eine ganze Sotnie der überall herumschwärmenden Kosaken; drei sanken zerfetzt von den Rossen, aber der vierte überbrachte, erschöpft und blutend, seinen wichtigen Bericht. Alle die gemachten Meldungen laufen darauf hinaus, daß von Grybow her ein ganzes Armeekorps mit zahlreicher Reiterei im Anmarsch ist. Es war das 8. russische Korps, das, sobald die russische Heeresleitung die Lage einigermaßen übersah, von der im Duklapaß fechtenden Armee des Generals Brussilow abgezweigt worden war, um nun seinerseits der Armeegruppe Roth in die Flanke zu fallen. Das hätte übel ausgehen können, wenn man nicht durch die kühnen Aufklärungsritte der wackeren Husaren und Dragoner rechtzeitig von diesem Plane unterrichtet worden wäre und nun Gegenmaßregeln hätte treffen können. Zunächst war freilich weder Alt- noch Neu-Sandek gegen die große russische Übermacht zu halten, obwohl drei Honvedbataillone den Reitern und Legionären zu Hilfe eilten, sondern beide Plätze mußten nach erbittertem Widerstande geräumt werden. Sie kamen glimpflich davon, denn der hier befehligende russische General Dragomiroff hielt auf strenge Mannszucht und ließ sofort allen vorhandenen Alkohol ausgießen. Auch dieser General, auf den man in Rußland große Hoffnungen setzte, gehört zu den Todesopfern von Limanowa. Der Rückzug der Österreicher und Ungarn erfolgte teils auf Limanowa, wo der Landsturm inzwischen starke Verteidigungsstellungen ausgebaut hatte, teils weiter nördlich im Lososinatal. Die Russen folgten entsprechend in zwei, durch den Gebirgszug des Jeworz (920 m) getrennten Kolonnen, stießen aber alsbald an beiden Punkten auf hartnäckigen Widerstand. Erzherzog Josef Ferdinand hatte nämlich trotz der ihm drohenden Umgehung sich entschlossen, unentwegt an dem ursprünglichen Plane eines konzentrischen Angriffs auf Bochnia festzuhalten und dem 8. russischen Korps eine besondere

Kampfgruppe unter Feldmarschalleutnant v. Arz entgegenzuwerfen, deren Kern die eben erst im Raum Dobra-Tymbark auswaggonierte Kaschauer Honved-Division bildete. Während Feldmarschalleutnant v. Arz bei Limanowa Stellung nahm, rückten die deutschen Hilfstruppen nördlich davon in die Lososina-Linie ein und die Division des Feldmarschalleutnants Smekal stellte durch die Besetzung von Rajbrot die Verbindung mit der bei Lapanow kämpfenden Hauptmacht her. Die letztgenannten beiden Heereskörper erhielten den Auftrag, nötigenfalls nordöstlich auf Tymowa und Lipnica vorzustoßen, um das 8. russische Korps in der Flanke zu bedrohen und seine Vereinigung mit der Hauptmacht Dimitriews zu verhindern. Nicht genug damit, wurde noch ein letzter Trumpf ausgespielt, indem sich von der zwischen Bartfeld und Eperies stehenden Armee Boröwitsch die Division des Feldmarschalleutnants Szurmay abtrennte und das Poprad-Tal abwärts nun ihrerseits auf Sandek marschierte, um das 8. russische Korps im Rücken zu packen. Dieses mußte also dann sowohl gen Westen wie gen Osten hin kämpfen, somit nach zwei entgegengesetzten Richtungen Front machen. Aus alledem ergibt sich ein höchst merkwürdiges, zahnradartiges Ineinandergreifen der einzelnen Heereskörper.

Vom 8.—12. wogte nun eine erbitterte und wechselvolle allgemeine Schlacht auf der ganzen, so vielfach gewinkelten und treppenförmig abgestuften Front von Grabie bis Sandek. Auf dem Nordflügel versteifte sich der bulgarische Pseudorusse mit dem Napoleonskopf mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit darauf, doch noch von Bochnia über Grabie nach Krakau durchzubrechen. Verbissen und starrsinnig wie vor Philippopel und Przemysl opferte er dieser Unmöglichkeit Tausende seiner besten Soldaten. Namentlich am 11. suchten die Russen hier in fürchterlichem Ansturm durchzustoßen, stürmten in mehreren Reihen immer wieder dicht hintereinander vor, so daß die Vordersten Gefahr liefen, beim Weichen von den Bajonetten der Folgenden aufgespießt zu werden, aber immer wieder schmetterte sie rasendes Artilleriefeuer zurück, ehe sie noch an die österreichischen Stellungen herangekommen waren. Derweil setzte der umfassende Angriff der Österreicher und Ungarn auf der Linie Gdow—Lapanow—Rajbrot ein, aber nur langsam vermochten sich die wackeren Truppen vorzuarbeiten, und auf dem linken Flügel dieser Kampfgruppe Nieglowice, in der Mitte Sobolow zu nehmen. Die Russen leisteten überall zähesten Widerstand, und namentlich der 10. Dezember war ein kritischer Tag erster Ordnung. Dies gilt namentlich für die Gruppe Smekal. Sie hatte auf ihrem rechten Flügel unter er-

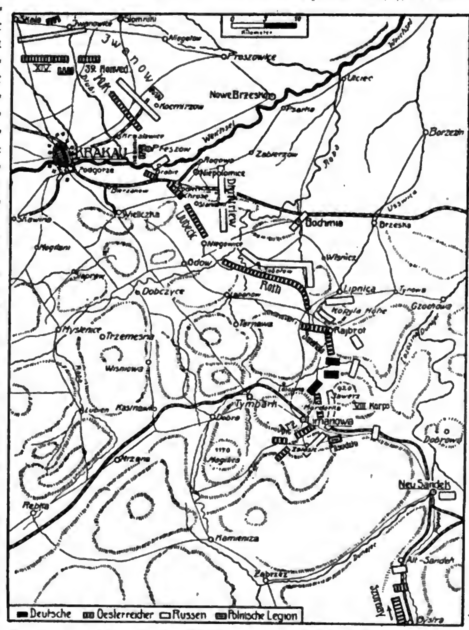


Abb. 6. Die Gefechtslage am 10. u. 11. Dezember 1914.

folgreicher Mitwirkung einiger deutscher Kompagnien am 9. die beherrschende Kobyla-Höhe bei Rajbrot erobert, am 10. aber wurde sie ihr durch einen wütenden Ansturm der Russen wieder entrissen. Noch ungünstiger gestaltete sich die Lage der Dinge auf ihrem linken Flügel, wo sie mit dem rechten der Gruppe Roth zusammenwirkte. Durch schwere Geschütze aus dem Stradomka-Tale und durch Feldartillerie von den diesseitigen Höhen des Baches hatte man hier bei Tagesanbruch den geplanten Angriff auf die „Kahle Kuppe“ vorbereitet. Dem Linzer Infanterieregiment gelingt es auch, in die feindlichen Schützengräben einzudringen. Plötzlich aber tauchen auf der Höhe starke russische Reserven auf. In dichten Massen wirft sich der Feind vorwärts. Vergeblich feuern die österreichischen Maschinengewehre bis zum letzten Augenblick. Nur ein kurzes Stocken des Ansturms, dann schließen sich die in die feindlichen Reihen gerissenen Lücken sofort wieder. Vergebens opfern sich einzelne Kompagnien der 14er, 59er und der Kaiserjäger. Sie vermögen den Anprall der Übermacht nicht aufzuhalten. Auch der letzte Höhenzug östlich des Baches kann nur vorübergehend behauptet werden. Von mehreren Seiten grimmig bedrängt, müssen die furchtbar zusammengeschmolzenen Regimenter im heftigsten Feuer auf das andere Ufer zurückweichen. Heldenmütig deckt die Artillerie diesen blutgezeichneten Rückzug. Aus nächster Nähe abgegeben, mäßigt das Einzelfeuer des Steyrischen Feldkanonenregiments Nr. 42 das Nachdrängen der Russen. Eine schon abrückende Batterie wird von russischer Infanterie in der Flanke angegriffen, protzt daraufhin nochmals ab und treibt den Feind durch Kartätschenlagen in die Flucht. In voller Ruhe überschreiten die Truppen die Stradomka und halten auf den Höhen westlich dieses Baches zu neuem Widerstande. Die Deutschen im Lososina-Tale, zur Hälfte Freiwillige, die zum ersten Male ins Gefecht kamen, zum Teil auch alte Landsturmleute, schlugen die russischen Vortruppen mühelos zurück und machten auch noch schöne Fortschritte, als ihnen die Russen an Zahl schon überlegen waren. Namentlich die jungen Freiwilligen waren in ihrem Feuereifer kaum zu halten und stürzten sich mit wahrer Todesverachtung in den Kampf, aus dem sie zahlreiche Gefangene heimbrachten. Am 10. und 11. aber flaute hier das Gefecht stark ab, da die Deutschen ihre Jäger und einen Teil der Infanterie zu den bedrängten Verbündeten nach Limanowa hinüberschickten und sich deshalb an der eigenen Front auf eine nachdrückliche Verteidigung gegen die feindliche Übermacht beschränken mußten. Auch auf den Höhen und zwischen den Teichen von Limanowa haben sie sich gar wacker geschlagen und durch ihr Schnellfeuer die wie rasend anstürmenden Russen mit blutigen Köpfen heimgeschickt. „Kolossaler Betrieb ist det jewesen,“ äußerte ein alter Berliner Landsturmmann mit ergrautem Bart zu dem Kriegsberichterstatter Schulz, „aber wir haben et mächtig jeschafft, die Fatzkes ejal wegjeputzt.“ Hier fochten Deutsche, Österreicher und Magyaren bunt durcheinandergemischt, buchstäblich Schulter an Schulter, und gemeinsam vergossenes Blut hat sie fester denn je zusammengekittet. Mordarka heißt das Dörfchen, um das so bitter gerungen wurde; „Mordacker“ nannten es bezeichnend unsere Feldgrauen.

In unmittelbarer Nähe liegt der kleine Hügel mit dem Birkenwäldchen, der in der Nacht vom 10. zum 11. Dezember zum Schauplatz eines wahnsinnigen Mordens, eines der entsetzlichsten Nahkämpfe dieses Krieges geworden ist. Kaum hundert Schritte waren dort die beiderseitigen Schützengräben noch voneinander entfernt. Sie und das Birkenwäldchen waren auf unserer Seite damals von Honveds und Landsturm besetzt. Schon vor Mitternacht versuchten die Russen einen Angriff, der in blutigem Nahkampf abgeschlagen wurde. Aber schon eine Stunde später wiederholte er sich derart überraschend, daß die armen Landsturmmänner über den Haufen geworfen wurden und sich nach kurzem, erbittertem Kampfe schleunigst zurückziehen mußten. Die Russen blieben in den eroberten Deckungen und richteten sich häuslich darin ein. Im Morgengrauen stapft das 9. Husarenregiment die Anhöhe herauf, um die Landsturmleute im Schützengraben abzulösen, ohne eine Ahnung von der veränderten Lage zu haben. Viele Husaren haben auch die beim Marsche hinderlichen Säbel rückwärts bei den Pferden zurückgelassen, sind also nur mit dem Karabiner bewaffnet. Plötzlich prasselt ihnen auf kurze Entfernung verheerendes Feuer aus den vermeintlich eigenen Schützengräben entgegen. Alles stutzt, aber sofort reift auch der Entschluß zum Sturm, und wie das wilde Wetter brechen die Husaren aus dem Birkenwäldchen vor, Oberst Muhr an der Spitze, den Revolver in der Hand. Nur wenige Schüsse fallen, die Karabiner müssen als Keulen dienen, ein fürchterliches Morden und Würgen beginnt, auch die Russen und die herbeieilenden Honveds arbeiten nur noch mit dem Kolben. „Kavallerie läßt sich auch zu Fuß nicht von

Infanterie beschämen!“ ruft Oberst Muhr, dann fällt der Held im dicksten Handgemenge, aber seine brechenden Augen sehen den Sieg. Sterbend überträgt er den Befehl dem Fürsten Sulkowski. Neben dem kühnen Reiteroberst sinkt der bekannte Rittmeister Graf Leonhard Thun, opfert der Sportsmann Rittmeister v. Szantay sein tatfrohes Leben dem Vaterlande. Von den 21 Offizieren der Husaren bleiben nur 8 unverletzt, von ihren Leuten bluten über 40 Prozent. Überall krachen unter wuchtigen Hieben berstende Schädel, man denkt nicht mehr daran, Gefangene zu machen, kämpft nur noch mit den urwüchsigen Waffen der Natur. Endlich sind die Russen alle stumm. Mit 1200 Leichen decken sie den engen, blutgetränkten Raum, buchstäblich zu Hügeln aufgetürmt, die verzerrten Gesichter noch voll wilder Wut, rasender Leidenschaft, erstarrtem Schrecken — ein grauenhafter Anblick. Es ist überhaupt wunderbar, mit welcher Raschheit die schneidigen ungarischen Reitersleute, die so untrennbar mit ihren Pferden verwachsen schienen, sich an das Fußgefecht, an das Leben im Schützengraben, an die Arbeit mit Spaten und Beilpicke gewöhnt haben. Daß Feldmarschalleutnant v. Arz sich in seiner anfangs sehr gefährdeten Stellung bei Limanowa so glänzend behaupten konnte, verdankt er nicht zuletzt der aufopferungsvollen Hingabe der hier nur als Füßler kämpfenden Hus.-Reg. Nr. 9, 10 u. 13. Schon am Nachmittag des 7. Dezember hatten die Russen von Kanina her mit sehr nachdrücklichen Angriffen auf Limanowa eingesetzt. Unter dem Schutze eines starken Artilleriefeuers gingen sie auf der Landstraße gegen die Höhen im Südosten des Städtchens vor. Die schwachen österreichischen Landsturmkräfte vermochten ihnen nicht standzuhalten und wichen langsam zurück, doch gelang es am Abend durch Einsetzen von Honvedreserven das Gefecht wieder herzustellen. Der nächste Tag verstrich in dem schwierigen Wald- und Berggelände unter kleinen Begegnungsgefechten mit wechselndem Erfolg. Gegen Limanowa selbst waren zu beiden Seiten der Fahrstraße starke russische Kräfte angesetzt worden, aber die wacker zu Fuß fechtenden Husaren hielten sich heldenhaft, erschlugen viele der anstürmenden Feinde mit dem Karabinerkolben, hatten freilich auch selbst sehr schwere Verluste. Die Russen wagten hier keinen weiteren Angriff. Am 9. machten sich russische Umgehungsversuche gegen den südlichen Flügel bei Zalesie geltend, allein die tapferen polnischen Legionäre hieben ein ganzes, zum Fußgefecht abgesessenes Kosakenregiment in die Pfanne und schossen ein anderes zusammen, das zu Pferd gegen sie herantobte. So wurde auch diese Gefahr vereitelt. Als sich am nächsten Tage schon die Einwirkung der Division Szurmay im Rücken des russischen Korps geltend machte, glaubte sich Feldmarschalleutnant v. Arz stark genug, nun seinerseits zum Gegenangriff übergehen zu können. Es galt die Wegnahme der die Straße und den Schienenweg nach Neu-Sandek beherrschenden Höhen von Mordarka. Auch hier kam es zu erbittertem Handgemenge. Gemeinsam mit Honveds und österreichischem

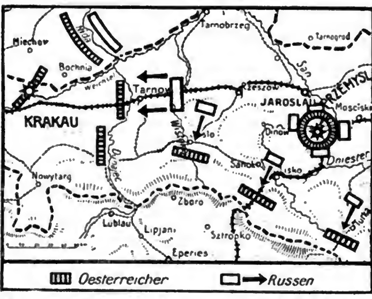


Abb. 7. Die Stellungen der Gegner nach der Schlacht bei Limanowa.

Landsturm stürmten deutsche Infanterie und Jäger. Wütendes Feuer aus den sich überall über die Hänge hinziehenden russischen Schützengräben empfing sie. Sie mußten sich zu Boden werfen und warten, bis deutsche Artillerie den Feind zermürbt hatte. Später versuchten die Russen die Rückeroberung des Dorfes, wurden aber von den schon eingerückten Deutschen vertrieben und zu Hunderten abgefangen. Freilich deckt dort der braune Heideboden der Beskiden nun viele Brave. Gegen Abend unternahmen die Russen mit furchtbarer Wucht noch einen letzten, geradezu tollkühn zu nennenden Ansturm gegen Limanowa in dichtgedrängten Massen; er brach im Artillerie- und Infanteriefeuer unter schwersten Verlusten kläglich zusammen.

Der 11. Dezember bildete den Höhepunkt der allgemeinen Schlacht und brachte die Entscheidung. Vergeblich suchten die Russen den sie umgebenden eisernen Ring von Bochnia aus

durch wuchtige Vorstöße gegen Niepolomice zu sprengen; auch ihre im Stradomka-Abschnitt errungenen Vorteile vermochten sie nicht auszunützen. Ebensowenig kamen sie bei Rajbrot vorwärts. Im Lososina-Tale wurde auch noch heftig gekämpft, aber die Deutschen machten hier unaufhaltsame Fortschritte. Bei Limanowa umstellte Feldmarschalleutnant v. Arz mit den hinter seinem rechten Flügel gestaffelten und nunmehr herangezogenen Reserven die wichtige Höhe von Zalesie und nahm sie am nächsten Morgen im Sturm. Dadurch würde nicht nur jede Überflügelung seiner rechten Flanke unmöglich gemacht, sondern nunmehr das 8. russische Korps selbst ernstlich in seiner linken Flanke bedroht. Die unermüdlichen polnischen Legionäre waren inzwischen schon weit vorausgeeilt und hatten in glänzendem Angriff überlegene russische Truppenmassen bei Lisko zersprengt. Im Poprad-Tale eilte in Gewaltmärschen Feldmarschalleutnant v. Szurmay herbei. Seine größtenteils aus Reiterei bestehende Vorhut schlug zwischen Bystra und Alt-Sandek ein von Artillerie unterstütztes russisches Infanterieregiment in die Flucht, das sie dort aufhalten sollte. Immer deutlicher sprach sich die Umfassung des russischen 8. Korps aus. Schon am 12. ritten auf der einen Seite Szurmays Dragoner, auf der anderen polnische Legionäre in Neu-Sandek ein. Da die Russen bei ihrem Rückzuge die Brücke gesprengt hatten, trafen sich die beiden Abteilungen inmitten des Flusses in einer Furt und schüttelten sich unter dem Jubel der Bevölkerung die Hände. Damit war die Verbindung zwischen den beiden großen österreichisch-ungarischen Heereskörpern wiederhergestellt, die Lücke geschlossen. Die Gesamtlage der Russen aber war nunmehr ganz aussichtslos geworden, ihre Truppen überdies durch die erlittenen schweren Verluste derart erschüttert, daß sie kaum noch vorwärts zu bringen waren. Unter diesen Umständen entschlossen sie sich endlich zum Rückzug. In solchem waren sie von jeher Meister und machten diesem Rufe auch jetzt wieder Ehre. Von Bochnia vermochte sich Dimitriew infolge seines Teilerfolges an der „Kahlen Kuppe" ziemlich glatt zu lösen, zumal er gen Süden seinen Marsch durch erneute heftige Vorstöße im Lososina-Tal deckte. So gelang es den Russen, ohne wesentliche Einbuße an Kriegsmaterial den Dunajec zu überschreiten. Das unglückselige 8. Korps überließ man ruhig seinem Schicksale und der Findigkeit seiner Führung. Es stellt dieser sowie der Unverdrossenheit ihrer Truppen ein schönes Zeugnis aus, daß das Korps — obgleich bereits von drei Seiten umstellt — sich völliger Vernichtung zu entziehen wußte, wenn auch der eilige Rückzug hier und da in Flucht ausartete und viel Kriegsmaterial verloren ging. Insgesamt haben die Sieger in den geschilderten Kämpfen 31 000 Gefangene gemacht. Die strategische Bedeutung der Schlacht von Limanowa besteht darin, daß durch sie der geplante russische Vorstoß nach Schlesien vereitelt, jede Gefahr für Krakau abgewendet, Westgalizien vom Feinde gesäubert, dessen Front um mehr als 50 km zurückgedrückt und die zerrissene Verbindung zwischen den beiden Flügeln des k. und k. Heeres wiederhergestellt wurde. Solche Erfolge waren schon der gebrachten großen Opfer wert. Weit ging der russische Rückzug aber nicht, denn schon hinter der Wisloka machten die Russen wieder kehrt, zogen große Verstärkungen heran und drängten die Österreicher und Ungarn allmählich wieder über den Dunajec zurück, an dessen Ufern der Bewegungskrieg nun für lange zum Stellungskampf erstarrte, ebenso wie jenseits der Weichsel an der Nida. Der österreichisch-ungarischen Gesamtfront verblieb im Raume Gorlice-Zakliczyn ein Knick, gegen den die Russen in der Folgezeit wiederholt mit großen Massen vorstießen, sich aber stets nur blutige Köpfe holten.

Grundsätze der Kriegskunst.

Aussprüche bekannter und berühmter Heerführer.

Gesammelt von **Prof. Dr. M. Pollaczek-Berlin.**

Man hat vielfach bestritten, daß es möglich sei, durch theoretische Untersuchung etwas über die Grundsätze der Kriegsführung zu erkennen. Napoleon war anderer Meinung, er hat gesagt, wenn er eines Tages die Zeit dazu hätte, so würde er ein Buch schreiben, worin er die Grundsätze der Kriegskunst auf eine so genaue Art und Weise darstellen würde, daß sie für alle Soldaten faßlich sein und daß man den Krieg würde lernen können, wie irgendeine beliebige Wissenschaft. Das dünkt uns nun zweifelsohne übertrieben, zum Feldherrn muß man geboren sein, das Genie ist überhaupt nichts Angelerntes und ein nicht zu Erlernendes. Aber ebenso sicher ist es, daß jene

Empiriker Unrecht haben, die immer wieder erklären, es ließe sich für die Kriegführung keine Regel gewinnen. Der zu früh verstorbene Graf York von Wartenburg, weiland Oberst im Generalstab des Armee-Oberkommandos in Ostasien, hat wohl das Richtige getroffen, wenn er erklärte, daß nur der Feldherr das Höchste der Kriegskunst erreichen werde, der, das Gebiet des Theoretischen völlig beherrschend, dessen Grundsätze der Natur des gegebenen Falles gemäß zur Anwendung bringe. Er vergleicht den Feldherrn sehr gut mit einem Arzt, der seine Praxis auch nicht beginnen könne ohne vorheriges theoretisches Studium, der jeden einzelnen Kranken individuell und dennoch an der Hand allgemeiner Regeln behandeln müsse. Von solchen allgemeinen Regeln sollen im nachstehenden eine Anzahl wiedergegeben werden:

Krieg und Kriegskunst.

Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung. (Moltke.)

Krieg ist der blutige Kampf zweier Völker oder politischer Parteien, von denen der eine Teil dem anderen seinen Willen aufzwingen, letzterer sich jenem nicht fügen will. (Goltz.)

Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. (Clausewitz.)

Die Kraft einer Koalition von Staaten bleibt stets zurück hinter der Summe der Kräfte, zu deren Entfaltung die einzelnen Staaten an sich befähigt sind. (Blume.)

Die Kriegskunst ist eine Kunst, welche Grundsätze hat, die sie niemals erlaubt, zu verletzen. (Napoleon.)

Die militärische Wissenschaft besteht darin, alle Wechselfälle wohl zu berechnen und sodann genau, beinahe mathematisch, den Anteil des Zufalles auszuweisen. Hierin ist es, wo man sich nicht irren darf, und wo eine Dezimale mehr oder weniger alles ändern kann. Es kann nun aber diese Teilung zwischen Wissenschaft und Zufall nur in einem genialen Kopfe Platz finden. (Napoleon.)

Es ist alles im Kriege sehr einfach, aber das Einfachste ist schwierig. (Clausewitz.)

Die Resultate des Krieges entspringen der Wechselwirkung lebendiger Kräfte und nicht der mechanischen Anwendung feststehender Regeln. (v. Blume.)

Es gibt keine menschliche Tätigkeit, welche mit dem Zufall so beständig und so allgemein in Berührung stände, als der Krieg. (Clausewitz.)

Jeder gut geführte Krieg ist ein methodischer Krieg. ... die Grundsätze der Kriegskunst sind die, welche die großen Feldherrn geleitet haben, deren Großtaten uns die Geschichte überliefert hat usw. (Napoleon.)

Der Krieg, weit entfernt eine exakte Wissenschaft zu sein, ist ein schreckliches und leidenschaftliches Drama. (Jomini.)

Vergessen Sie nie — die Kriegskunst ist es nicht, die den Sieg verleiht, der Geist allein, die Tugenden sind es. (Dragomirow.)

So Krieg zu führen, daß man vernichtet und nicht sich selbst opfert — ist unmöglich; so Krieg zu führen, daß man sich selbst opfert, aber nicht vernichtet, — ist töricht. (Dragomirow.)

Je rücksichtsloser ein Krieg geführt wird, desto menschlicher ist er. (Hindenburg.)

... Der Krieg gehört nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens. (Clausewitz.)

Ohne tüchtige Politik ist eine glückliche Kriegführung nicht wahrscheinlich. (Goltz.)

Feldherr und Führer.

... Wer den Krieg verstehen will, muß die verstehen lernen, welche ihn führen. (Yorck v. Wartenburg.)

Im Kriege sind die Menschen nichts, ein Mann ist alles. (Napoleon.)

Der vollkommene General ist ein être de raison, eine platonische Republik, das centrum gravitatis derer Philosophen, der Stein der Weisen derer Chimisten, ein Werk der Schöpfung, das unsere größte Admiration verdient. (Friedrich der Große.)

Das Kommando einer Armee ist das schwierigste, was es auf Erden gibt, es ist das die Tätigkeit, welche die meiste Befähigung in einer gegebenen Zeit verlangt. (Desaix.)

Ein König ... muß nicht den Sieg als Zweck haben, sondern seine Folgen. (Napoleon.)

Der General hat nur eine Richtung, der Fürst und General eine doppelte. Sein Handeln als Soldat ist der Politik immer untergeordnet. (Müffling.)

Der Geist eines Generals müßte in bezug auf Reinheit und Klarheit dem Glase eines Feldherrnrohres gleichen und sich niemals Bilder schaffen. (Napoleon.)

Ich habe nicht einen einzigen ausgezeichneten und zur Leitung großer Angelegenheiten fähigeren Mann gesehen, der nicht das System gehabt hätte, sich von jeder Art Einzelheiten freizumachen und sich damit zu begnügen, die Arbeit, die er anderen aufgetragen, zu beurteilen. (Marmont.)

Die erste Eigenschaft eines Feldherrn ist, einen kalten Kopf zu haben, welcher richtige Eindrücke von den Dingen empfängt, welcher sich niemals erhitzt, sich nicht blenden und durch gute oder schlechte Nachrichten betäuben läßt. (Napoleon.)

Der Feldherr muß die Armee jederzeit an den Puls fühlen können. (Goltz.)

Der Feldherr muß es eben verstehen, in das Herz der Soldaten zu blicken, um in jedem Augenblick richtig zu ermessen, was er gerade jetzt von ihm verlangen kann. Er muß Menschenkenner sein. (Goltz.)

Der Krieg ist ein ernsthaftes Spiel, in welchem man seinen Ruf und sein Land zu Schaden bringen kann; wenn man vernünftig ist, so muß man sich selbst fühlen und wissen, ob man für dieses Handwerk gemacht ist oder nicht. (Napoleon.)

Ich glaube nicht an das Sprichwort, daß, um befehlen zu können, man verstehen muß, zu gehorchen. (Napoleon.)

Jeder Befehlshaber bezeichne dem Untergebenen den Zweck, welcher erreicht werden soll, klar und bestimmt, überlasse die Ausführung aber ihm insoweit, als seine Fähigkeiten zu selbständigem Handeln ausreichen und nicht Beschränkungen im Interesse des eigentlichen Zusammenwirkens mit andern Streitkräften notwendig sind. (Blume.)

(Schluß folgt.)

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Alexander von Linsingen.

Seit einiger Zeit hören wir auf der Ostfront von einer deutschen „Südarmee", die unter dem Befehl des Generals Alexander v. Linsingen steht und entscheidend in die unerhört schweren und langwierigen Kämpfe um die Karpathenpässe eingegriffen hat. Die eiserne Tatkraft, die bewundernswerte Umsicht und die hervorragende Geschicklichkeit, mit der hier im tief verschneiten Hochgebirge unsere Truppen unter den denkbar schwierigsten Wetter- und Geländeverhältnissen in engster Waffenbrüderschaft mit den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen von Sieg zu Sieg geführt wurden, verrät, daß wir es hier mit einem ungewöhnlich begabten Führer zu tun haben. Der General ist am 10. Februar 1850 als Sohn des Kreishauptmanns Wilhelm v. Linsingen († 1889) zu Hildesheim geboren, steht also jetzt im 66. Lebensjahr. Seine Mutter Maria († 1890) entstammte dem alten Geschlechte derer von Berlepsch, das dem Vaterlande schon so manchen klugen Kopf geschenkt und sich von jeher namentlich auch in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht betätigt hat; erinnert sei hier nur an den Minister Berlepsch, an die Schriftstellerin Berlepsch, an den Ornithologen Berlepsch, den „Bienen-Berlepsch", den „Vogelschutz-Berlepsch" usw. Seine Schulausbildung genoß Alexander v. Linsingen in Hannover und kam dann ins Kadettenkorps. Im April 1868 trat er beim 17. Infanterieregiment ein und machte in ihm als Leutnant den Feldzug gegen Frankreich mit, wobei er sich durch mutige Entschlossenheit auszeichnete und sich das Eiserne Kreuz holte. Während die meisten anderen unserer Heerführer einen großen Teil ihrer Dienstzeit im Generalstabe zugebracht haben, ist Alexander von Linsingen hauptsächlich im beschwerlichen Adjutantendienst tätig gewesen. So war er als Oberleutnant Adjutant erst der 38., dann der 39. (Hannover), als Hauptmann der 11. Infanteriebrigade in Berlin. Später kam er als Adjutant zur 31. Infanteriedivision nach Straßburg und 1889 unter Beförderung zum Major zum 14. Armeekorps nach Karlsruhe. Während seiner Hauptmannszeit führte Linsingen auch mehrere Jahre lang eine Kompagnie des 4. Garderegiments. 1890 bekam er ein Bataillon bei den 76ern in Hamburg, und 1895 wurde er als Oberstleutnant zum Grenadierregiment Nr. 2 nach Stettin versetzt. Zwei Jahre später kam er als Oberst nach Allenstein an die Spitze des Grenadier-Regiments Nr. 4. 1901 finden wir ihn dann als Generalmajor und Befehlshaber der 81. Brigade in Lübeck, 1905 als Generalleutnant und Führer der 2. württ. Division (Nr. 27) in Ulm, wo er bei den Schwaben noch in guter Erinnerung steht. Als 1909 das Kommando des 2. Korps in Stettin durch die Ernennung des Generals von Heeringen zum preußischen Kriegsminister frei wurde, erhielt Linsingen noch als Generalleutnant diesen ebenso begehrten wie verantwortungsvollen Posten und bald darauf auch die Ernennung zum General der Infanterie. Auch beim Ausbruch des Weltkrieges stand er noch an der Spitze der braven Pommern. Der im Frontdienste ergraute General galt stets als hervorragender und erfahrener Praktiker, und er hat diesem Rufe alle Ehre gemacht. Vermählt hat er sich 1880 mit Paula Mummy, die ihm einen Sohn (Kurt) und zwei Töchter schenkte, aber bereits 1885 bei der Geburt des jüngsten Kindes starb. Linsingen gab dann 1887 in der Schwester der Verblichenen, Felicie Mummy, den Verwaisten eine neue Mutter.

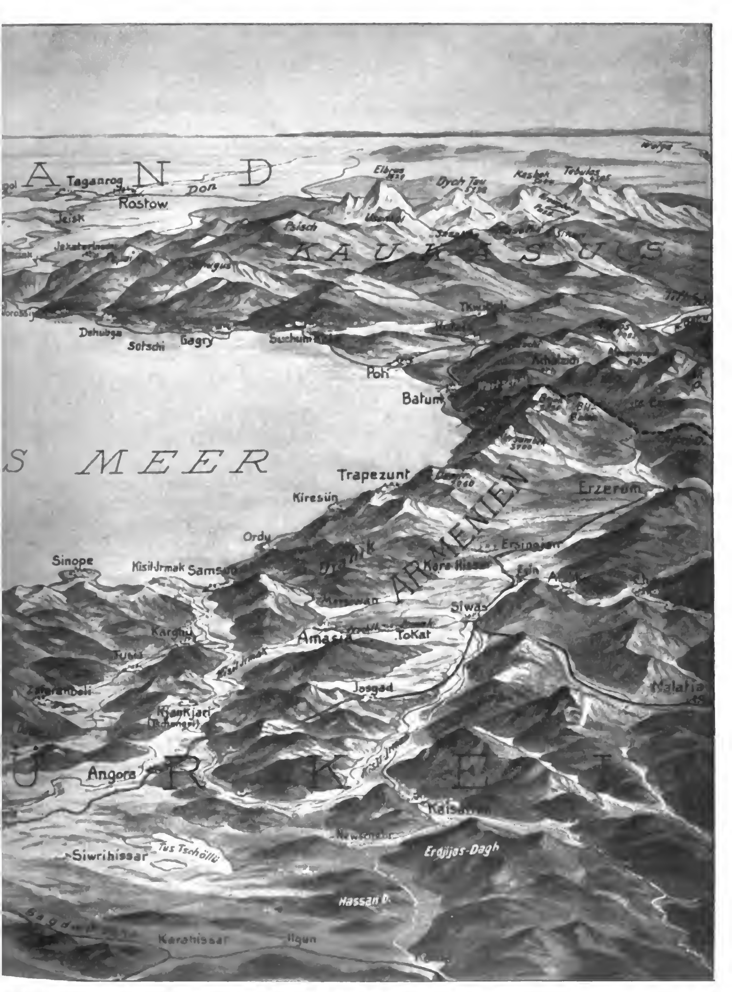


General Alexander von Linsingen. Zeichnung von F. Herwig.



Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg“
(monatlich 2 Hefte zu je 30 Pf.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Reliefkarte des Schwarzen Meeres, einschli



ęßlich der Dardanellen und des Kaukasus

Die deutsche Soldatenpresse.

Von W. Kremz.

Zu den zahlreichen erhebenden Denkwürdigkeiten, die der im August vorigen Jahres uns aufgedrungene Krieg bisher gebracht, gesellt sich auch eine Reihe von Merkwürdigkeiten, die im einzelnen betrachtet dem Fachmann wie dem Laien mancherlei Interessantes bieten. Wer hätte nach dem frischen Drauf und Dran unserer Heere in den ersten Kriegswochen geglaubt, daß sich hieran mit einem Male ein monatelanger Stellungskrieg reihen würde, in dem jeder Meter erobertes Schützengrabengebiet schon als ein Erfolg gilt? Freund und Feind sind dabei zu Höhlenmenschen geworden, die sich nur dadurch von den Troglodyten der Vorzeit unterscheiden, daß sie in ihre Gräben und Unterstände möglichst viel von ihrer angeborenen und anerzogenen Kultur hineinbrachten. In einem Zeitalter der großzügigen Technik, da Luftschiffe und Unterseeboote, 42 cm-Mörser und Motorbatterien mit zu den prägnantesten Waffen der Kriegführung gehören, da von den Deutschen namentlich fast jeder zweite Mann ein Dichter oder Schriftsteller ist und wie die stählerne Waffe auch das Wort zu meistern versteht, konnte diese hochentwickelte Kultur nicht entbehrt werden, auch dann nicht, wenn man sich mehrere Meter tief in die mehr oder minder harte Rinde dieses Erdenglobus hineinbaute und in Regionen hauste, wo Mars allein die Stunde regiert.

Und noch ein anderes konnten und wollten diese modernen Höhlenmenschen nicht missen: die Verbindung mit der Außenwelt, mit denen, die daheim geblieben am trauten Herd der Heimat, denen ihre Liebe galt, für deren Sicherheit sie draußen lagen und treue, eisenfeste Wacht hielten in Wind und Wetter, in Regen und Sonnenschein, in Schnee, Kälte und Hitze. So kam es, daß Hunderttausende von Briefen und Zeitungen in die Schützengräben flogen und die Stunden kürzten, die mitunter gräßliche Langweiligkeit der Feldwachen und Vorposten beseitigten. Doch trotz aller Aufopferung der Feldpost, trotz der Unmasse von Lesestoff, die im Feld von Hand zu Hand ging, war nicht aller Hunger nach Gedrucktem zu stillen, ein ständig wachsendes Bedürfnis nach Mehr stellte sich heraus und half einem ureigensten und eigenartigen Kind des Stellungskrieges zur Welt, das unter dem Sammelbegriff der Soldatenpresse heute sich allgemeiner Beliebtheit von den Vogesen bis zu den Dünen in Flandern erfreut und auch im Osten von der Memel bis zum Pruth nicht verachtet wird. Diese Soldatenpresse, zumeist in Feindesland auf dort vorgefundenem Papier mit fremden Lettern in beschlagnahmten Druckereien hergestellt, vereinigt mehrere Eigenschaften in sich, die ihre Beliebtheit begründen. Soldaten sind die Redakteure, Soldaten die Mitarbeiter und gleichfalls Soldaten die Hersteller. Was draußen in der Welt, was in der Heimat Wichtiges passiert, findet in ihr einen Niederschlag. Was der Krieg Großes, Schönes und Erhabenes gebiert, der tiefe, oft nur zu bittere Ernst, der in den düsteren Unterständen wohnt, ebenso aber der gar fröhliche Humor, der aus den engen Schützengräben emporsteigt, all das findet seinen volltönigen Widerhall in den Soldatenzeitungen, deren es heute eine ganze Reihe gibt. So bilden diese Zeitungen ein in seinen Wirkungen nicht zu unterschätzendes Bindeglied zwischen Draußen und Daheim, zwischen Führung und Truppe und zwischen den Kameraden selbst.

Einen ganz besonders wohlklingenden Namen und Ruf unter den Zeitungen dieser Art hat sich die „Liller Kriegszeitung“ erworben, wenngleich sie nicht die erste ihres Geschlechts war, die auf dem Plane erschien. Heute aber dürfte sie sowohl in der Art ihrer Ausstattung, als auch der Höhe ihrer Auflage nach die erste sein. Sie ist ein Typus geworden und verdient darum etwas eingehende Betrachtung. Es hat einige Mühe gemacht, bis sie das Licht der Welt und das Düster der Schützengräben und Unterstände erblickte. Schon Mitte Oktober 1914 bemühte sich der weithin bekannte Schriftsteller Paul Oskar Höcker, der als Hauptmann der Landwehr im Felde steht, in Gemeinschaft mit seinem Kollegen von der Feder, dem Freiherrn Gg. von Ompteda, um ihre Gründung. Ende Oktober konnte die erste Nummer erscheinen. Seitdem gelangt sie regelmäßig und im Auftrag des Armeeoberkommandos jeden dritten Tag zur Ausgabe, von einem stattlichen Heer dankbarer Leser freudig und erwartungsvoll begrüßt. Die Druckauflage weist die stattliche Zahl von 30000 Exemplaren auf, doch ist sicher, daß mindestens das Vielfache dieser Zahl zu ihren Lesern zählt. Über den Inhalt, der in den Spalten dieser Kriegszeitung dargeboten wird, darf man füglich staunen. Vom flotten Leitartikel bis herab zum gelungenen zündenden Witz trägt alles den Stempel edler Gediegenheit, und man fühlt so recht die überaus glückliche Hand, die über dem Ganzen waltet. Vor allem ist der köstliche Humor hervorzuheben, der einem in Wort und Bild aus diesen Blättern entgegenstrahlt und der seinen Hauptsitz in den beigegebenen Kriegsflugblättern hat. Für diese hat der „Chefredakteur“ einige namhafte Künstler gewonnen, die mit ihrem kecken Stift oft in wenig Strichen die wirkungsvollsten Bilder geben und die unbändigste Heiterkeit zu entfesseln vermögen. Der Münchner Maler Prof. Hans v. Hayek, dann der talentvolle jugendliche Simplizissimuszeichner Kurt Arnold, sowie dessen Kollegen Olpertz und Breest sind die fleißigsten der zeichnerischen Mitarbeiter. Neben dem Scherz findet aber auch das Ernsthafte und Ideale seinen genügenden Raum. Die Schilderungen von Heldentaten, von Erlebnissen, Geschehnissen und Gefahren und die regelmäßig dargebotenen Gedichte legen beredtes Zeugnis davon ab. So kann man es verstehen, daß die Liller Kriegszeitung zu einem Bedürfnis und zu einer Quelle moralischer Kraft geworden ist.

Übrigens bedeutet die Fertigstellung jeder einzelnen Nummer für die Redakteure, die in diesem Falle zugleich auch die Hersteller sind, eine recht erkleckliche Summe von Arbeit. Paul Oskar Höcker schilderte jüngst in einem eingehenden andernorts veröffentlichten Feldpostbrief einen Tageslauf in seinem Dasein als verantwortlicher Leiter der Liller Kriegszeitung, und wenn man hierbei

erfuhr, daß gerade an diesem Tage die Frühpost den Redaktionstisch allein mit 142 Gedichten neu belastet hatte, so ermißt auch der Fernstehende die Fülle der zu leistenden Tagesarbeit. „Es ist," sagt Höcker angesichts dieses Gedichtregens, „als ob der Zwang, im Schrapnellfeuer auszuhalten, all die Schützen der Fähigkeit beraubt hätte, sich in Prosa auszudrücken." Aber gerade bei dieser Arbeitsfülle, zu der sich noch eine Menge größerer und kleinerer Lasten des Alltags gesellen — denn Höcker ist zugleich auch oberste Instanz der Druckerei, aus der die Zeitung hervorgeht und hat obendrein noch die Herstellung aller Druckarbeiten des Armeeoberkommandos zu überwachen — ist es um so mehr anzuerkennen, daß mit sicherem Griff immer das Richtige, das Passende und Packende getroffen wird.

Die Widerwärtigkeiten des Alltags! Ja, auch von diesen weiß der vielbeschäftigte Herausgeber und Chefredakteur Höcker ein gewichtig Liedlein zu singen. Ist es an sich schon eine Merkwürdigkeit, daß eine solch eigenartige deutsche Zeitung auf französischem Boden hergestellt wird, so erreicht es gewiß den Gipfel der Eigenart, daß zum Teil sogar französisches, kaum deutsch verstehendes Setzer- und Maschinenpersonal zur Fertigstellung von Satz und Druck mit herangezogen werden muß. Wieviel sorgenvolle Stunden dabei im Anfang neben der Tücke des Objekts auch der mehr oder minder lebhafte passive und aktive Widerstand dieses Personals den Redakteuren und ihren Getreuen, dem umsichtigen Faktor Bommer und der Redaktionsordonnanz Dietrich bereitet haben, das entzieht sich zwar der Öffentlichkeit, weil allgemein keiner der Beteiligten groß davon spricht. Bei ihnen gilt zuvörderst der Grundsatz: Deutsch sein heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun.

Wie schon ihr Name sagt, ist der Geburtsort der Zeitung die schon seit Oktober 1914 im Besitz der Deutschen stehende Stadt Lille in Nordfrankreich. Das deutsche Gouvernement hat die größte Druckerei des ganzen Landesteils mit Beschlag belegt, jene Druckerei, in der vordem das „Echo du Nord" hergestellt wurde, unter dessen Erscheinen bis auf weiteres schon am 10. Oktober eine deutsche Granate den Schlußpunkt setzte. Heute ist diese Druckerei den Bedürfnissen unseres Heeres vollauf nutzbar gemacht; sie ist zwar nicht gerade glänzend eingerichtet, verfügt aber bezeichnenderweise fast ausnahmslos über deutsche Druckpressen und Setzmaschinen, mit deren Hilfe außer der Kriegszeitung auch die Kriegsnachrichten, die Plakate, Druckschriften, kriegstechnischen Broschüren usw. für das Armeeoberkommando und das Gouvernement Lille hergestellt werden. Die Ausgabe der Kriegszeitung erfolgt beim Nachrichtenoffizier, sie wird von dort aus den Heeresteilen zugestellt. Abonnieren kann man indes nicht, was vielfach bedauert wird, doch werden Freunde, die das Unternehmen durch Beiträge oder Geldspenden unterstützen, gern die einzelnen Nummern zugestellt erhalten. Auch ist bei dem besonderen Interesse, das man gerade der Liller Kriegszeitung entgegenbringt, sicher anzunehmen, daß genügend vollständige Exemplare sich jetzt schon in Privat- und öffentlichen Bibliotheken befinden. Gewiß wird der reiche Inhalt der Liller Kriegszeitung auch nach dem Kriege noch manchem, nicht zuletzt auch dem Geschichtsschreiber, eine schätzenswerte Fundgrube sein. — —

Wenn hier so eingehend speziell über die Liller Kriegszeitung berichtet wird, so sollen damit die mancherlei anderen ähnlichen Kriegs- oder Armeezeitungen durchaus nicht in den Schatten gestellt werden. Auch diese behalten trotzdem, oder gerade deshalb ihren vollen Wert, denn sie verfolgen den gleichen guten Zweck und erfüllen ihre Aufgabe im besten Sinn des Wortes. So weiß u. a. die in St. Quentin dreimal wöchentlich in 20000 Exemplaren erscheinende „Armeezeitung der 2. Armee" auf vier und sechs Seiten Umfang alles Wesentliche der Tagesereignisse mitzuteilen, und die im gewohnten amtlichen Kanzleiformat erscheinende „Feldzeitung der 5. Armee" fügt zur erhebenden Stärkung von Sinn und Geist am Schluß jeder Nummer noch ein frisches Gedicht bei. Etwas größeren Umfang besitzt die „Kriegszeitung für das 15. Armeekorps", die bisweilen auch dem reinen Unterhaltungsbedürfnis mehr als die beiden vorigen Rechnung trägt und in einer besonderen Ehrentafel die Namen der mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Angehörigen dieses Korps veröffentlicht. Da trotz des Stellungskrieges einzelne Truppen mitunter ihre Standorte wechseln, so ist dadurch auch schon die eine oder andere Soldatenzeitung wieder eingegangen, ein paar andere verschwanden, weil nach dem Emporblühen der Liller Kriegszeitung das Bedürfnis für sie erloschen war.

Wesentlich weniger wie im Westen ist im Osten die Soldatenpresse gewachsen, was wohl hauptsächlich auf das fast gänzliche Fehlen der Herstellungsmöglichkeiten zurückzuführen ist, denn die besetzten russischen Gebietsteile weisen nur sehr selten das Vorhandensein einer Druckerei auf, und wenn eine gefunden wird, so verfügt sie nur über die russischen Schriftzeichen, die für eine deutsche Zeitung völlig unbrauchbar sind. Ein paar Zeitungen für die Soldaten des Ostheeres sind aber trotzdem entstanden, soweit sie in deutschen Grenzorten hergestellt, oder wie die „Deutsche Lodzer Zeitung", deren Hauptschriftleiter derzeit Unteroffizier Leonhard Schrickel ist, in einer deutschen Druckerei gedruckt werden können. Diese Zeitung ist ein Spiegelbild der musterhaften deutschen Verwaltung in Polen.

Aus alledem ist zu ersehen, wie die deutschen „Barbaren", wo immer sie sein und weilen mögen, einen Hunger nach Gedrucktem, oder besser, nach Wissen, mitbringen, den zu stillen auch die Soldatenzeitungen zu einem erheblichen Teil berufen sind. Was sie aber vor allem auszeichnet, das ist der Geist der Zukunftshoffnung, der Siegeszuversicht, der in ihnen seine Wohnstätte hat und durch sie hinausgetragen und aufrechterhalten wird. Darum, wenn heute einer die Frage tut, warum Deutschland in diesem ungeheuren Kampfe siegen wird und muß, so geben ihm auch diese Kriegszeitungen Antwort auf solche Frage: Der Geist, der aus diesen Blättern spricht, trägt die Bürgschaft des Sieges in sich, dieser Geist atmet Kraft und Willen zum Sieg; er macht das Heer, das von ihm beseelt ist, unüberwindlich.

Die Mittel des Krieges.

Kriegslazarette für Pferde.

Von **Dr. J. Bergner.** Mit 2 Abbildungen.

Schon zu Friedrichs des Großen Zeiten war es eine bekannte Tatsache, daß ein Krieg neben manchem anderen auch ein gewaltiges Rechenexempel darstellt und daß der am besten daran ist, der genügend Geld hat und zu rechnen versteht. Wie viel mehr trifft das aber zu bei den modernen Kriegen mit ihren in die Millionen gehenden Aufwänden an Menschen und Kriegsmaterial aller Art. Das hat dazu geführt, daß man heute in vielen Dingen sparsamer geworden ist und das, was man selbst besitzt, sowie das, was das Kriegsglück einem in die Hand gibt, mit Sorgfalt behandelt und verwendet. Mit Genugtuung haben wir gerade auch im gegenwärtigen Kriege schon wiederholt gelesen, daß die in den Gefechten und Schlachten erworbene Kriegsbeute an Waffen, Geschützen und Pferden usw. den Bedürfnissen unseres Heeres nutzbar gemacht worden ist. Durch solche Maßnahmen wird das eigene Material ganz erheblich gespart und die Summe der Kriegsausgaben nicht unbeträchtlich gemindert. Aber nicht nur dies allein, sondern auch Wissenschaft und Technik ermöglichen heute in mehr als einer Beziehung eine namhafte Verbilligung der Kriegführung, und das Wort von den durch ihre Mitwirkung geretteten Millionen ist durchaus keine Übertreibung. Ein in dieser Hinsicht besonders wertvolles Kapitel bildet allein schon das Pferd. In weit größerem Maße als der Soldat ist dieses kluge und edle Tier im Kriege Gefahren ausgesetzt. Und wenn auch der treue Kampfgenosse durch die neuzeitlichen Beförderungsmittel immerhin etwas zurückgedrängt worden ist, seinen Beistand im Felde, seinen unerschrockenen Mut, sein anspornendes Draufgehen, das den Reiter mit fortreißt, vermag auch der beste Motor nicht zu ersetzen. Wie manche stille Heldentat hat nicht das Pferd schon vollbracht, ohne daß ihm dafür besondere Anerkennung geworden wäre! Und dennoch ist es in diesem furchtbaren Kriege erheblich besser daran, wie in so manchem früheren. Menschliches Empfinden und ökonomische Rücksicht schlossen einen Bund und machten sich zunutze, was die Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten auch zugunsten der Tiere an Kenntnissen und Fähigkeiten herausgebracht. Das führte dazu, daß in diesem Kriege auch erstmals für die Pferde besondere Lazarette errichtet wurden, in die alle Tiere kommen, bei denen die Hoffnung auf Erhaltung und Heilung einigermaßen begründet ist. Sind nun diese Pferdesammelstellen einesteils ein Segen für die Tiere, so sind sie andererseits auch ein Vorteil für den Staat, denn sie retten ihm ungezählte Millionen. Dies zu beweisen genügt allein schon die Erwähnung, daß jedes kriegsstarke Armeekorps über rund 14000 Pferde verfügt. Vervielfältigt man diese Zahl mit der aller im Felde stehenden Heeresteile, so ergibt sich erst recht, welche Riesensummen hier in Betracht kommen. Vor etwa sechs Jahren wurden während der Manöver des 16. Armeekorps die Pferdehospitäler probeweise eingeführt und es ist gewiß ein treffliches Zeugnis für sie, daß sie jetzt zu einer ständigen Einrichtung geworden sind. Ärzte und Veterinärpersonal haben heute die Genugtuung, fast die Hälfte aller eingelieferten Tiere schon nach kurzer Zeit wieder felddienstfähig an die Front abgeben zu können. Von der anderen Hälfte wird ebenfalls der größere Teil



Photothek Berlin.

Abb. 1. In der Sprechstunde des Veterinärs.

so erfolgreich behandelt, daß er sich für die Dienste in Privatbetrieben noch lange und ausgiebig verwenden läßt.

Eine der ersten Aufgaben bei Einlieferung der vierbeinigen Patienten besteht in der Verhütung gefürchteter Seuchen, deren schrecklichste, weil gleichermaßen gefährlich für Mensch und Tier, die zumeist tödlich verlaufende Rotzkrankheit ist. Der Erreger dieses heimtückischen Feindes ist ein im Nasenausfluß und in den Geschwüren des erkrankten Tieres sich findender Bazillus, der unmittelbar vom Pferd oder durch infiziertes Stallgerät, Streu oder Futter übertragen wird. Schon mancher Forscher fiel dieser Seuche zum Opfer. Nur den energischen Maßnahmen unseres Viehseuchengesetzes ist es überhaupt zu danken, daß diese böse Krankheit nur auf wenige ab und zu aufflackernde Herde an der Ostgrenze beschränkt blieb. In Rußland kommt die Seuche dagegen nie ganz zur Ruhe. Trotzdem blieben unsere Truppen dank der unausgesetzten Vorsorge unserer Tierärzte und dem rastlosen Fortschritt der Wissenschaft auch bei ihrem Vormarsch in russisches Gebiet vor größeren Verlusten ihres Pferdematerials bewahrt. Wir kennen heute Mittel, die den Ausbruch der Krankheit schon im Entstehen erkennen lassen. Zu ihnen gehört das Agglutinationsverfahren. Setzt man nämlich dem Bluteiweiß, dem Serum verdächtiger Tiere, Rotzbazillen zu, so ballen sich diese bei befallenen Pferden zu einem flockigen Bodensatz zusammen. Auch das Mallein, ein aus Kulturen des die Krankheit erregenden Bazillus Mallei gewonnenes Präparat, dient zur raschen Erkennung verseuchter Pferde. Man hat nur nötig, eine dünne Lösung des in Pulverform oder als dicker Sirup in den Handel kommenden Mittels auf die Bindehaut des Pferdeauges aufzutragen, so zeigt sich bei an Rotz erkrankten Tieren schon nach wenigen Stunden eine eitrige Entzündung. Tiere, die diese Erscheinung aufweisen, müssen sofort getötet werden, da eine Heilung völlig ausgeschlossen ist. Eine andere sehr ansteckende Krankheit ist die Brustseuche. Erkältung, Überanstrengung, Massentransporte und andere schädliche Einwirkungen, wie sie im Kriege nun einmal unvermeidlich sind, erhöhen die Empfänglichkeit der Tiere für das unter den Erscheinungen einer Lungen- und Brustfellentzündung verlaufende Übel. Bis zu 15 und mehr Prozent betrugen ehemals die Opfer, die diesem Leiden schon in Friedenszeiten verfielen, und im Kriege stieg ihre Zahl noch beträchtlich höher, da man die erkrankten Pferde meist kurzerhand erschoß. In neuester Zeit ist es nun möglich geworden, bei rechtzeitiger Einlieferung nahezu alle von der Seuche befallenen Tiere zu retten, indem man sie mit Salvarsan behandelt. Einspritzungen mit diesem Mittel lindern die Beschwerden und führen bei entsprechender sonstiger Pflege zur verhältnismäßig raschen Gesundung. Doch nicht nur infektiöse Erkrankungen, auch Verletzungen durch Hieb und Stich, durch Geschosse, Drahthindernisse usw. finden in den Pferdelazaretten des Feldheeres sorgfältige und sachgemäße Behandlung. Wo es irgendwie aussichtsreich ist und Erfolg verspricht, wird auch den verwundeten Pferden alle Wohltat der ärztlichen Kunst zuteil; sie werden ebenso verpflastert und genäht, wie die menschlichen Verwundeten, und es ist oft geradezu rührend mit anzusehen, wie verständnisvoll und schonend man mit den Tieren umgeht, wie man sich bemüht, ihnen die im harten, aufreibenden Felddienst erworbenen Leiden und



Photothek Berlin.

Abb. 2. Der Tierarzt bei der Behandlung eines verwundeten Pferdes.

Schmerzen nach Kräften zu lindern, zumal es mitunter recht „eindrucksvolle Denkzettel" sind, die die Pferde von der Kampffront mitbringen. Drahtrißwunden, Hufleiden, Verletzungen am Widerrist als Folge zu großen Druckes usw. sind die am häufigsten in die Erscheinung tretenden Schäden. So werden beispielsweise Operationen, die sich nötig erweisen, durch Einspritzung von Kokain und Adrenalin — letzteres ein stark zusammenziehend auf die Blutgefäße wirkender Extrakt der Nebenniere — schmerzlos und ohne großen Blutverlust vollzogen. In schwierigeren, aber noch transportfähigen Fällen werden auch die Pferde zur völligen Heilung und Erholung in die Heimat geschickt. Hier, fern der Unrast des Feldgetriebes, warten zahlreiche Tierspitäler der vierbeinigen Helden des Kriegers, und Sorgfalt und Liebe wetteifern auch in diesen Lazaretten. Ein Gang durch diese oft recht mühevollen Arbeitsstätten des Kriegsveterinärs bringen auch dem Laienverständnis die überzeugende Gewißheit bei, welch aufopfernde und wertvolle Tätigkeit entfaltet wird. Ein solcher Besuch zeigt aber auch recht häufig, daß selbst die vierbeinige Kreatur, der diese letzten Endes im Interesse des Staatssäckels geleistete Arbeit zugute kommt, sich ihr, man möchte fast sagen, verständnisinnig fügt. Denn der Arbeitsfreude des Arztes reicht nicht minder die lammfromme Geduld des behandelten Tieres die Hand. Selbst in den vorkommenden Ausnahmen kann der Besucher nur eine Bestätigung der Regel finden. So retten aufopfernde Tätigkeit, wissenschaftliche Kunst und Geduld unserer Veterinäroffiziere draußen im Feld und daheim noch manchem Pferd das Leben, dem man in früherer Zeit höchstens noch den Gnadenstoß gegeben. Und die neuzeitlichen Pferdelazarette, ausgestattet mit allen technischen sanitären Hilfsmitteln, nicht zuletzt aber auch mit wohlgefüllten, im Sinne der Patienten verlockenden Futterkrippen, werden zu einem Segen auch für diese. Aber noch mehr als das; die ständige Überwachung der den Tierärzten unterstellten Pferde sorgt dafür, daß sie und damit auch die Truppe ihre volle Leistungsfähigkeit behalten. So wird also tatsächlich zur Wahrheit das Wort, das von ihrer Tätigkeit als von „geretteten Millionen" spricht.

Vermischtes.

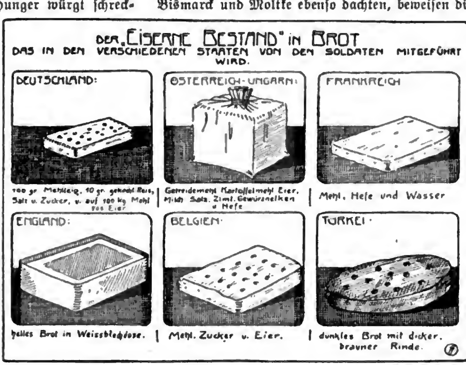
Gute Verpflegung eine Quelle des Sieges. Wie außerordentlich wichtig eine gute Verpflegung immer und zu allen Zeiten für das Heer ist, zeigen einige Aussprüche, die wir in historischer Reihenfolge wiedergeben:

So sagt der römische Feldherr Scipio: „Der Mangel an Proviant rafft oft mehr Leute hin, als die Schlacht, und der Hunger würgt schrecklicher als das Schwert." — Der Florentiner Geschichtsschreiber und Staatsmann Macchiavelli meinte: „Wer nicht für den nötigen Mundvorrat sorgt, ist ohne Schwert besiegt," während der Österreicher Montecuccoli sich äußerte: „Wer leben kann, ohne zu essen, der gehe immerhin ohne Proviantvorkehrung ins Feld. Schrecklicher aber als das Schwert ist der Hunger, und mehr Armeen verzehrt der Mangel als der Kampf."

Aus den Schriften Friedrichs des Großen können wir den Satz entnehmen: „Das Hauptaugenmerk eines Generals muß auf den Unterhalt der Truppen gerichtet sein; daher hat man die Armee mit Körpern verglichen, deren Grundlage der Magen ausmacht."

Von Napoleon I. sind zwei bezeichnende Aussprüche vorhanden: „Der Krieg muß den Krieg ernähren." — »L'art de vaincre, c'est l'art de subsister.«

Gut ist auch, was Radetzky sagt: „Zu einem guten Soldaten gehört ein voller Magen." — Daß Bismarck und Moltke ebenso dachten, beweisen die

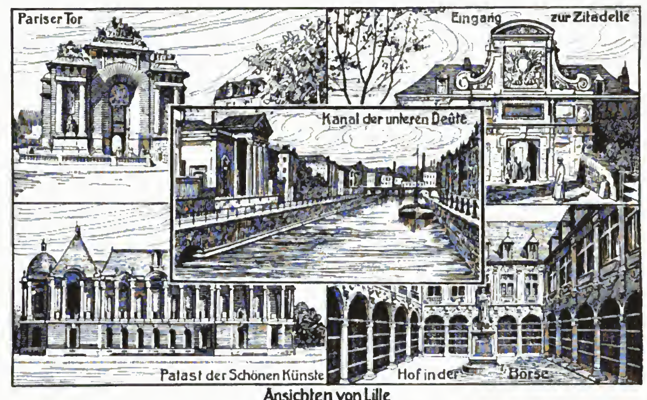


Gez. F. Forster.

Aussprüche: „Nach einem gut eingenommenen Frühstück geht man viel gemütlicher in den Kampf." (Graf Bismarck.)

„Wenn man von einem Menschen die höchsten geistigen und körperlichen Anstrengungen verlangt, so darf er nicht Mangel leiden, und im Felde ist keine Verpflegung so teuer als eine mangelhafte." (Moltke.)

Auf welche Weise der Soldat im Felde sein Essen bekommt, ist erst vor kurzem in diesen Blättern eingehend erörtert worden. Da es aber trotzdem durch besonders widrige Umstände vorkommen kann, daß die regelmäßige Versorgung einzelner Truppenteile mit der täglichen Nahrung auf einige Zeit unmöglich ist, so führt bei den Heeren der militärisch organisierten Staaten jeder Soldat eine sogenannte „eiserne Portion" mit sich, deren er sich nur im dringendsten Notfall bedienen darf. Einige dieser „eisernen Brotbestände" zeigt das umstehende Bild, das ohne weiteres erkennen läßt, daß Form und Zusammensetzung des als Bestand der „eisernen Portion" im Felde mitgeführten Brotes recht verschieden sind. Unsere Abbildung läßt sodann auch Schlüsse zu auf die Fürsorge, die jeder der aufgeführten Staaten für seine Truppen aufwendet, ebenso aber auch auf die Leistungsfähigkeit des einzelnen Soldaten selbst. Der in seiner Nahrung ohnehin verwöhnte Franzose, dem seine Heeresverwaltung für den Notfall nur einen aus Mehl, Hefe und Wasser bereiteten Zwieback bietet, wird nicht eben solche Kraft und Ausdauer beim Ausbleiben des Proviantes zeigen können, wie der deutsche oder österreichisch-ungarische Soldat, die wesentlich nahrhaftere Stoffe als „eisernen Bestand" erhalten. Ist doch sogar der belgische Zwieback im Geschmack und Nährwert noch wesentlich besser als der des französischen Verbündeten. England wieder trägt seinem auf gewissen Komfort Anspruch erhebenden Söldner auch hier Rechnung, indem es ihm gutes, helles Brot in dünnen Blechdosen liefert. Damit verglichen, wirken freilich die dunklen Brotscheiben der anspruchslosen Türken mit ihrer dicken, braunen Rinde nicht gerade verlockend. Sie sättigen aber gut, und dadurch, daß die harte Kruste sorgfältig gekaut werden muß, wird auch der Nährwert voll ausgenützt. Am übelsten von allen Soldaten der kriegführenden Staaten ist wohl der Russe daran, denn dieser bekommt weder Brot noch sonst etwas als eisernen Bestand und muß daher sofort Hunger leiden, wenn die Verpflegungszufuhr einmal versagt. Welche Sorgfalt spricht dagegen aus der Zusammensetzung des Zwiebacks, den unsere Feldgrauen und ihre österreichisch-ungarischen Waffengenossen erhalten. Schon daraus ersieht man, wie hier bis ins kleinste von der Heeresverwaltung vorgesorgt ist.



Ansichten von Lille

Nach Zeichnungen von R. Oeffinger.

Das Elsaß einst ein Hort deutscher Gesinnung. Jahrhunderte lang stand einst das elsässische Volk treu zu Kaiser und Reich. Namentlich die alten Reichsstädte Straßburg, Kolmar, Schlettstadt, Mülhausen, Münster u. a. waren Hüter treudeutscher Gesinnung. Das wußten auch die Kaiser aus sächsisch-fränkischem Hause, die gern im Elsaß weilten. Konrad III., der erste Hohenstaufe, hatte in Hagenau sogar seinen Herzogspalast, den Friedrich der Rotbart zu einer Kaiserpfalz umbaute. Ja seit den Tagen Philipps von Schwaben, Barbarossas jüngstem Sohne, verwalteten die deutschen Könige selbst das Elsaß, das bereits 870 dem Herzogtume Schwaben zugeteilt war. Als dann nach Konradin, des letzten Hohenstaufen, traurigem Ende, der 1268 zu Neapel

enthauptet wurde, Rudolf von Habsburg, der Feldoberst und Landgraf des oberen Elsaß, römischer Kaiser wurde, feierte ihn Straßburg, das er auf seiner Krönungsfahrt nach Aachen besuchte, mit Festen von seltener Pracht und jubelte ihm von Herzen zu. Die Treue des elsässischen Volkes wankte auch nicht, als später unter den Habsburgern ihnen des Reiches Schutz entzogen wurde. Auf sich selbst gestellt, wehrten sie mutig und erfolgreich im Bunde mit den Schweizern den Angriffen von Frankreich und Burgund im 14. und 15. Jahrhundert. Als Kaiser Maximilian I. (1493 bis 1519) sich aber mit den Eidgenossen überwarf, gaben sie zum eigenen Schaden lieber ihre alten Kampfgenossen als ihren Kaiser auf, dem sie treulichen Beistand leisteten. Auch am deutschen Geistesleben nahm das Elsaß im ganzen Mittelalter hervorragenden Anteil. Während Gutenberg in Straßburg die erste Buchdruckerpresse aufstellte, wirkten Männer wie Geiler von Kaisersberg, Wimpheling, Sebastian Brant, Thomas Murner u. a. in Wort und Schrift für den bürgerlichen deutschen Humanismus, der den Boden für die Reformation empfänglich machte. Als Heinrich II. von Frankreich dann 1552 Metz, Toul und Verdun dem Deutschen Reiche entriß und seine Herrschaft bis an den Rhein vorschieben wollte, vereitelte Straßburg, das er vergeblich belagerte, sein Beginnen. Auch in den Drangsalen des Dreißigjährigen Krieges hat das Elsaß stets Treue gehalten, und nur die Ohnmacht des Reiches gestattete Frankreich, sich weiter auszudehnen. Als schließlich 1681 Ludwig XIV. in Straßburg seinen Einzug hielt, stand das ganze Land dem neuen Herrscher durchaus ablehnend gegenüber. Erst die französische Revolution brachte den Umschwung der Gesinnung, und die Franzosenfreunde gelangten nun ans Ruder. Trotz der nun rasch fortschreitenden Verschmelzung mit Frankreich lebte aber die deutsche Sprache in Wissenschaft und Dichtung, im Lied und Gebet, mit alemannischer Beharrlichkeit fort bis zur endgültigen Wiedervereinigung des Landes mit dem Deutschen Reiche.

Englische Spione in Deutsch-Südwest-Afrika. Ein in Kapland lebender Engländer, J. R. O'Connor, hat das Vertrauen der deutschen Behörden in Südwest arg mißbraucht. Unter dem Vorgeben, die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Landes studieren zu wollen, hat er sich bei ihnen eingeschmuggelt und größtes Entgegenkommen gefunden. In der Tat aber kam es ihm darauf an, die militärischen Verhältnisse unserer Kolonie, die Stärke der dortigen Truppen, ihre Verteilung, die Munitionsdepots und Befestigungen auszuspionieren, was ihm auch dank unserer Harmlosigkeit ihm gegenüber trefflich gelungen ist. Jetzt veröffentlicht er bei Maskew Miller in Kapstadt ein Buch, das den geschmackvollen Titel „Die Hunnen in unserem Hinterland" führt, und in dem er sich seiner Schurkerei noch rühmt. Es enthält unter anderem auch eine genaue Karte mit Angabe aller Forts, die dort angelegt sind. Außerdem aber ist ihm die hier reproduzierte vierteilige Karte beigegeben, die unser „Deutsches Reich in Afrika" wiedergibt, natürlich in der Entwicklung, wie sie der Verfasser erwartet: oben links „Was Deutschland besaß", rechts davon „Was Deutschland bereits zu erhalten versuchte", unten in der gleichen Reihenfolge „Was Deutschland erobern zu wollen sich rühmt" und endlich „Was Deutschland schließlich bekommen wird" — nichts. — Beim Betrachten des dritten Kartenbildchens erscheint es dem deutschen Beschauer immer noch recht liebenswürdig von Herrn O'Connor, daß er uns trotz allem soviel Rücksicht zutraut, wenigstens den spanischen und italienischen Kolonialbesitz in Afrika unberührt zu lassen. Im übrigen ist der Wunsch schon oft der Vater alles möglichen Unsinns gewesen. R.



Deutschlands afrikanisches Kaiserreich.
1. Was Deutschland vor dem Kriege besaß. 2. Was Deutschland bereits zu erhalten versuchte. 3. Was Deutschland erobern will. 4. Was Deutschland schließlich erhalten wird.

Erstaunliche Leistungen von Sanitätshunden. Während der Winterschlacht in Masuren hat eine Schäferhündin an einem einzigen Vormittag 31 verwundete Soldaten unter der Schneedecke gefunden, die sonst elend ums Leben gekommen wären. — Unerreicht dürfte dastehen die Leistung

der leider durch eine russische Kugel getöteten Dobermannhündin „Hilda“, die nach einer einzigen Schlacht mehr als 100 Verwundete in dem zerklüfteten Gelände auffand und vom sicheren Tode rettete. — Manche Hundeführer haben mit ihren Kriegshunden auch glänzende Erfolge erzielt bei der Ausfindigmachung von Schlachtfeldhyänen oder von versteckten geflüchteten Russen. — Neuerdings sind bei uns auch manche Kriegshunde zu Mehlhunden geworden, indem sie solche Bauern, die Mehlvorräte versteckt halten, überführen. Die Abrichtung zum Auffinden von Mehl gelingt, wie man sich denken kann, sehr rasch, und auch das beste Versteck schützt da nicht vor der feinen Hundenase.



Wozu sich denn ärgern?

Dieses im Februar von einer amerikanischen Zeitung gebrachte Bild illustriert trefflich die verschiedene Auffassung, die man über den Flaggenmißbrauch, den sich England u. a. auch mit dem Sternenbanner erlaubte, in den beiden beteiligten Ländern hatte. Während man darob sich in Amerika gründlich ärgerte, erklärte England mit dem harmlos freundlichsten Gesicht: Wozu sich denn ärgern? Die Benützung einer fremden Flagge ist nach altem englischen Gesetz doch mein gutes Recht!

Vögel im Granatfeuer. Bei den Kämpfen um das elsässische Städtchen Markirch, das mitten im Granatfeuer zwischen den beiderseits auf den beherrschenden Höhenzügen aufgestellten französischen und deutschen Geschützen lag, hatte ein Mitarbeiter des Kosmos-Handweiser (Stuttgart) Gelegenheit, das Verhalten eines Bussardpaares genau zu beobachten. Das Feuer hatte gerade einige Stunden geschwiegen, aber eben, als die ruhig ihre Kreise ziehenden Bussarde in die Geschoßbahn gelangten, wurde es wieder aufgenommen. Beide Vögel machten einen scharfen Ruck aus ihrer Bahn und schraubten dann durch Flügelschläge ihre Kreise rasch höher. Bei jedem neuen Schusse wiederholte sich dieses Schauspiel, wurde aber allmählich schwächer. Am nächsten Tage überflogen die Bussarde fast zu gleicher Zeit die nämliche Stelle und verhielten sich ganz ähnlich. Das ging eine ganze Zeit so fort, und da die Vögel nie getroffen wurden, gewöhnten sie sich allmählich an die Erscheinung und kümmerten sich schließlich überhaupt nicht mehr darum. Schwalben und Krähen folgten auch von Anfang an beim heftigsten Geschützfeuer ruhig ihrer gewohnten Bahn. Für sie war das nur Geräusch, wenn auch in dieser Höhe doppelt so stark, als wir es unten vernehmen. Alle diese Vögel hatten bald herausgefunden, daß die Sache nicht ihnen galt. Man wird dabei unwillkürlich an das Verhalten des Wildes auf den Militärschießständen erinnert. Wie oft sieht man Fasanen, Rehe und Hasen während des Schießens ruhig den Scheibenstand überwechseln.

Der Fernhörer als Hilfsmittel der Kriegschirurgie. J. M. Davidson, einer der bekanntesten englischen Chirurgen, hat kürzlich im „British Medical Journal“ einen Artikel über die Lokalisation von Geschossen und Geschoßsplittern im Körper von Verwundeten veröffentlicht, der u. a. Angaben über ein sehr interessantes neues Verfahren zur Aufsuchung solcher Fremdkörper, zur Ermittlung ihres Abstandes von der Körperoberfläche und zur Feststellung ihrer Beziehungen zu den umliegenden Geweben enthält. Nach Davidsons Beschreibung wird das Verfahren folgendermaßen ausgeübt: Man verbindet einen der beiden Zuführungsdrähte eines Fernhörers mit einem Platinplättchen, den zweiten mit einem feinen Silberdraht, der leitend an ein Sondierinstrument angeschlossen wird. Dann legt man das Platinplättchen in der Nähe der Wunde auf die mit Salzwasser angefeuchtete Haut des Kranken und führt die Sonde vorsichtig in den Wundkanal ein. Sobald sie das Geschoß berührt, ertönt im Fernhörer, den der Arzt umschnallt, ein deutliches, scharfes Knacken, das darauf zurückzuführen ist, daß sich der Widerstand des Stromkreises im Augenblick der Berührung von Sonde und Geschoß stark vermindert, so daß die Stromstärke steigt. Man kann sich von der Wirksamkeit des Verfahrens leicht selbst überzeugen, wenn man eine dicke Kartoffel nimmt, einen Drahtstift oder sonst ein Stück Metall hineintreibt, eine beliebige Stelle der Schale mit Salzwasser anfeuchtet, hier das mit dem Fernhörer leitend verbundene Platinplättchen auflegt und nun mit einem an den zweiten Zuführungsdraht zum Fernhörer angeschlossenen spitzen Messer nach dem „Geschoß“ sucht. Sobald die Messerklinge den Nagel berührt, wird man ein scharfes Knacken im Fernhörer vernehmen. Erwähnt sei, daß ein leises Knacken bereits ertönt, sobald die Messerspitze in die Kartoffel eindringt. Dieses Geräusch zeigt jedoch lediglich den Stromschluß an, hat also mit dem „Geschoß“ nichts zu tun. H. G.

Was schon Tacitus sagt. Ohne Vergrößerungssucht, ohne Übermut, ruhig und still abgeschlossen, reizen die Germanen kein fremdes Volk zum Kriege und bedrängen auch keines mit Plünderung und Raub und das ist gerade der höchste Beweis ihrer Trefflichkeit und Macht, daß sie ihr Übergewicht nicht der Gewalttat verdanken. Dennoch sind sie alle schlagfertig.

„Der Krieg ist seiner Natur nach so alt, wie die Welt, und wird mit ihr erst untergehen; denn keine Subjektivität erhält sich neben anderen ohne Reibung und wo dabei gefälliges Ausweichen fehlt, erfolgt gewaltsames Vordringen." Aster.

Chronik des Krieges

vom 11. bis 18. Mai 1915.

11. Mai. Die Deutschen erobern eine wichtige Höhe östlich von Ypern und halten Dünkirchen erneut unter schwerem Artilleriefeuer. — Die französisch-englische Offensive zwischen Lille und Arras scheitert auf allen Punkten unter schweren Verlusten und vermag nur die zwischen Carency und Neuville erkämpften Gräben zu behaupten. — Auch ein Versuch der Franzosen zur Rückeroberung des Hartmannsweilerkopfes bleibt vergeblich. — Vernichtung eines russischen Bataillons an der Bzura. — In Galizien schreitet die Verfolgung der geschlagenen Russen unablässig fort. Rzeszow wird von den k. und k. Truppen besetzt, die nunmehr auch im Ostabschnitt der Karpathen zum Angriff übergehen. Dagegen setzt im südöstlichsten Galizien eine starke russische Offensive ein und zwingt die Österreicher zur Aufgabe des Brückenkopfes von Zaleszczyki. — In Polen überschreiten die Österreicher und Ungarn siegreich die Nida. — Eine russische Flotte beschießt den Eingang des Bosporus und wird durch türkische Schiffe verjagt.

12. Mai. Östlich Ypern geht den Engländern ein weiterer Stützpunkt verloren. — Die Franzosen können ihren Erfolg nördlich Arras durch Wegnahme der Dörfer Carency und Ablain vervollständigen, wobei einige deutsche Geschütze verloren gehen. Dagegen scheitern die französischen Angriffe bei Neuville, Berry au Bac, sowie zwischen Maas und Mosel. — In Galizien nähern sich die verbündeten Armeen dem San und der Festung Przemysl. Ihre Gesamtbeute aus der dortigen Schlacht und der anschließenden Verfolgung beziffert sich auf über 144000 Gefangene, gegen 100 Geschütze und 350 Maschinengewehre. — In den Ostkarpathen erkämpfen die Verbündeten die Höhen des oberen Stryj und machen dabei 4000 Gefangene. — In Südostgalizien arbeitet sich die russische Offensive über den Dnjestr bis Horodenka vor. — In Polen wird Kielce von den Deutschen erobert. — Die Türken erzielen in den Dardanellen und im Kaukasus weitere Vorteile.

13. Mai. Vergebliche Gegenangriffe der Engländer bei Ypern. — Die französisch-englische Offensive südwestlich Lille und nördlich Arras vermag nicht weiter zu kommen. Ebenso holen sich die Franzosen im Priesterwald wieder blutige Köpfe, desgleichen die Russen westlich Prasznysz. — Der Rückzug der Russen überträgt sich nun auch auf ihre Stellungen an der Pilica. Dagegen arbeitet sich ihre Offensive in Südostgalizien bis in die Linie Obertyn-Sniatyn-Mahala vor. — In Mittelgalizien Nachhutsgefechte. — In den Dardanellen wird das englische Linienschiff „Goliath" durch einen türkischen Torpedobootszerstörer vernichtet.

14. Mai. Weitere deutsche Fortschritte bei Ypern, Ailly, Flirey und im Priesterwald. — Abflauen der französisch-englischen Offensive zwischen Lille und Arras. — Nach mehrtägigen Kämpfen ist der russische Vormarsch bei Szawle, der einige Teilerfolge errungen und uns drei Geschütze gekostet hatte, zum Stehen gebracht worden. — In Galizien erreichen die Verbündeten den San. Die Deutschen erstürmen den Brückenkopf von Jaroslau. — Die Österreicher weisen russische Angriffe auf Kolomea blutig ab.

15. Mai. Feindliche Angriffe setzen nördlich Ypern ein, verlaufen aber ebenso ergebnislos, wie englische Vorstöße bei Neuve Chapelle und französische auf der Lorettohöhe und bei Souchez. Dagegen machen die Deutschen im Argonnenwalde Fortschritte. — Bei Szawle gewinnen die Deutschen die Oberhand über die Russen, während sie an der Dubissa eine Schlappe erleiden und dabei zwei Geschütze einbüßen. — Die Österreicher und Ungarn ziehen in Sambor ein, nachdem sie eine russische Nachhut zersprengt und ihr sieben Geschütze und über 1000 Gefangene abgenommen haben. Nördlich Kolomea erringen sie weitere Vorteile. — Deutsche Unterseeboote im Mittelmeer.

16. Mai. Nördlich Ypern müssen die deutschen Vorstellungen auf dem westlichen Kanalufer geräumt werden. Anderwärts hat die feindliche Offensive an der Westfront nirgends Erfolg. — Angriff deutscher Luftschiffe auf Dover und Calais. — Russische Vorstöße nördlich und südlich des Njemen scheitern. — In Südpolen und Galizien gewinnen die Verbündeten weiter Raum. Bei der Einnahme von Drohobyck machen sie 5100 Gefangene. — Auf Gallipoli schlagen die Türken einen feindlichen Vorstoß zurück und bringen auch der englischen Flotte neue Verluste bei. — Unruhen in Portugal.

17. Mai. Englische Vorstöße bei Neuve Chapelle und französische an der Lorettohöhe und im Priesterwald werden abgeschlagen. — An der Dubissa und südlich des Njemen entwickeln sich neue Kämpfe gegen die Russen. — Der Übergang über den San wird an mehreren Stellen von den Verbündeten erkämpft.

18. Mai. Alle feindlichen Teilangriffe gegen die deutsche Westfront prallen ab. — Am San versuchen die Russen vergeblich, den Vormarsch der Verbündeten durch Gegenstöße aufzuhalten. Diese erobern vielmehr Sieniowa, machen 7000 Gefangene und erbeuten 8 Geschütze. — Einschließung und Beschießung von Przemysl. — Auch bei Stryj kommen die Österreicher und Ungarn vorwärts. — Gefechte in der Lysagora. — Drohendes Eingreifen Italiens in den Weltkrieg.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Fall von Przemysl.

Von **Dr. Kurt Floericke**. Mit 7 Abbildungen.

Gerade einen Monat lang ist Przemysl (der Name bedeutet so viel wie „Der Denker" und wird zurückgeführt auf jenen scharfsinnigen Bauersmann, den die sagenhafte Böhmenfürstin Libussa seiner Klugheit wegen zum Herzog und später zu ihrem Gatten machte) nach der ruhmvollen und für die Russen so verlustreichen ersten Belagerung freigeblieben vom Feinde. Die siegreiche Entsatzarmee des tüchtigen Generals Boröwitsch war jubelnd durch die befreite Festung gezogen, hatte dann aber schon einen Tagemarsch weiter östlich wieder zähesten Widerstand gefunden, wo sich die Russen unter Heranziehung von Verstärkungen auf den heißumstrittenen Höhen von Medyka eingegraben und auch ihr schweres Belagerungsgeschütz in Stellung gebracht hatten. Die österreichisch-ungarische Offensive kam hier ins Stocken, man konnte in dem langwierigen und aufreibenden Schützengraben- und Sappenkampf nicht recht vorwärts kommen. In Przemysl aber klirrten fast ununterbrochen die Fensterscheiben von dem gröhlenden Kanonendonner, lange Züge von Verwundeten kamen herein und erinnerten nur zu deutlich daran, daß die Festung noch immer unmittelbar hinter der Kampffront lag, gewissermaßen deren Reservestellung bildete. Überhaupt war die vierwöchige Pause in der Belagerung durchaus keine Zeit der Ruhe und Erholung, vielmehr eine solche unausgesetzter Tätigkeit und anstrengender Arbeit. Waren die Beschädigungen, die die Werke durch die stürmischen Angriffe Dimitriews erlitten hatten, an sich auch nur geringfügig, so mußten sie doch so rasch als möglich ausgebessert werden, die Zwischenfelder wurden besser ausgebaut, und es entstanden auch an solchen Stellen, wo die Forts der Stadt zu nahe lagen, so namentlich auf der schwächer befestigten West- und teilweise auch auf der Nordfront, eine ganze Reihe weiterer und völlig neuer Erdwerke, die den Radius der Befestigungen nicht unbeträchtlich erweiterten und die Verteidigungsfähigkeit des Platzes wesentlich erhöhten. Außerdem war das bei Medyka kämpfende Heer, dem sein Nachschub wegen der schlechten Wege- und Witterungsverhältnisse nicht rasch genug folgen konnte, ständig mit Schießbedarf und Nahrungsmitteln zu versehen, waren die vielen überflüssigen Mitesser aus der Bevölkerung, den Lazaretten, Krankenhäusern und Gefängnissen abzuschieben, die geschwächten Mannschaftsbestände aufzufüllen, namentlich aber auch die schon stark mitgenommenen eigenen Vorräte an Munition und Proviant wieder zu ergänzen, zumal sie fortwährend von durchmarschierenden Truppen in Anspruch genommen wurden. Aber gerade das bot die größten Schwierigkeiten. Von den beiden Przemysl berührenden Bahnen lag die nördliche San-Linie noch immer unter dem russischen Artilleriefeuer, wurde überhaupt nur für ganz wenige Tage frei und während dieser durch Verwundetenzüge fast vollständig mit Beschlag belegt; nur etwas Munition und Sprengmittel konnten auf diesem Wege hereingeschafft werden. Die südliche Bahnlinie aber war eine wenig leistungsfähige Gebirgsbahn und teilweise von den Russen zerstört; erst am 25. Oktober konnte der Betrieb aufgenommen, und am 3. November mußte er schon wieder eingestellt werden. Daß in dieser kurzen Zeit bei der starken anderweitigen Belastung der Bahn nicht allzuviel Lebensmittel nach Przemysl geschafft werden konnten, liegt auf der Hand. Gleiches gilt von den auf dem Marsche befindlichen Wagenkolonnen. Sind ga-



Ulanen-Patrouille in Feindesland.

Nach einem Gemälde von P. Casberg.



Phot. C. Seebald, Wien.

Abb. 1. Die heldenmütigen Verteidiger von Przemysl.
Der Festungskommandant General Hermann Kusmanek v. Burgneustätten (+) inmitten seines Stabes.

lizische Landstraßen schon unter gewöhnlichen Verhältnissen und bei gutem Wetter keine idealen Fahrwege, so waren jetzt hier je zweimal große russische und österreichisch-ungarische Heere mit all ihrem ungeheuren Troß über sie hinweggegangen, und nunmehr hatten die Herbstregen das aufgewühlte und zerstampfte Erdreich vollends in ein unergründliches Kotmeer verwandelt, in dem die Wagen bis zu den Achsen versanken und die wenigen besseren Strecken ständig von marschierenden Truppen und langen Wagenzügen verstopft waren. Als dann im Anschluß an das Ausweichen Hindenburgs nach der Warthe die Österreicher und Ungarn die bisher tapfer behauptete San-Stellung aufgaben und auf Krakau zurückgingen, mußte auch die Armee Boröwitsch, wenn man sie nicht vereinzelt den Angriffen der russischen Übermacht aussetzen wollte, durch Przemysl hindurch, wo sie zahlreiche Kranke und Marschunfähige zurückließ und die Besatzung durch eine Landwehrbrigade verstärkte, in die westlichen Karpathenpässe zurückgenommen werden. Bereits am 5. November zeigten sich die Russen wieder vor den östlichen und nördlichen Werken, und am 11. war die zweite Einschließung Przemysls vollendet. Von diesem Tage an war die Festung wieder sich selbst und der bewährten Tapferkeit ihrer Verteidiger überlassen, war und blieb ausgeschaltet aus der strategischen Gesamtstellung, stand nur noch wie eine trotzige Felseninsel inmitten der ganz Galizien überschwemmenden Russenflut.

Wie aus unserem Kärtchen ersichtlich ist, sind die Befestigungen von Przemysl namentlich auf der Nord- und Ostseite ausgebaut, weil ja aus diesen Richtungen immer der erste und gefährlichste Angriff von russischer Seite kommen mußte. Die Stärke der Werke selbst und ihrer artilleristischen Ausstattung ist von der Tagespresse während der ersten Belagerung und zu Beginn der zweiten in den Himmel gehoben, nach dem Falle Przemysls aber absichtlich verkleinert worden — beides aus sehr leicht begreiflichen Gründen. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Gewiß hat es Jahre gegeben, in denen die während des Krimkriegs gegründete und dann in der Zeit, in der sich nach dem russisch-türkischen Kriege der politische Horizont verfinstert hatte, stärker ausgebaute Festung aus Gründen falscher Sparsamkeit sträflich vernachlässigt wurde. Aber mit dem Jahre 1896 hatte dann doch als Folge der großen Umwälzungen im Festungswesen notgedrungen ein Abschnitt der Modernisierung und regster Bautätigkeit eingesetzt. Man war bestrebt, in geschickter Ausnützung der natürlichen Verteidi-

gungsstellungen möglichst viele kleinere Werke und Stützpunkte zu schaffen, so daß die Stadt selbst wie jede neuzeitliche Festung von weiten Kränzen gepanzerter, aber wenig umfangreicher Forts umgeben ist, deren jedes nur ein paar hundert Mann beherbergt. Przemysl hat wie Antwerpen eine innere und eine äußere Verteidigungslinie. Jene besteht aus einer Reihe von durch Erdwälle miteinander verbundenen Werken, die in neuerer Zeit stark ausgebaut wurden, und einen Umfang von 12 km haben, 6 auf jedem Ufer des San. Die äußere Linie setzt sich auf einem Radius von 6 km zusammen aus selbständigen Forts (12—13 am linken, 6 am rechten Sanufer) mit eingeschobenen Zwischenwerken und Batterien, die so dicht beisammenliegen, daß die verbleibenden Lücken nie mehr als 1 km betragen. Dieser Außengürtel hat einen Umfang von mehr als 40 km, der vor Beginn der zweiten Belagerung noch durch die neuangelegten Werke beträchtlich erweitert worden war. Schon zu seiner bloßen Einschließung ist ein feindliches Heer von mindestens 80000 Mann nötig, zu seiner regelrechten Belagerung sehr viel mehr. Uneinnehmbar war Przemysl gewiß nicht, wohl aber eine sehr starke Festung, vielleicht die stärkste der Donaumonarchie. Ihre Aufgabe, einem eindringenden Gegner die Bahnlinien nach Westgalizien und den Karpathen zu sperren, und möglichst viele seiner Kräfte zu binden, war sie während der glänzenden ersten Verteidigung im höchsten Maße gerecht geworden und hatte überdies der ohne genügende artilleristische Vorbereitung zum Sturme angesetzten Armee Dimitriews einen ganz gehörigen Aderlaß verabfolgt. Die strategische Bedeutung Przemysls war während der ersten Kriegsmonate überhaupt sehr groß. Nach den Lemberger Schlachten diente es der weichenden österreichisch-ungarischen Armee als Deckung, unter deren Schutze sich diese in kürzester Frist erholen und neu formieren konnte, und bei den späteren Kämpfen bildete es einen äußerst wertvollen, nicht zu überrennenden Stützpunkt des rechten österreichisch-ungarischen Flügels. Freilich ist gerade diese Lage in der Kampffront selbst der Festung schließlich verderblich geworden und hat ihre Widerstandsdauer zweifellos abgekürzt. Je länger dann die zweite Einschließung dauerte, um so tiefer sank Przemysls strategischer Wert. Zwar saß es den Russen als Pfahl lästig genug im Fleische, aber seine Bedeutung als Eisenbahnsperre verlor es völlig, da die Russen Zeit genug behielten, eine außerhalb des Schutzbereichs der Forts verlaufende Umgehungsbahn anzulegen. Völlig von der Außenwelt abgeschnitten und weit von der nunmehrigen Kampffront abgelegen, vermochte Przemysl kaum noch irgendwie in den Gang der Kriegsereignisse einzugreifen, und auch die durch die Festung gebundenen feindlichen Streitkräfte erreichten infolge der veränderten russischen Taktik bei weitem nicht mehr die Höhe wie bei der ersten Belagerung. Die Russen haben vielmehr diesmal gegen Przemysl nur sechs Divisionen angesetzt, und auch von diesen konnten, nachdem der Einschließungsgürtel vollendet und genügend befestigt war, zwei wieder weggenommen und durch Reichswehr ersetzt werden. Auch die bunt zusammengewürfelte und zum Teil aus alten Schiffsgeschützen bestehende Belagerungsartillerie der Russen, die vielfach mit Schwarzpulver feuerte, war nicht sonderlich furchtbar; erst kurz vor dem Fall Przemysls brachten sie wieder neuzeitliche schwere Geschütze gegen die Forts in Stellung. So war die Behauptung Przemysls schließlich mehr Ehrensache geworden. So bedeutungslos, wie es von der Tages-

Abb. 2. Die österreich-ungar. Festung Przemysl mit ihrem ausgedehnten Fortring.

presse nach dem Fall hingestellt wurde, war sie aber auch in strategischer Beziehung keineswegs, denn sie erschwerte doch bis zuletzt ganz erheblich das geplante Vordringen der Russen durch die Karpathenpässe nach Oberungarn sowie die Besetzung Westgaliziens, da beide Unternehmungen mit einer so starken feindlichen Festung im Rücken reichlich gewagt erscheinen mußten. Przemysl spielte in dieser Beziehung eine ähnliche Rolle wie seinerzeit Mantua für Bonaparte. Daß man dies auch bei der österreichischen Heeresleitung vollauf würdigte, der doch auch das in Przemysl aufgehäufte Kriegsmaterial von mehr als tausend, wenn auch zum Teil veralteten Geschützen u. dgl. und das Schicksal der heldenmütigen Besatzung unmöglich gleichgültig sein konnte, das beweisen die wiederholt über die Karpathen hinweg gemachten Versuche zum Entsatze der Festung. Leider blieben sie ohne Erfolg, und auch in dieser Beziehung hat wieder das ausnehmend ungünstige Wetter eine für die Geschicke Przemysls geradezu verhängnisvolle Rolle gespielt. Nach dem glänzenden Siege von Limanowa konnten sich die österreichisch-ungarischen Entsatztruppen von Südwesten her bis auf kurze Entfernung nähern, als plötzlich furchtbare Schneestürme einsetzten und jedes weitere Vorwärtsdringen auf der galizischen Seite der Karpathen unmöglich machten. Die Russen gewannen dadurch Zeit, neue Verstärkungen aus Polen heranzuziehen und zur Gegenoffensive überzugehen. War dieser auch ein durchgreifender Erfolg nicht beschieden, so gelang es der Übermacht doch, den Gegner wieder in die Pässe zurückzudrängen und hier festzuhalten. Wie hoffnungsvoll und sehnsüchtig mögen damals die tapferen Verteidiger Przemysls dem sich nähernden Kanonendonner gelauscht haben, mit wie schmerzlicher Bewegung, als er sich allmählich wieder entfernte und schließlich völlig verstummte! Aber zu beugen vermochte auch diese bittere Enttäuschung ihre heldenmütige Ausdauer nicht. Noch einmal schien die Stunde der Befreiung zu schlagen, als im Februar nach den Erfolgen von Jakobeny und Kirlibaba die k. u. k. Truppen im Fluge die Bukowina säuberten, Kolomea besetzten und gegen Stanislau vordrangen. Aber wiederum brach ein Nachwinter mit ungewöhnlich starken Schneefällen herein und machte im Verein mit abermals eintreffenden russischen Verstärkungen alle Hoffnungen der bereits argen Mangel leidenden Festungsbesatzung zunichte. Und vorher war es das regnerische, alle Wege verderbende Herbstwetter gewesen, das eine rechtzeitige Verproviantierung Przemysls ver-



Abb. 3. Vor Przemysl. Einer der drei österreich-ungar. Ballons wird zur Ausführung eines Erkundungsaufstiegs vorbereitet. (Diese Ballons wurden bekanntlich beim Aufstieg vor der Übergabe der Festung nach Rußland abgetrieben, wo die Insassen gefangen genommen wurden.

eitelt hatte. So schienen sich die Elemente selbst zum Untergang der Heldenfestung verschworen zu haben.

Kommandant der Festung war nach wie vor der inzwischen zum General der Infanterie beförderte Ritter Hermann Rudolf v. Kusmanek (geb. 1860, früher Chef des Präsidialbureaus des Kriegsministeriums, dann Divisionär in Laibach, Verfasser eines Werkes über den Sanitätsdienst im Felde) geblieben. Rein äußerlich hat dieser tapfere und zähe Soldat so gar nichts von dem legendären Helden der Kriegsgeschichte an sich, sondern der bewegliche und hagere General mit der nachlässigen Körperhaltung, dem weitausgezogenen Schnurrbart und der glänzenden Perrücke, die widerspenstig nie an ihrem Platz sitzen bleiben will, stellt sich dar als der gemütliche österreichische Offizier, als der waschechte, freundliche Wiener, voll unzerstörbarer innerer Fröhlichkeit, in dessen Sprache alle österreichischen Dialekte mitzuschwingen scheinen. Unter Kusmanek befehligte Feldmarschalleutnant v. Tamassy (früher Sektionschef im Budapester Honved- und dann im Wiener Kriegsministerium) die Honveddivision und leitete persönlich all die zahlreichen Ausfälle. Diese Werschetzer Honveddivision (Nr. 23) bildete den Kern der Besatzung, die außerdem aus ostgalizischer Landwehr, galizischem, oberungarischem und niederösterreichischem Landsturm, Wiener und ungarischer Festungsartillerie, Tiroler Scharfschützen, einem Husarenregiment und zahlreichen technischen Truppen bestand. So waren fast alle Völkerschaften des weiten Reiches an der ruhmreichen Verteidigung beteiligt, und vielfach befanden sich gereifte Männer mit schon ergrauenden Bärten unter ihnen. Tiroler hielten die Werke der Südseite, Magyaren die der Westfront, Polen und Ruthenen schirmten den Norden, und Niederösterreicher standen in den östlichen Forts. Sie alle aber durchwehte etwas von dem spartanischen Geiste Galgoczys, eines der glänzendsten Soldaten und der merkwürdigsten Originale der k. u. k. Armee, der lange Jahre hindurch in Przemysl als Korpskommandant sein gefürchtetes Regiment mit eiserner Strenge geführt hatte, trotzdem vergöttert von seinen Soldaten. Die Verteidigung wurde zunächst wiederum höchst aktiv geführt, und man suchte durch häufige, weit ausholende Ausfälle die Russen in achtungsvoller Entfernung von den Werken zu halten. Das gelang auch. Meist gingen die Ausfälle in südwestlicher Richtung, weil man hier am ehesten hoffen durfte, Hand in Hand mit den ersehnten Entsatzversuchen zu arbeiten, aber auch auf den anderen Seiten war man rührig genug. Schon am 14. November warf ein schneidiger Ausfall auf der Nordseite den Feind bis auf die Höhen von Rokietnica zurück, wobei die Honveds selbst nur ganz geringe Verluste erlitten. Weniger glücklich verlief ein Ausfall am 17., der auf weit überlegene Kräfte stieß, aber am 20. gelang es, starken russischen Truppenmassen, die sich an die Werke der Südseite heranzuarbeiten versuchten, eine empfindliche Niederlage und schwere Verluste beizubringen, und schon am 23. wurde ein ähnlicher Erfolg auch auf der Südwestseite erzielt, so daß sich hier die Russen seitdem vorsichtig außerhalb des Geschützbereichs der Festung hielten. Der größte Ausfall, den Feldmarschalleutnant v. Tomassy am 12. Dezember mit 6 Honved-, 2 Landwehr-, 1 Husarenregiment und zahlreicher Artillerie unternahm, zielte ebenfalls nach Südwesten und hatte den Zweck, womöglich die Verbindung mit den nach der Schlacht von Limanowa aus den Karpathen heranrückenden Entsatztruppen herzustellen. Währenddem blieben in den Werken der Nordseite nur ganz wenige Truppen zurück, die trotzdem einen wütenden russischen Ansturm erfolgreich zurückschlugen. Die Ausfallkolonne erfocht am 12. einen vollständigen Sieg, erbeutete 18 Maschinengewehre und schickte die fast unerwünscht hohe Zahl von 700 Gefangenen nach den Kasematten der Festung zurück. In den folgenden Tagen vermochte sie sich 15 km weiter bis Bircza, halbwegs Sanok, vorzuarbeiten und stand schon im Begriff, der ihr von Lisko her entgegenrückenden Division Trautwald die Hand zu reichen, als die Russen noch rechtzeitig sehr starke Streitkräfte als unüberwindlichen Keil dazwischenschoben. So mußte am 18. bei tiefem Schnee unverrichteter Sache der Rückmarsch angetreten werden. Von da ab erlahmten die Ausfälle, weil die Truppenbestände durch Krankheiten und Entbehrungen rasch gelichtet wurden und die noch felddienstfähigen Soldaten durch ungenügende Ernährung so entkräftet waren, daß man ihnen keine außergewöhnlichen Anstrengungen mehr zumuten durfte, sondern dies für den äußersten Notfall aufsparen mußte. Doch wagten auch die Russen keine entscheidenden Angriffe, und so blieb es bis auf gelegentliche Kanonaden wochenlang ziemlich ruhig vor Przemysl. Durch die üblen Erfahrungen der ersten Belagerung gewitzigt, waren die Russen überhaupt völlig von der wahnwitzigen Sturmtaktik Dimitriews



Abb. 4. Tiroler Scharfschützen verteidigen eine vorgeschobene Stellung von Przemyśl gegen anstürmende Russen. Nach einer Zeichnung von Fritz Bergen.

abgekommen und befleißigten sich diesmal einer ganz anderen Art der Kriegsführung. Sie begnügten sich nämlich mit einer bloßen Einschließung und zogen deren Linien so weit, daß ihnen die Festungsgeschütze wenig anhaben konnten. Um so stärker befestigten sie aber nach und nach diese Linien, schufen so eine Festung gegen die Festung und machten so schließlich jeden Durchbruchsversuch zu einem aussichtslosen Unternehmen, zumal ihnen angelegte Feldbahnen erlaubten, rasch genügende Verstärkungen nach jedem beliebigen Punkte zu werfen. So wurde der klassische Meister antiker Kriegskunst, der große Julius Caesar, dessen Bellum gallicum heute wieder zu einem der aktuellsten Bücher geworden ist, von den Riesenheeren der Gegenwart nachgeahmt, und an der Aisne sowohl wie vor Przemyśl wiederholte sich, was er dereinst vor fast zwei Jahrtausenden bei Alesia und Dyrrhachium in großzügigster Weise vorgeführt hatte. Nur ganz allmählich schoben sich die Russen etwas weiter vor, aber wo immer sie festen Fuß faßten, gruben sie sich tief ein, legten Drahtverhaue und sturmfreie Befestigungen an. Auch sie hatten anfangs unter dem abscheulichen Wetter, den trostlosen Wegeverhältnissen und ungenügender Verpflegung schwer zu leiden, aber nachdem sie ihre Umgehungsbahn vollendet hatten, wurde es rasch besser, und je schlechter es den hart bedrängten Verteidigern ging, um so wohler ihnen. Sie waren durch ihre Kundschafter offenbar genau über die kläglichen Proviantverhältnisse in der Festung unterrichtet, wußten, daß ihnen diese in absehbarer Zeit ohne eigenes Zutun als reife Frucht in den Schoß fallen mußte, aber die Heeresleitung ließ davon nach außen nichts merken, denn der Fall Przemyśls sollte der Mitwelt, insbesondere den zögernden Neutralen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel kommen und dadurch um so großartiger wirken. Zu gewaltsamen Angriffen verstiegen sich die Russen nur selten, nachdem sie sich Mitte Dezember bei dem Sturm auf die schwachbesetzte Nordfront wiederum blutige Köpfe geholt hatten. Allerdings vermochten sie sich noch im gleichen Monat des Stützpunktes Na Gorach zu bemächtigen, aber das war und blieb auch der ein-

zige greifbare Erfolg, den sie mit den Waffen während der ganzen 4½monatigen Belagerung erzielten, die genau so viel Wochen gedauert hat, wie die erste Tage. So oft die Russen versuchten, sich auf den näher der Stadt gelegenen Höhenrücken festzusetzen, wurden sie sofort von den benachbarten Werken unter flankierendes Schrapnell- und Granatenfeuer genommen und mußten jedesmal schleunigst wieder zurück, ohne daß es erst zu Infanteriekämpfen gekommen wäre. In der Annahme, daß nun die Verteidiger die Stellung besetzt hätten, überschüttete die russische Artillerie sie dann regelmäßig mit einem Hagel von Geschossen, bis sie dahinterkam, daß die k. u. k. Truppen gar nicht gefolgt waren. Mit solchen belanglosen Scharmützeln verstrich viel kostbare Zeit. Ein Anfang März von den Russen unternommener Angriff auf das vorgeschobene Werk Pod Mazurami mißlang völlig. Es wurde hier wütend gekämpft, und schließlich drangen etwa 260 Russen in das Werk ein. Da erschien im rechten Augenblick Major Tabody mit einem frischen Honvedbataillon und forderte die eingekeilten Russen zur Übergabe auf. Als diese abgelehnt wurde, stürmten die Honveds wiederum das Werk und machten fast sämtliche Russen nieder. Von Anfang Dezember ab versuchten öfters russische Flieger ihr Heil über Przemysl und warfen Bomben ab, wobei sie es besonders auf die Verpflegungsmagazine abgesehen hatten; sie richteten aber wenig aus und mußten in der Regel bald vor dem Feuer der Ballonabwehrkanonen und vor den gewandteren österreichischen Fliegern die Flucht ergreifen. Von einem eigentlichen und planmäßigen artilleristischen Angriff der Russen konnte kaum die Rede sein. So oft eine ihrer Batterien einen Versuch dazu machte, hatten auch gleich die österreichischen Flieger ihre Stellung heraus, und dann dauerte es nicht lange, bis die gefürchteten Motormörser erschienen und das feindliche Feuer mit ein paar wohlgezielten Schüssen zum Schweigen brachten. Erst gegen Ende der Belagerung, als die Russen wieder neuzeitliche Geschütze großen Kalibers heranführten und die Verteidiger schon mit der Munition sparsamer umgehen mußten, wurde das anders. So erbittert und hartnäckig alle diese Kämpfe geführt wurden, so doch erfreulicherweise beiderseits auch mit einer gewissen Ritterlichkeit. In den Weihnachtsfeiertagen schwieg der eherne Mund der Geschütze wie auf stillschweigende Vereinbarung. An einem Baum in unmittelbarer Nähe eines Forts fand sich ein Zettel folgenden Inhalts angeschlagen: „Wir wünschen euch allen, tapferen Verteidigern der Festung, von ganzem Herzen ruhige und fröhliche Feiertage. Friede — Friede — Friede auf Erden allen, die guten Willens sind. Möge euch Gott alle eure Wünsche erfüllen. Das wünschen euch von ganzem Herzen die Offiziere und die Mannschaft der .. Batterie der .. Artilleriebrigade." Als ein österreichischer Flieger heruntergeschossen wurde, der auch den üblichen Weihnachtstruthahn für General v. Kusmanek bei sich hatte, wurde dieser Vogel mit reichen eigenen Gaben von den Russen unter weißer Flagge in die Stadt geschickt. Kusmanek schickte daraufhin 20 Gänse als Weihnachtsgeschenk für die Russen zurück. Diese versäumten überhaupt keine Gelegenheit, zu zeigen, daß sie für den heldenmütigen Verteidiger Przemysls die größte Hochachtung und Bewunderung empfanden. Geistig war die Festung keineswegs gänzlich von der Außenwelt abgeschnitten, denn die Funkspruchstation blieb bis zum letzten Tage in Tätigkeit, und die unermüdlichen Flieger unterhielten bei nur halbwegs erträglichem Wetter trotz der sie umpfeifenden Kugeln eine fast tägliche Flugverbindung mit Krakau. Bewundernswertes haben diese Flieger geleistet. Zu allem möglichen wurden sie benützt. Einmal brachte einer von ihnen einen von einem tollen Hunde gebissenen Mann über die Karpathen zur Hauptbahnlinie, auf der der Kranke dann zur Behandlung ins Pasteurinstitut nach Budapest geschafft wurde. Eine Postverbindung konnte lange Zeit und zuletzt überhaupt nur durch die Flieger aufrechterhalten werden, wie es ja diese auch waren, die dringend nötige Bedarfsartikel, wie Arzneimittel und ähnliches, in allerdings nur kleineren Mengen über die Köpfe der Belagerer hinweg in die Festung hereinbrachten. Daß die Russen, die das natürlich auch bald herausbekamen, gerade diesem wertvollen Fliegerdienst ihre besondere Aufmerksamkeit schenkten, beweist die Zahl der herabgeschossenen Flieger. Nicht weniger als zwölf Flugzeuge gingen bei den gefährlichen Postflügen zugrunde, und sieben Fliegerpaare wurden gefangen genommen oder getötet. Die Stimmung in der Festung war bis zum Knappwerden der Nahrungsmittel durchaus zuversichtlich und siegesgewiß, das Leben in den Gassen ging fast seinen gewohnten Gang, und die nur noch 15000 Köpfe zählende Zivilbevölkerung trug willig alle Beschwerden der Belagerung.

Nun aber nahte ein Feind, furchtbarer

und grausamer als russische Kanonen und Bajonette — das bleiche Gespenst des Hungers. Es wurde schon oben dargelegt, aus welchen Gründen eine genügende Versorgung der Festung mit Nahrungsmitteln in der vierwöchigen Pause zwischen den beiden Belagerungen nicht gelang. Spätere Fachkritik wird zu untersuchen haben, ob nicht eine bessere Organisation doch vielleicht der entgegenstehenden Schwierigkeiten hätte Herr werden können. Mag es auch einen gewissen Trost gewähren, daß die tapfere Besatzung Przemysls nicht durch Waffengewalt bezwungen worden, sondern nur dem Hunger erlegen ist, eine bittere Tragik liegt doch darin, und diese Helden hätten ein besseres Geschick verdient. Nur zu bald stellte es sich heraus, daß die vorhandenen Vorräte bei regelrechter Verteilung nur bis zum 20. Januar reichen würden. Es blieb also nichts übrig, als sie nach Möglichkeit zu strecken und die Tagesportionen herabzusetzen, um wenigstens bis zum Frühjahr auszukommen. Eine Weile halfen die Futterrüben in den Feldern aus, die Offiziere gingen fleißig auf die Jagd und erlegten, was noch an Wild innerhalb des Festungsbezirkes vorhanden war, jeder Flieger brachte aus Krakau Konserven mit, aber was wollten ein paar hundert Konservenbüchsen besagen gegenüber Zehntausenden hungrigen Mägen. Sämtliche Pferde der Husaren, der Artillerie und des Trains wurden geschlachtet, Brot aus geschrotetem Hafer mit Zusatz von Kleie und feingeschnittenem Häcksel gebacken. Die Preise für die unentbehrlichsten Lebensmittel erreichten eine auch für den Wohlhabenden unerschwingliche Höhe. Das Kilogramm „Brot" kostete 5, Zucker 24, ein Ei 1½, ein Liter Milch 2, ein Häuptel Kraut 6, der Zentner Kartoffeln 60, das Kilogramm Salz gar 80 Kronen. War die zweite Belagerung Przemysls auch nicht so reich an blutiger Dramatik wie die erste, so zeitigte doch dieses langsame Aushungern, dieses allmähliche Erlöschen Bilder eines wahrhaft erhabenen Opfermutes. Die Offiziere gingen mit gutem Beispiel voran, und es ist eine niederträchtige Verleumdung, wenn ein amerikanischer Kriegsberichterstatter schreibt, sie hätten in den Kaffee- und Gasthäusern in Wohlleben geschwelgt, während ihre Soldaten bitteren Hunger litten. Sauberer und anständiger als ihre Gegner sahen die Österreicher und Ungarn in ihren schmucken Uniformen allerdings bis zuletzt aus. Kusmanek selbst wies eine gebratene Brieftaube, die ihm am Tage vor der Kapitulation gewissermaßen als „Henkersmahlzeit" aufgetischt wurde, zurück und schickte sie einem schwerkranken Soldaten ins Lazarett. Und vom gleichen Geiste waren auch alle seine Offiziere beseelt. Jeder erhielt nur noch das unbedingt notwendige Minimum an Nahrung, und die letzten Wochen der Belagerung waren eine ununterbrochene Kette von Leiden und Entbehrungen. Mußte man auch die Gürtel immer enger schnallen, noch belebte die Hoffnung auf Entsatz die Getreuen, bis sich in schweren Stunden die traurige Erkenntnis durchrang, daß auch diese Hoffnung vergeblich, daß der Weg durch Schnee und Eis und im Kampfe mit einem Millionenheer zu weit sei. Immer kleiner wurden die Rationen, immer schwächer und hinfälliger die Menschen, die nun schon monatelang im Kampfe standen, Tag und Nacht, in



Abb. 5. Vor Przemysl. Russischer Parlamentär überbringt Weihnachtsgaben für den Festungskommandanten Kusmanek.
Nach einer Zeichnung von Fritz Bergen.

Regen und Sturm, in Schnee und Eis, frierend und hungernd. Kein Wort der Klage wurde laut, aber die Spitäler füllten sich, und bösartige Krankheiten fanden leichte Beute an den geschwächten, ausgemergelten, entnervten Körpern. Gegen 200 Menschen starben täglich vor Erschöpfung, 28000 lagen schließlich in den Lazaretten und Krankenhäusern, die halbe Garnison war dienstunfähig, Typhus und Dysenterie wüteten schrankenlos. Gegen die Beschreibung der grauenvollen Einzelheiten sträubt sich die Feder. Trotzdem herrschten Opfermut, Ordnung und Manneszucht bis zum letzten Augenblick. Am 17. März verteilte der Intendant schweren Herzens die letzten Konserven.

In dieser verzweifelten Lage blieb nur noch ein letztes, verzweifeltes Mittel übrig — ein Durchbruchsversuch. Er wurde sonderbarerweise nicht nach der Karpathenseite zu angesetzt, sondern auf der Ostfront, wohl weil man hoffen durfte, daß hier die Russen am schwächsten und am wenigsten auf einen Angriff gefaßt sein würden. Bestimmt wurden dazu das 2., 5., 7. und 8. Honvedregiment, die 85. Landwehrbrigade und die längst zu Fußtruppen gewordenen Husaren. Auch besonders kräftige Leute von anderen Truppenteilen mögen sich angeschlossen haben, im ganzen sind aber sicherlich nicht mehr als 20000 Mann ins Gefecht gekommen, da viele schon unterwegs vor Erschöpfung liegen blieben. Jeder Mann hatte Decken und spärlichen Mundvorrat für 5 Tage mit, und zu besonderer Kräftigung wurden noch je zwei Büchsen Konserven auf den Kopf verteilt. Trotz des strengen Verbots fielen viele Leute mit tierischem Heißhunger darüber her, aßen alles auf einmal auf und erkrankten infolgedessen schwer, ja manche starben auf der Stelle. Vor dem Abmarsch erließ General von Kusmanek seinen letzten, geradezu rührenden Aufruf, worin es am Schlusse heißt: „Wir haben unsern letzten Proviant verteilt. Die Ehre des Landes und unsere eigene verbieten es uns, daß wir nach diesem harten, ehrenhaften Kampfe die Festung dem Feinde als leichte Beute überlassen. Wir müssen einen letzten Versuch machen, uns einen Weg zu bahnen." Der letzte Soldat wußte es also, worum es sich handelte, wußte, daß nur noch die Wahl blieb zwischen Durchbruch und Hungersnot, zwischen Sieg und russischer Gefangenschaft. Am Abend des 18. März erfolgte der Ausbruch. Es war ein trauriger, todgeweihter Zug, aber diese prächtigen Honveds und die verwitterten Landwehrleute bekommen es fertig, noch einmal mit lauten Eljenrufen und singend hinauszuziehen in die schweigende Nacht. Jedoch bald macht die Ermattung der erschöpften Körper ihre Rechte geltend. Die Leute brechen fast zusammen unter der Last des Gepäcks. Nur mit schneckenartiger Langsamkeit kann man sich vorwärts bewegen. Man braucht sieben Stunden, um 7 km zurückzulegen. Immer häufiger, immer länger werden die Erholungspausen. So geht das Überraschungsmoment verloren, das einzige, das vielleicht noch Aussicht auf Erfolg geboten hätte. Noch ehe der erste Schuß fällt, trägt der große Ausfall schon den Keim des Mißlingens in sich. Die Russen, die hier eine Liniendivision in der Front haben, behalten vollauf Zeit, ihre Vorbereitungen zu treffen und Verstärkungen heranzuziehen. Im Morgengrauen beginnt der ungleiche Kampf zwischen den satten, ausgeruhten, in ausgemauerten Gräben stehenden Russen und den unterernährten, todmüden Österreichern und Ungarn. Das Ergebnis kann kaum zweifelhaft sein, aber doch dauert das erbitterte Ringen volle sieben Stunden. Kaltblütig führen die Honvedobersten ihre Braven zum Sturm. Nur mit dem Reitstock bewaffnet, steht Oberst Szathmary im heftigsten Feuer vor der Front seiner Braven und ruft ihnen zu: „Alle folgen mir, aber keiner darf mir vorlaufen!" Er erhält drei Maschinengewehrkugeln ins Gesicht, stürmt trotzdem weiter, bis ihn neue Schüsse zu Boden reißen. Der Oberst des 2. Honvedregiments fällt verwundet in die Hände der Russen. Oberst Kraliczek begeistert sein braves 18. Landwehrregiment zu Taten unerhörten Heldentums. Es ist alles umsonst. Die schwachen Kräfte erlahmen an den starken Stellungen des Gegners. Noch ist der Wille stark, aber der Leib versagt den Dienst. Jeder weitere Versuch, den um Przemysl geschmiedeten Eisenring zu zerbrechen, erscheint aussichtslos. Gegen 11 Uhr muß das Gefecht abgebrochen, der Rückzug angetreten werden. Er artet zu einer völligen Niederlage aus. Nur das Eingreifen der schweren Geschütze aus den nächsten Forts bewahrt das Ausfallkorps vor gänzlicher Vernichtung. Aber 6000 Mann decken tot und verwundet das Schlachtfeld, 107 Offiziere und 3954 Soldaten geraten völlig erschöpft in russische Gefangenschaft, 16 Maschinengewehre gehen verloren. Siegestrunken drängen die Russen nach, rücken um 2 km gegen den Festungsgürtel vor, besetzen das wichtige Dorf Krassitschin. Dieser unglückliche, aber mit ungebrochener Kraft ausgeführte Ausfall war die letzte kühne Tat der Besatzung Przemysls. Sie



Abb. 6. Gepanzertes Flugzeug, das während der Belagerung die Verbindung Przemysls mit der Außenwelt aufrecht erhielt, mehrfach Berichte an das Hauptquartier und häufig Lebensmittel in die Stadt brachte.

glich von da an nur noch einem sterbenden Körper in einer Panzerschale. Von Gefangenen und Verwundeten erfuhren die Russen die erbarmungswürdigen Zustände in der Festung.

Ihr Ehrgeiz treibt sie nochmals zum Sturm. Sie wollen die jungfräuliche Stadt mit Gewalt bezwingen, nicht mit Hunger. Schon in der Nacht nach dem großen Ausfall fängt der Hexensabbat an. Die russische Artillerie sendet einen Hagel schwerer Geschosse auf die unglückliche Festung. Die Verteidiger antworten nach Kräften, ja sie bemühen sich offenbar, alle noch vorhandene Munition ihrer Bestimmung zuzuführen. Schuß folgt auf Schuß, daß die Bastionen in ihren Grundfesten zittern und beben, Leuchtgranaten flammen auf, und die langen Strahlenarme der Scheinwerfer greifen hinaus ins Hügelland und in die weite Ebene. Die Russen setzen zum Sturm an, aber sie kommen nicht einmal bis an die Außenbefestigungen der Vorwerke. Mit dem Aufgebot der letzten Kräfte werfen die halbverhungerten Verteidiger den zähen Feind noch einmal zurück. Mit furchtbarem Getöse bricht der Angriff zusammen. Auch die sterbende Festung fügt dem Feinde noch schweren Schaden zu. In der Nacht vom 21. zum 22. März wiederholt sich das gleiche Schauspiel. Aber während man sich im Morgengrauen schlägt, ertönen hinter dem Rücken der österreichisch-ungarischen Truppen furchtbare Explosionen. Die Offiziere wissen, was das zu bedeuten hat. Mühsam unterdrücken sie die bitter und würgend aufsteigenden Manneszähren. Przemysl ist nicht mehr zu halten! Der letzte Zwieback verteilt. Aber General v. Kusmanek will dem Feinde keine wertvolle Festung überlassen, sondern nur einen unbrauchbaren Trümmerhaufen. So entschließt er sich, die Werke und alles Kriegsmaterial in die Luft zu sprengen. Zuerst fliegt auf der Nordfront Fort Dunkowiczki in die Luft, das bei der ersten Belagerung eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, dann folgt auf der Südostseite Fort Siedliska, vor dessen Wällen so viel Tausende Russen den ewigen Schlaf schlummern, und so folgt Fort auf Fort, Zwischenwerk auf Zwischenwerk, Bat-

terie auf Batterie. Es ist ein grausiges Zerstörungswerk. In wenigen Minuten sinkt dahin, was Menschenwitz in jahrelanger Arbeit geschaffen. Die Festung zerstört selbst ihren kunstvollen Organismus, um in Ehren zu fallen. Vom Gürtel nach dem Festungsinnern zu schreiten die Explosionen und Brandlegungen mit unheimlicher Schnelligkeit und Regelmäßigkeit vor. Ladungen bis zu 1500 kg Ekrasit gelangen dabei zur Anwendung. Die Furchtbarkeit solcher Explosionen kann man sich erst klar machen, wenn man bedenkt, daß 20—25 kg Ekrasit zur Sprengung einer Eisenbahnbrücke vollkommen ausreichen. Dabei waren die Zündschnüre knapp und mußten deshalb kurz bemessen werden, so daß den mutigen Pionieren, die sich freiwillig zu dieser todbringenden Arbeit gemeldet hatten, nur drei Minuten Zeit blieben, um sich in Sicherheit zu bringen. Wie von einem starken Erdbeben wurde der Boden geschüttelt, und die verblüfften Russen stellten ihr Feuer ein, dessen Geschosse schon bis in die innere Stadt gedrungen waren. Die Wälder der ganzen Umgebung erglühten in rotem Flammenschein, ungeheure Rauchwolken stiegen bis zu 400 m Höhe empor, Baracken und Magazine flammten auf wie Zündholzschachteln, überall loderten Stichflammen auf, schossen Feuersäulen empor, flogen die Trümmer selbst der unterirdischen Kasematten herum. Und trotzdem wurde in dieser Hölle, inmitten all dieser sinnverwirrenden, nervenpeitschenden Schrecknisse musterhafte Ordnung bis zum letzten Augenblicke aufrecht erhalten. Alle neueren Geschütze waren schon tags zuvor aus der Kampflinie zurückgezogen und zur Sprengung vorbereitet worden, so daß man die letzten Angriffe der Russen nur noch mit Maschinengewehren abwehren, ihrem rasenden Artilleriefeuer nur noch alte Kanonen aus den Jahren 1861 und 1875 entgegensetzen konnte, deren dicke Schwarzpulverwolken sich schaurig schön mit dem züngelnden Rot des Flammenmeers mischten. Die großen 30,5 cm-Mörser wurden in tiefe Gruben gestellt, das wagerecht gerichtete Rohr mit Bomben und Ekrasit vollgestopft, die Mündung mit Sand verstopft. Bei der fürchterlichen Explosion zersprangen dann nicht nur die Riesengeschütze selbst, sondern auch ihre Bettungen in kaum handgroße Trümmerstücke. Die Soldaten zerbrachen ihre Gewehre, die Husaren ihre Säbel. Auf dem Schloßberge standen unter dem Kommando eines Polizeioffiziers 2000 gefangene Russen in Reih und Glied, die Offiziere vor der Front, und erwarteten die Stunde der Erlösung durch ihre einrückenden Landsleute. Die Zivilbevölkerung war schon im Morgengrauen von der Polizei aus den Betten geholt und nach dem Tatarenhügel in Sicherheit gebracht worden, von wo aus sie schaudernd das gräßliche und doch wieder erhaben schöne Schauspiel der Selbstvernichtung mit ansah. Die acht Millionen Papiergeld, die sich in den öffentlichen Kassen noch vorfanden, wurden verbrannt, nachdem man vorher sorgfältig die Nummern der Banknoten aufgezeichnet hatte. Auf den Trümmerhaufen der zerstörten Forts erschienen Offiziere, schwenkten weiße Fahnen und teilten den von ½10 Uhr ab einrückenden Russen mit, daß Exzellenz Kusmanek sich wegen Nahrungsmittelmangel entschlossen habe, die Festung zu übergeben und daß er alles weitere der Ritterlichkeit der Russen überlasse. Sein Vertrauen auf diese ist auch nicht enttäuscht worden, denn als er seinen Degen übergeben wollte, sagte man ihm: „Herr General! Ein halbes Jahr hindurch haben Sie unserer Übermacht Widerstand geleistet. Rußland wünscht, daß Sie Ihren Degen behalten. Sie sind uns ein ebenso tapferer wie ritterlicher Feind gewesen." So ehrten selbst die Russen die heldenmütigen Verteidiger Przemysls, und nur die englische Presse hat es sich nicht versagen können, sie später mit billigem Spott und Hohn zu überschütten. Auch die anderen Offiziere durften ihre Degen behalten, die Mannschaften erhielten die Zusage, daß sie nicht nach Sibirien geschleppt, sondern im Innern des europäischen Rußland untergebracht werden würden, für ihre Ernährung und für die Betreuung der zahlreichen Kranken wurden sofort die nötigen Schritte getan. In der Tat haben die Russen ihre Versprechungen gehalten und die Gefangenen aus Przemysl ausnehmend gut behandelt. General v. Kusmanek und sein Stab kamen zunächst über Lemberg nach Kiew und fanden dort im Palaste des Gouverneurs wahrhaft kameradschaftliche Aufnahme.

Kehren wir noch einmal im Geiste nach der rauchenden Festung zurück. Fast bis zuletzt wurde dort noch auf der Südfront gekämpft, wo man am spätesten von der Übergabe erfuhr. Überall Trümmerhaufen, Rauchsäulen, Erderschütterungen, Qualm, Feuergarben, Staubwolken, dazwischen blutbefleckte Leichen und die kläglichen Reste des berühmten Panzerzuges. Auch die Fliegerschuppen wurden vernichtet. Das vorletzte Flugzeug und drei Ballons waren schon am 21. aufgestiegen, wurden aber von einem Sturmwind erfaßt und nach Polen getrieben, wo sie in der Nähe von Brest-Litowsk Notlandungen vornehmen mußten und dabei von den

Russen abgefangen wurden. Nun, am 22. morgens 6 Uhr, als schon allenthalben die Sprengungen in Gang waren, stieg auch das letzte Flugzeug mit Rittmeister Lehmann, dem kleinen, eleganten 4. Ulan, und Leutnant Binder auf. Mit Tränen in den Augen verabschiedete sich General v. Kusmanek von den wackeren Piloten, die die letzten Nachrichten aus dem gefallenen Przemysl glücklich zur österreichisch-ungarischen Front brachten. „Sehen Sie, meine Herren," sagte er bitter inmitten der greulichen Verwüstung, „das ist nun der Erfolg unseres fünfmonatigen Kämpfens bei Tag und bei Nacht." Glücklich kamen die verwegenen Flieger hoch, obgleich ihnen die zum Himmel emporstiebenden Trümmer der Sanbrücken und Pulvermagazine nur so um die Ohren sausten, während die Russen in der Aufregung über das ungeheuerliche Schauspiel das Schießen ganz vergaßen. Nie Gesehenes müssen die entsetzten Augen des Fliegerpaares aus hoher Luft geschaut haben, ein Bild, unendlich traurig, und doch unvergleichlich schön und erhaben großartig, nur vergleichbar dem Untergange von Pompeji und Herkulanum. Die

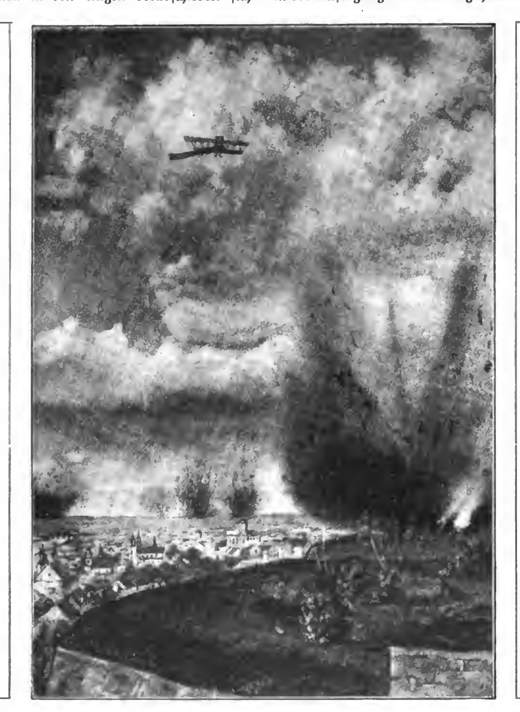


Abb. 7. Zerstörung der Festungswerke von Przemysl durch die Österreicher, darüber der Flieger, der dem Hauptquartier die Kunde von der Übergabe bringt. Nach einer Zeichnung von R. Oeffinger.

ganze Stadt erschien in ein einziges, unendliches Feuermeer getaucht, und unter diesen Flammen, die den Morgenhimmel blutig rot färbten, starb die Festung, die so lange der Übermacht des Gegners heldenhaft Trotz geboten hatte. Es dauerte lange, bis der von Menschenhand entfesselte Titanenspuk sich beruhigte, die ungeheuerliche Höllenmusik verstummte. — Die Russen, die selbst bei dieser zweiten Belagerung etwa 10000 Tote und Verwundete eingebüßt haben, geben die Zahl ihrer Gefangenen auf 9 Generale (außer Kusmanek noch die Feldmarschalleutnants Tamassy, Weizendorfer und Nikl und die Generalmajore Weber, Seide, Kaltnecker, Komma und Kloiber), 2307 Offiziere und 117000 Mann an. Das ist zweifellos ebenso übertrieben, wie die bezüglichen Angaben der österreichisch-ungarischen Zeitungen zu niedrig gegriffen sind. Aus Zahl und Namen der Generale ergibt sich, daß drei vollständige Divisionen in Przemysl gewesen sein müssen. Rechnet man einerseits die zahlreichen technischen Truppen und Landstürmer hinzu, andererseits die erlittenen Verluste ab, so kommt man zu dem Ergebnis, daß, abgesehen von den Festungsarbeitern, etwa 60000 Mann in russische Gefangenschaft geraten sein mögen. Die Beute an Kriegsmaterial kann nicht mehr groß gewesen sein, und an dem artilleristischen Plunder, der ihnen schließlich noch überlassen wurde, werden die Russen nicht viel Freude gehabt haben. Allerdings wollen sie zahlreiche Geschütze im San versenkt gefunden haben und jetzt mit der Bergung beschäftigt sein. Von ihrer sonstigen Beute finden sie selbst nur 4 Lokomotiven, 500 Eisenbahnwagen und 250000 Pud Kohle erwähnenswert. Ob es dem zum Kommandanten von Przemysl ernannten General Artamonow gelingen wird, die so gründlich zerstörte Festung wieder in halbwegs verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen, muß zum mindesten abgewartet werden. Unleugbares Geschick in solchen Arbeiten besitzen die russischen Ingenieure ja. In militärischer Beziehung hat der Fall von Przemysl nicht die von den Russen gehegten Hoffnungen ausgelöst, denn die strategische Bedeutung der Festung war durch die Gesamtlage schon zu sehr herabgemindert worden. Nicht mehr durch Przemysl wurde der Zugang nach Oberungarn verteidigt, sondern durch den unüberwindlichen Wall von Eisen und Menschenleibern, den Österreicher, Ungarn und Deutsche inzwischen in den Karpathen errichtet hatten und gegen den die russischen Heeresmassen unter nie dagewesenen Verlusten vergeblich anprallten. Auch der nach dem Fall von Przemysl möglich gewordene Einsatz der dortigen Belagerungsarmee vermochte nicht, das lange, harte Ringen zu ihren Gunsten zu wenden. So mußten sie sich damit begnügen, einen fähigen Feldherrn mit drei Divisionen und eine starke Festung unschädlich gemacht und einen unbestreitbaren moralischen Erfolg errungen zu haben, dessen Einwirkung auf die Neutralen allerdings weit hinter den Erwartungen zurückblieb. Natürlich war der Jubel in Rußland groß, und man hatte insofern auch Ursache dazu, als es der erste zweifellose und greifbare große Erfolg war, den die russischen Waffen in diesem fürchterlichsten aller Kriege nach ungeheuren Opfern errungen hatten. In Petersburg kam es zu begeisterten Straßenkundgebungen, und im russischen Hauptquartier wurde in Anwesenheit des Kaisers ein feierliches Tedeum abgehalten; am lautesten aber jauchzte man in Belgrad. In Wien und Budapest vernahm man die Trauerkunde mit fester Gelassenheit und ruhiger Würde. Vielleicht war dabei das leise Gefühl mit im Spiele, das die Hoffnung nährte, es werde wohl einmal der Tag kommen, an dem die Russen den eben erlangten Besitz der Stadt wieder preiszugeben genötigt sein würden. Vorerst freilich berührte der Verlust sehr schmerzlich, gerade, weil eben nicht Waffengewalt, sondern ein anderer, vielleicht sogar vermeidbar gewesener Faktor den Fall der Festung erzwungen hatte. Bedeutungslos war die Eroberung Przemysls wahrlich nicht, aber noch viel weniger ein Grund zum Verzagen. Sind doch elf feindliche Festungen unserer Waffenwirkung erlegen, und nur diese einzige haben unsere Gegner bezwingen können und auch sie nur durch Hunger. Es waren sehr richtig von allem Anfang an auch mehr Gefühlsmomente als militärische Betrachtungen, die bei der öffentlichen Erörterung des Verlustes der größten österreichischen Festung zutage traten. Die Kunde von der Beendigung dieses Heldenkampfes sondergleichen durch schnöden Hunger griff uns ans Herz und war diesem schmerzlicher als dem kühl wägenden Verstand. Die österreichisch-ungarische Waffenehre aber ist durch die Übergabe von Przemysl nicht befleckt worden, sondern reiner und glänzender aus ihr hervorgegangen als je. Die prachtvolle Verteidigung stellt sich der von Plewna würdig an die Seite und wird das Andenken an die Helden von Przemysl in der Kriegsgeschichte aller Zeiten lebendig erhalten.

Eine Zeppelin-Nacht in Paris.

Aus dem Dänischen von **Julia Koppel.** Mit 2 Abbildungen.

Endlich kam er. In einer strahlenden, sternenklaren Nacht, um die Tag- und Nachtgleichezeit, mit mildem, frühlingsartigem Wind aus Nordwest.

Eine seltsame Nacht, großartig in ihrer Stimmung, unvergeßlich, wie alle weltgeschichtlichen Stunden, die zu erleben uns vergönnt sind.

Ich war mit einem Freund im Théâtre français gewesen, ausnahmsweise zu einer Abendvorstellung. Nach dem Theater begaben wir uns zum Montparnasse in das russische Atelier, das während des Krieges berühmt geworden ist. Hier versammelt sich allabendlich ein großer Kreis von Künstlern und Schriftstellern aller Länder mit ihren Damen. Es wird musiziert, diskutiert, getanzt. In dem großen, dunklen Atelier, wo die Wände mit kubistischen Malereien vollhingen, schwangen sich die Paare auf dem unebenen Fußboden. Da, mitten durch den Tanz, hörten wir gellende Trompetensignale. Es waren die Trompeten der Feuerwehrleute, die durch die Avenue gellten: „Garde à vous!“ Der Tanz hört auf, einige von den Gästen eilen die Treppe hinunter zu der kleinen Gitterpforte, die den Hof des Ateliers abschließt. Darunter mein Freund und ich.

Wieder gellen die Trompeten. Zwei Schutzleute kommen Seite an Seite in scharfem Trab vorbei und rufen im Vorbeilaufen zu unseren Fenstern und der offenen Tür hinein:

„Löscht das Licht! Löscht das Licht!“

„Was ist los?“ rufen wir, bekommen aber keine Antwort.

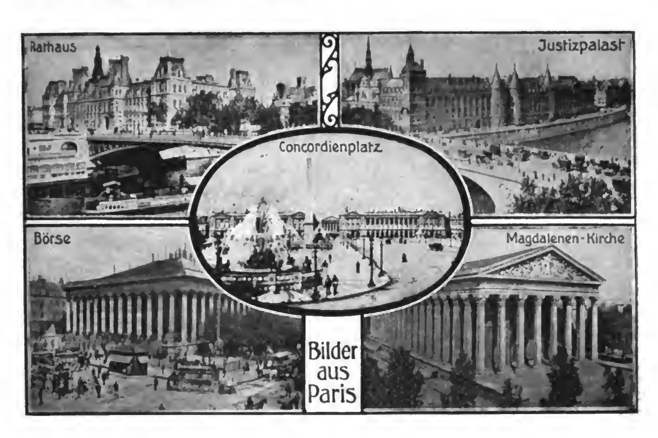
Es sind nur Sekunden vergangen, aber die Unruhe hat sich allen mitgeteilt. Die Musik im Atelier bricht plötzlich ab.

Wir folgen einem Haufen junger Leute, die zum Gare Montparnasse laufen, wo vor der Polizeiwache noch eine einsame Gaslaterne unter ihrem flachen, grünen Schirm brennt — wie die Lampe in einem Studierzimmer.

Plötzlich wissen wir alle, was los ist, und von überall hört man den Ruf:

„Les Zeppelins! „Les Zeppelins!“

Ein Schutzmann steht mitten im Haufen und erklärt:



Bilder aus Paris

„Sie wurden ein viertel vor ein Uhr aus Compiègne gemeldet und müssen jetzt über der Enceinte sein . . .“

Die Uhr ist kurz nach eins. Überall in Paris — von Montparnasse bis Ménilmontant, in Passy und Montmartre erklingen die Hornsignale der Feuerwehrleute, Autos rasen durch die Boulevards und blasen Alarm. Garde à vous! Vorm Bahnhof werden die letzten Lichter gelöscht und wir stehen im Dunkeln unter dem sternenklaren Himmel. Aus der Ferne, vom Mont Valérien und den Forts um Paris hören wir in der stillen Nacht das tiefe Brummen der Kanonen. An den Droschkenhaltestellen haben die Kutscher die Laternen ihrer Wagen gelöscht und sich aus Angst vor den Zeppelinen in die geschlossenen Droschken verkrochen.

Da wird die Luft von einem ohrenbetäubenden Knall erschüttert.

„Seht!“ ruft einer aus dem Haufen und zeigt in die Richtung des Eiffelturms: „Zeppelin!“

„Wo, wo?"

„Und die kleinen Lichter hinter ihm! Das sind unsere Flieger ... Sie kriegen ihn! Sie kriegen ihn!"

Wir starren angestrengt zu den Sternen hinauf, sehen aber nur ihr ruhiges Blinken, nichts anderes; weder Zeppeline noch französische Flieger. Durch die Stille aber hören wir die Kanonen vom Platz vorm Trocadéro und die Mitrailleusen von der Plattform des Eiffelturms.

Es ist die erste Frühlingsnacht. Die Luft ist so lind und mild. Die schwarze Kuppel des Invalidendoms hebt sich wie eine Silhouette vom Sternenhimmel ab. Wir hören zwei kräftige Explosionen oder Schüsse. Sind es Bomben von dem unsichtbaren Luftschiff oder französische Kanonen?

Wie von einer unsichtbaren Macht angezogen, sammeln alle Scheinwerfer, die bisher unaufhörlich und unruhig über den Himmel gefegt sind, sich jetzt an einem bestimmten Punkt, schneiden sich und bilden leuchtende Winkel am östlichen Horizont. Ein Strahlenbund vom Eiffelturm zeigt gerade auf die Sacré-coeur-Kirche, die zwischen den Höhen von Montmartre weiß durch die Nacht leuchtet. Ein anderer Sucher kommt von dem Dach auf Dysayels Etablissement, entfaltet sich wie ein Fächer und bildet ein leuchtendes Oval über Batignolles. Von verborgenen Stationen längs der Seine, von den kleinen Ortschaften in der Umgebung von Paris, aus der tiefen Dunkelheit der Weltstadt selbst strahlen diese leuchtenden Brücken aus, die zu dem unsichtbaren Feind in der Nacht hinaufführen, der hoch oben in der Finsternis dem Lauf der Seine folgt und, ohne zu schwindeln, die Sterne in dem rinnenden Wasser blinken sieht.

Plötzlich sehen wir, wie ein Sucher, der unruhig auf und ab vibriert hat, in die Höhe schießt und fast lotrecht über unseren Köpfen ein Oval bildet. Gleichzeitig prasselt vom Dach des Triumphbogens der Bleiregen der Mitrailleusen. Und jetzt hören wir in der Richtung von Grenelle deutlich die Motore des Luftschiffes, ein tiefes Brummen, das näher und näher kommt, und im nächsten Augenblick sehen wir, indem der Scheinwerfer seine Beute findet und umschließt — einen Zeppelin, der, von dem leuchtenden Oval des Scheinwerfers umgeben, einen Augenblick im Sternbild der Kassiopeja steht und darauf langsam weitergleitet, den Champs Elysées in der Richtung von Neuilly folgend. Mit eigentümlichen Gefühlen sehe ich in dieser Nacht dasselbe Luftschiff wieder, mit dem ich selbst einmal über das friedlich schlafende Hamburg und Kopenhagen im Septembersonnenschein gefahren bin. Das Luftschiff, das vorn eine stark leuchtende Laterne hat, schwimmt sicherlich nicht mehr als tausend Meter über der Stadt. Jetzt aber steigt es, versucht durch ein schnelles Manöver dem Licht des Scheinwerfers zu entgehen. Die Luft hallt von Kanonenschüssen wider, und deutlich sehen wir, wie die Schrapnells vor, hinter und neben dem Zeppelin explodieren, ohne daß ein einziges trifft. Die Explosionen der Granaten hinterlassen einen Federbusch von weißem Rauch, der unterm Nachthimmel verflattert. Im Kielwasser des Luftschiffs zeigen sich einige kleine helle Punkte, die über den Himmel gleiten und plötzlich verlöschen. Zuerst glauben wir, daß es verfolgende französische Aeroplane sind mit Laternen am Steven, schließlich aber kommen sie in solchen Mengen vor, daß wir annehmen müssen, daß es entweder leuchtende Raketen oder Funken vom Motor des Zeppelins sind.

Der Anblick, den ich geschildert habe, dauert nur wenige Augenblicke. Durch ein schnelles Manöver ist das Luftschiff in der Dunkelheit verschwunden, übrig sind nur die roten Funken und die Strahlenbündel der Scheinwerfer, die wieder ohne Ziel ruhelos über den Himmel flackern.

Die Kanonenschüsse werden seltener und ferner und verstummen schließlich ganz. Die leicht bekleideten Zuschauer, die die Balkons gefüllt hatten, schließen Fenster und Läden. Vereinzelte Nachtwanderer, die das seltsame Schauspiel verfolgt hatten, kehren heim. Bald ist alles still. Paris schläft wieder.

Die Uhr ist halb vier. In dem Augenblick aber, wo ich den Schlußstrich unter meinen Artikel machen will, ertönt von neuem Lärm. Es sind die Feuerwehrleute, die mit ihren gellenden Trompeten durch die Straßen rasen, um der längst schlafenden Bevölkerung mitzuteilen, daß die Stadt jetzt wieder ruhig sei. Wirklich sehr freundlich von ihnen!



Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Der neueste russische Feldmarschall.

General Radko Dimitriew ist zur Belohnung für die Nichteroberung Przemysls zum russischen Feldmarschall ernannt worden. Zunächst zwar war er wegen der nutzlos gebrachten Menschenopfer beim Zaren in Ungnade gefallen, und es hieß schon, er sei endgültig kaltgestellt worden. Aber dieser ungestüme Draufgänger war allzusehr nach dem Herzen des russischen Generalissimus, als daß er ihn lange hätte entbehren mögen, und so setzte der allmächtige Großfürst durch, daß Dimitriew unter Beförderung wieder in Amt und Würden eingesetzt wurde, um seine Eroberungskunst an Krakau zu versuchen. Statt dessen ließ sich der eisenfressende Pseudorusse von den Österreichern und Ungarn alsbald bei Limanowa gründlich schlagen. Radko Dimitriew hat einen ziemlich abenteuerlichen und nicht immer einwandfreien Lebenslauf hinter sich. Seine militärische Erziehung hat er gleich vielen anderen bulgarischen Offizieren nach dem russisch-türkischen Kriege in der Petersburger Generalstabsakademie erhalten, und wohl schon aus dieser Zeit schreibt sich seine leidenschaftliche Vorliebe für Rußland her. Zum ersten Male begegnet uns sein Name in der Schlacht von Sliwnitza, in der der junge Offizier mit Auszeichnung mitfocht, wie sich ihm überhaupt tüchtige soldatische Eigenschaften nicht absprechen lassen. Als dann später der Battenberger in immer schärferen Gegensatz zu Rußland geriet, gehörte Dimitriew zu den pflichtvergessenen Offizieren, die ihren sieggekrönten Fürsten dem Unwillen des Zaren zu opfern entschlossen waren. Unter Führung des heuchlerischen Major Gruev, des Kommandanten der Junkerschule, drangen die Verschworenen im Morgengrauen des 9. August 1886 in den fürstlichen Palast zu Sofia ein und zwangen den unglücklichen Alexander zur Abdankung. „Gott schütze Bulgarien!" schrieb der edle Fürst schlicht und groß mit fester Hand unter den elenden, verklexten und unleserlichen Wisch, den ihm der betrunkene Hauptmann Dimitriew als „Abdankungsurkunde" vorhielt, während der jämmerliche Gruev bedrohlich mit seinem Revolver herumfuchtelte. Aber die Vergeltung für diese Schandtat ließ nicht lange auf sich warten. Stambulows Gegenrevolution setzte ein, und damit war auch Dimitriews Rolle in Bulgarien einstweilen ausgespielt. Er mußte seinem Vaterlande den Rücken kehren und begab sich natürlich nach Rußland, wo er Heeresdienste nahm und von den panslawistischen Kreisen, die in ihm ein brauchbares Werkzeug erkannten, mit offenen Armen aufgenommen wurde. Indessen ging die Weltgeschichte ihren Gang weiter, der koburgische Ferdinand wurde Herrscher Bulgariens und suchte nach der Ermordung Stambulows unter allen Umständen eine Aussöhnung mit dem übermächtigen Rußland herbeizuführen. Um sich diesem gefällig zu zeigen, rief Fürst Ferdinand auch die verbannten Offiziere zurück und gestattete ihren Wiedereintritt in die bulgarische Armee. Damit ging Dimitriews Glücksstern auf. Seine militärische Begabung im Verein mit seiner Beliebtheit bei der einflußreichen russischen Großfürstenpartei verhalfen ihm unter Danew und Papikrov zur Stellung des Generalstabschefs. Überdies war er schon seiner großen äußeren Ähnlichkeit mit Napoleon I. halber, mit dem er zum mindesten auch die Rücksichtslosigkeit gemeinsam hat, als „Napoleontscheto" einer der volkstümlichsten Offiziere des bulgarischen Heeres. Als dann 1912 der Krieg gegen die Türkei ausbrach, wurde General Dimitriew als Befehlshaber der dritten bulgarischen Armee auf den wichtigsten und schwierigsten Posten gestellt. Bekanntlich schlug er die Türken in mörderischer Feldschlacht bei Kirk-Kilisse und dann nochmals zwischen Lüle-Burgas und Bunar-Hissar und erstürmte im März 1913 unter schweren Blutopfern auch das tapfer verteidigte Adrianopel. Seine rücksichtslose Sturmtaktik, die er ja auch vor Przemysl wieder zur Anwendung brachte, hatte aber das bulgarische Heer derart geschwächt, daß es weder den zähen Widerstand der Türken an den Linien von Tschataldscha und Bulair überwinden, noch sich im unmittelbar folgenden zweiten Balkankrieg seinen zahlreichen Feinden gewachsen zeigen konnte. So hat Dimitriews verfehlte Taktik nicht wenig dazu beigetragen, daß Bulgarien um seine beste Siegesbeute kam. Nach dem Friedensschlusse ging Dimitriew als bulgarischer Gesandter nach Petersburg, beteiligte sich dort fleißig an der panslawistischen Wühlarbeit und suchte sein Vaterland völlig vor den russischen Wagen zu spannen. Unmittelbar vor und beim Ausbruch des jetzigen Weltkrieges betrieb Dimitriew diese Eigenpolitik in solchem Umfang, daß Zar Ferdinand, der sich nicht in seine Pläne dreinreden läßt und in solchen Dingen keinen Spaß versteht, ihn absetzte und ihm die Rückkehr nach Bulgarien verbot. Daraufhin trat Dimitriew, der ja stets mehr russisch als bulgarisch gefühlt hat, schleunigst ins russische Heer ein, wo man ihm sofort eine der höchsten Kommandostellen anvertraute. Nach der Schlacht von Limanowa wußte man aber offenbar nichts Rechtes mehr mit ihm anzufangen, sondern schob ihn, den sichtlich vom Kriegspech Verfolgten, so unablässig an der russischen Front hin und her, daß die stets spottsüchtigen Petersburger Gardeoffiziere ihn nicht mehr „Napoleontscheto", sondern „Vasco da Gama" nannten. Nunmehr hat er seine Feldherrnlaufbahn am Dunajec um eine neue Niederlage allerschwerster Art bereichert, die vielleicht für den ganzen Verlauf des Feldzugs auf der Ostfront entscheidend werden kann. R. F.



Radko Dimitriew.

Grundsätze der Kriegskunst.

Aussprüche bekannter und berühmter Heerführer.

Gesammelt von **Prof. Dr. M. Pollaczek-Berlin.** (Schluß.)

Das Heer.

Die Seele aller Armeen ist die aufrichtige Anhänglichkeit aller Teile an den Führer. (Napoleon.)

Der wird siegen, der die besseren Nerven hat. (Hindenburg.)

Es gibt nichts Ungeschickteres, als eine Armee, die in drei Teile geteilt ist, es sei denn eine, die gar nur in zwei geteilt würde, wobei der Oberfeldherr fast neutralisiert sein muß. (Clausewitz.)

Große, aber mangelhaft organisierte und vorgebildete Heere erhalten im Kampfe mit gutgeschulten durch die aus der Streiterzahl erwachsende Unbehilflichkeit geradezu ein Moment der Schwäche. (Goltz.)

Die russische Armee bricht durch Mißerfolge nicht zusammen, sondern wird dadurch immer mehr gestärkt und gekräftigt. (Kuropatkin.)

Die Überlegenheit, welche diszipliniertе Soldaten über undisziplinierte Massen zeigen, ist hauptsächlich eine Folge des Vertrauens, welches jeder in seinen Kameraden setzt. (Darwin.)

Die Gewalt der Leidenschaften läßt sich ohne Hilfe der Gesetze nicht beschränken. (Scharnhorst.)

Nicht Wille oder Erziehung, sondern Wille und Erziehung. (Wilhelm I.)

Der Geist der preußischen Armee sitzt in ihren Offiziers. (Rüchel.)

Was den Halt eines Korps ausmacht, das sind die Offiziere und die Unteroffiziere. (Napoleon.)

Es sind die Offiziere, welche die Schlachten gewinnen und gewinnen machen. (Clarke.)

Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr, es ist also Mut vor allen Dingen die erste Eigenschaft des Kriegers. (Clausewitz.)

Der Mut ist keineswegs ein Akt des Verstandes, sondern ebenfalls ein Gefühl, wie die Furcht; diese ist auf die physische Erhaltung, der Mut auf die moralische gerichtet. (Clausewitz.)

Nur ein Mut, der nicht zu begreifen vermag, wie man keinen Mut besitzen könne, zeichnet den Soldaten von seinen Genossen aus. (Goltz.)

Die tapfersten Krieger sind durchschnittlich diejenigen, welche die Gefahr noch nicht kennen. (Goltz.)

Im Kriege bekommst du nicht genug zu essen und zu schlafen, und du plagst dich ab — dafür ist es eben Krieg! Fällt es aber dir schwer, so fällt es dem Feinde nicht leichter, vielleicht noch schwerer als dir. Du siehst nur dein Schweres, das des Feindes siehst du nicht, aber da ist es. Deshalb ermatte nicht; je schlechter es dir ergeht, um so hartnäckiger und verzweifelter schlage dich; siegst du, so wird dir mit einem Schlage besser sein, dem Feinde aber schlechter und wer bis zum Ende ausharrt, trägt den Sieg davon. (Dragomirow.)

Die kriegerischen Leistungen der fechtenden Teile eines Heeres sind in hohem Grade abhängig von der Art und Weise, wie die Verkehrsverhältnisse derselben geregelt, die verschiedenen Bedürfnisse an Verpflegung und Munition ihnen zugeführt, für Kranke und Verwundete gesorgt, der Ersatz an Mannschaften, Pferden und Material bewirkt wird. (Gr. Generalstab.)

1. Das Fußvolk ist die selbständigste unter den Waffen.
2. Die Artillerie ist ganz unselbständig.
3. Das Fußvolk ist die wichtigste bei der Verbindung mehrerer Waffen.
4. Die Reiterei ist am entbehrlichsten.
5. Die Verbindung der drei Waffen gibt die größte Stärke. (Clausewitz.)

Man kann neugeworbene Truppen leicht zu Infanteristen, nicht aber zu Reitern umformen. (O. v. Oldeleben.)

Es genügt nicht, daß der Soldat schießt, er muß auch gut schießen. (Napoleon.)

Die Kugel ist eine irrende Törin, das Bajonett ein ganzer Mann. (Suwarow.)

Eine gute Infanterie ist ohne Zweifel der Nerv der Armee, aber wenn sie lange gegen eine überlegene Artillerie zu kämpfen hätte, so würde sie entmutigt und zertrümmert werden. (Napoleon.)

Eine Truppe braucht um so mehr Artillerie, je weniger gut sie ist. Es gibt Armeekorps, mit denen ich nur ein Dritteil der Artillerie fordern würde, welche ich mit anderen Armeekorps nötig habe. (Napoleon.)

Die großen Schlachten werden mit Artillerie gewonnen. (Napoleon.)

Die Kavallerie verlangt Kühnheit, Geschicklichkeit und besonders, daß sie nicht von dem Geiste der Erhaltung und des Geizes beherrscht werde. (Napoleon.)

Strategie und Taktik.

Es ist . . . die Taktik die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht, die Strategie die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges. (Clausewitz.)

Strategie ist die Wissenschaft des Gebrauchs von Zeit und Raum. Ich bin weniger geizig auf diesen als auf jene. Raum mögen wir wiedergewinnen; verlorene Zeit nie wieder. (Gneisenau.)

Die Mobilmachung des Heeres ist . . . ein sicherer Prüfstein für den Wert des gesamten Staatsorganismus und den Geist der Bevölkerung. (Blume.)

Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere sind im ganzen Verlauf der Feldzüge kaum wieder gutzumachen. (Großer Generalstab.)

Bei Beginn eines Feldzuges muß man gut überlegen, ob man vorgehen soll oder nicht; aber wenn man die Offensive ins Werk gesetzt hat, so muß man sie bis zur äußersten Möglichkeit durchhalten. (Napoleon.)

Nur der Laie glaubt in dem Verlaufe eines Feldzuges die voraus geregelte Durchführung eines in allen Einzelheiten festgestellten und bis

an das Ende eingehaltenen Planes zu erblicken. Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wechselfälle der Begebenheiten, aber die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hofft, lassen sich weit hinaus nie mit Sicherheit verzeichnen. Der Vorteil, welchen in dieser Hinsicht ein überlegenes, nach den Anforderungen der Kriegführung entwickeltes Eisenbahnnetz gewährt, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Versäumnisse auf diesem Gebiete gefährden die Sicherheit des Landes. (Gr. Generalstab.)

Je n'ai jamais eu un plan d'opération. (Napoleon.)

Im Krieg kommt es viel weniger darauf an, was man tut, als daß es mit gehöriger Einheit und Kraft geschehe. (Scharnhorst.)

Sicher ist, daß ein Krieg der nächsten Zukunft von dem Element der Beweglichkeit, welches unserem letzten Feldzug so sehr zu eigen war, viel verlieren muß. (Goltz.)

Die beste Strategie ist: immer recht stark zu sein, zuerst überhaupt, und demnächst auf dem entscheidenden Punkt. (Clausewitz.)

Man muß sich trennen, um zu leben, und sich vereinigen, um zu kämpfen. (Napoleon.)

Getrennt marschieren, vereint schlagen. (Moltke.)

Das Geheimnis des Krieges liegt niemals in den Beinen, es ist ganz und gar in dem Kopfe, welcher dieselben in Bewegung setzt; eine Armee kann während des ganzen Feldzuges Gewaltmärsche machen, sie wird deshalb doch verloren sein, wenn die Richtung dieser Märsche fehlerhaft ist. (Jomini.)

Der Fundamentalgrundsatz des Krieges besteht darin:

1. durch strategische Berechnungen die Masse einer Armee nacheinander auf die entscheidenden Punkte eines Kriegsschauplatzes zu führen, und zwar soviel als möglich auf die Verbindungen des Feindes, ohne die eigenen zu gefährden;
2. so zu manövrieren, daß man diese Masse der Kräfte nur gegen Bruchteile der feindlichen Armee in Wirkung bringt. (Jomini.)

Die Zerstreuung der Macht gegen mehrere Objekte zugleich macht, daß man gegen kein einziges mit gehörigem Nachdruck verfahren kann. Man schwächt sich hierdurch, man gibt dem Feinde Gelegenheit, seine Gegner teilweise aufzureiben. Man kann nur erwarten, da glücklich zu sein, wo man mehr wirkende Kräfte hinbringt, als der Feind entgegensetzen kann. Die Massen entscheiden. Durch Vereinigung entsteht Kraft, durch Trennung Schwäche. (Bülow.)

Der Übergang von der Defensiv- zur Offensivoperation ist eine der empfindlichsten Unternehmungen. (Napoleon.)

Es sprechen allerdings gewichtige Gründe dafür, die strategische Trennung in der Offensive, welche Napoleon theoretisch und praktisch verwarf, bei der Größe der heutigen Armeen sowohl aus Gründen der Verpflegung als aus solchen der Leitung nicht mehr unbedingt zu scheuen. (Yorck v. Wartenburg.)

Allerdings muß eine neuere Armee, die sich zu strategischer Teilung entschließt, gewisse Eigenschaften besitzen, um einer solchen Teilung allen Nutzen, den sie geben kann, abzugewinnen, alle ihre Gefahren zu vermeiden, und dürften wohl die Haupteigenschaften der Armee hierzu sein müssen: Offensivgeist, Selbständigkeit und einheitliche Friedensausbildung aller Führer, höchste Manövrier- und Marschierfähigkeit der Truppen, sorgfältigste Regelung des Transportwesens, Ausnutzung aller Kommunikationsmittel der neueren Technik. (Yorck v. Wartenburg.)

Die Offensive muß haltmachen, ehe der Gegner in der Lage ist, ihr Halt zu gebieten. (Blume.)

Das Geheimnis des Krieges liegt in dem Geheimnis der Verbindungen. (Napoleon.)

Die Kunst des Krieges besteht nicht darin, Anläufe auf die Verbindungen seiner Feinde zu machen, indem man zittert, einen Schritt zu tun; sie besteht wesentlich darin, sich dieser Verbindungen zu bemächtigen und dann zur Schlacht zu marschieren. (Jomini.)

Die Zufuhrlinien sind die Muskeln, durch deren Abschneidung der militärische Körper paralysiert wird. Da diese nun von der Seite und von hinten kommen, so folgt, daß Flanke und Rücken der Gegenstand der Operation sein müssen. (Bülow.)

Nun können sich menschenfreundliche Seelen leicht denken, es gebe ein künstliches Entwaffnen oder Niederwerfen des Gegners, ohne viel Wunden zu verursachen, und das sei die wahre Tendenz der Kriegskunst. Wie gut sich das auch ausnimmt, so muß man doch diesen Irrtum zerstören, denn in so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind die Irrtümer, welche aus Gutmütigkeit entstehen, gerade die schlimmsten. Da der Gebrauch der physischen Gewalt in ihrem ganzen Umfange die Mitwirkung der Intelligenz auf keine Weise ausschließt, so muß der, welcher sich dieser Gewalt rücksichtslos, ohne Schonung des Bluts bedient, ein Übergewicht bekommen, wenn der Gegner es nicht tut. Dadurch gibt er dem anderen das Gesetz und so stoßen sich beide bis zum Äußersten, ohne daß es eine andere Schranke gäbe, als die der innewohnenden Gegensätze. (Clausewitz.)

Activité, activité, vitesse. (Napoleon.)

Die Schlacht.

Man soll eine Schlacht nicht liefern, bloß um sie zu gewinnen, sondern um die Vernichtung der organisierten Korps des Feindes zu vollenden. (Jomini.)

Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen. Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht, die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme vom Leibe weghaut. (Clausewitz.)

1. Die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte ist das Hauptprinzip und für die ganze Seite des positiven Handelns der Hauptweg zum Ziel.
2. Diese Vernichtung der Streitkräfte findet hauptsächlich nur im Gefecht statt.
3. Nur große und allgemeine Gefechte geben große Erfolge.

4. Am größten werden die Erfolge, wenn sich die Gefechte in eine große Schlacht vereinigen.
5. Nur in einer Hauptschlacht regiert der Feldherr das Werk mit eigenen Händen, und es liegt in der Natur der Dinge, daß er es am liebsten den seinigen anvertraut.
(Clausewitz.)

Es ist immer die größere Zahl, welche die kleinere schlägt. (Moreau.)

Le bon Dieu est toujours avec les gros escadrons. (Angeblich Napoleon.)

Zum Vernichtungsgefecht soll man stets so starke Kräfte als möglich vereinigen. (Blume.)

1. Geht nicht mit getrennten Kolonnen auf den Gegner vor, sondern bildet vorerst Maß.
2. Zieht zur Schlacht alles, was möglich ist, bis auf den letzten Mann heran. (Napoleon.)

Die Überlegenheit der größeren Zahl Streiter über die kleinere folgt schon in dem neueren Kriegssystem aus der Notwendigkeit, sich nicht überflügeln zu lassen und aus dem Nutzen, den Überflügelungen gewähren. Hat man mehr Leute wie der Feind und versteht von dieser Überlegenheit gehörig Gebrauch zu machen, so hilft die größere Geschicklichkeit und Tapferkeit der Soldaten desselben nichts. (Bülow.)

Generale, welche Truppen aufbewahren für den Tag nach der Schlacht, werden immer geschlagen werden. (Napoleon.)

Um zu siegen, muß man vor allem im Herzen entschieden sein, unwiderruflich zu siegen oder zu sterben. (Dobrorolski.)

Durch das Feuer und nicht durch den Stoß werden heutzutage die Schlachten entschieden.
(Napoleon.)

Der Soldat wird ausgehoben, gekleidet, bewaffnet, geübt, er schläft, ißt, trinkt und marschiert, alles nur, um an rechter Stelle und zu rechter Zeit zu fechten. (Clausewitz.)

Die Schlachten werden nur gewonnen, indem man die Linie in einem kritischen Augenblicke verstärkt. (Napoleon.)

Es gibt einen Augenblick in den Gefechten, wo das kleinste Manöver entscheidet und die Überlegenheit verleiht; es ist das der Tropfen Wasser, der überlaufen macht. (Napoleon.)

Je einfacher ein entscheidendes Manöver ist, um so sicherer wird der Erfolg sein. (Jomini.)

Das Schicksal einer Schlacht ist das Ergebnis eines Augenblicks, eines Gedankens ... der entscheidende Augenblick tritt ein, ein moralischer Funke blitzt auf, und die kleinste Reserve führt es aus. (Napoleon.)

Seiten- und Rückenangriffe wirken in der Regel günstiger auf den Erfolg nach der Entscheidung, als auf die Entscheidung selbst.
(Clausewitz.)

Der Verlust an moralischen Kräften tut sich an dem Maß verbrauchter Reserven wie an einem Zollstock kund. (Clausewitz.)

Erwarte keine Ablösung — sie wird dir nicht! Unterstützung wird dir! Hast du gesiegt, dann ruhst du aus! (Dragomirow.)

Eine schneidige Verfolgung bringt reicheren Gewinn, als ein neuer Sieg. (Blume.)

An die Klagen der Kavallerie muß man sich nicht kehren; denn wenn man so große Zwecke als die Vernichtung einer ganzen feindlichen Armee erreichen kann, kann der Staat wohl einige hundert Pferde verlieren, die aus Müdigkeit fallen.
(Blücher.)

Die Mittel des Kriegs.

Schützengraben-Periskope.

Von **Hanns Günther**. Mit 4 Abbildungen.

Die für den gegenwärtigen Krieg besonders charakteristischen Stellungskämpfe, deren Grundlage Schützengraben und Feldbefestigung sind, haben eine ganze Anzahl mittelalterlicher Kampfmittel wieder aufleben lassen, u. a. auch den Wallspiegel, ein im Festungskrieg früherer Jahrhunderte viel verwendetes Instrument, das die Verteidiger instand setzte, über die Wallkrone hinwegzuschauen, ohne sich den Schüssen der Belagerer auszusetzen. Es handelte sich dabei also um ein ganz ähnliches Mittel, wie es die Unterseeboote benutzen, um aus der Unterwasserwelt, in der sie sich vor neugierigen Blicken verborgen halten, nach feindlichen Schiffen auszuspähen. Wie der Wallspiegel ungefähr aussieht, zeigt uns Abb. 1, die ohne weiteres verständlich ist. In dieser Form wird das Instrument heute z. B. von den Engländern benutzt, nur daß man es in England „Periskop" getauft hat, weil seine Verwendungsart der der Unterseeboots-Sehrohre gleicht. Die deutsche Technik, deren Überlegenheit sich auch in Kleinigkeiten dokumentiert, hat sich nicht mit der einfachen Nachahmung des Wallspiegels begnügt, sondern unter Verwendung moderner Hilfsmittel leistungsfähigere Instrumente geschaffen, u. a. das in Abb. 2 wiedergegebene, von der österreichisch-ungarischen


Abb. 1. Der mittelalterliche „Wallspiegel" in einem englischen Schützengraben.

Heeresverwaltung eingeführte Schützengraben-Periskop, das die bedeutendste optische Anstalt Österreichs, die Firma C. Reichert in Wien, konstruiert hat. Das eigentliche Sehrohr, das das „Um die Ecke sehen" vermittelt, besteht nach Abb. 3 aus einem konischen Metallrohr, in das



Abb. 2. Das Reichertsche Schützengraben-Periskop, auf ein Prismenbinokel aufgesetzt, im Gebrauch.

oben und unten je ein unter 45 Grad gegen die Blickrichtung geneigter Spiegel eingesetzt ist. Die der Spiegelfläche des oberen Spiegels gegenüberliegende Seite des Rohres besitzt eine ovale Öffnung, die bei Nichtgebrauch durch eine drehbare Schiebehülse verschlossen werden kann. Dem untern Spiegel gegenüber ist die Rohrwandung gleichfalls durchbrochen, doch ist in diese Öffnung ein kleines, rechtwinkelig abstehendes Ansatzrohr eingesetzt. Soweit stimmt das Instrument, abgesehen von der sorgfältigeren Ausführung, mit dem in Abb. 1 wiedergegebenen Wallspiegel so ziemlich überein. Die Vervollkommnung besteht darin, daß das Sehrohr, wie sich aus Abb. 2 und 3 ergibt, durch eine einfache Befestigungsvorrichtung mit jedem Prismenfeldstecher verbunden werden kann, dessen vorstehende Objektivfassung einen Durchmesser von 24—42 mm besitzt. Auf diese Weise lassen sich die zahlreichen Vorzüge des Prismenbinokels für die Beobachtung über Deckungen hinweg nutzbar machen, ohne daß der Beobachter sein Leben zu gefährden braucht.

Ein etwas anders gebautes, dem gleichen Zweck dienendes Instrument, das man als Prismen-Monokel-Periskop bezeichnet, zeigt Abb. 4. Dieses Modell unterscheidet sich von dem vorher beschriebenen dadurch, daß an Stelle des Binokels (= Doppelfernrohr) und des unteren Spiegels ein sechsfach vergrößerndes lichtstarkes Monokel, d. h. ein Prismenfeldstecher mit nur einem Sehrohr, eingebaut ist. Das Instrument ist also ohne weiteres gebrauchsfertig. Die Verwendung des Schützengraben-Periskops erfolgt

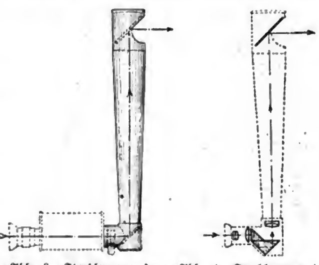


Abb. 3. Strahlengang im Reichertschen Prismen-Binokel-Periskop, bei dem das Rohr mit den beiden Spiegeln auf einen gewöhnlichen Prismenfeldstecher aufgesetzt ist.

Abb. 4. Strahlengang im Reichertschen Prismen-Monokel-Periskop, bei dem der untere Spiegel durch ein eingebautes Prismen-Monokel ersetzt ist.

gewöhnlich nach Abb. 2 aus freier Hand. Nötigenfalls können die Instrumente aber auch auf Stativen aufgestellt oder durch einen Erddorn, eine Baumschraube usw. irgendwie befestigt werden.

Aus der Entstehungsgeschichte der französischen 75 mm-Kanone.

Aus dem Englischen von **M. Pannwitz**. Mit 2 Abbildungen.

Allenthalben rühmen bekanntlich die Franzosen in diesem Kriege die Eigenschaften ihres 7,5 cm-Feldgeschützes, und anscheinend mag es, auch nach den Aussagen deutscher Sachverständiger, zurzeit das Beste sein, was die französische Artillerie ins Feld zu führen hat. Jedenfalls ist zuzugeben, daß die Franzosen in dieser Kanone ein Schnellfeuergeschütz besitzen, das recht achtbare Leistungen zu verzeichnen hat. Da diese wertvolle Waffe nun kürzlich eine Wiederkehr ihres Geburtstages feierte und im gegenwärtigen Krieg so viel von sich reden macht, ist es ganz unterhaltend, zu lesen, was eine große englische illustrierte Zeitschrift aus der angeblichen Entstehungsgeschichte der „75er" mitteilen kann. Es heißt dort:

„Im Jahre 1890 fingen die französischen Geschützkundigen an, die Herstellung einer Schnellfeuer-Feldkanone ins Auge zu fassen, die ähnliches leisten sollte wie ein Schiffsgeschütz; sie wollten also für den Felddienst eine Kanone gewinnen, die es im Schnellfeuer mit den „Canet" und „Hotchkiß" der französischen Großkampfschiffe aufnehmen könnte. Die damals verwendeten Feld-

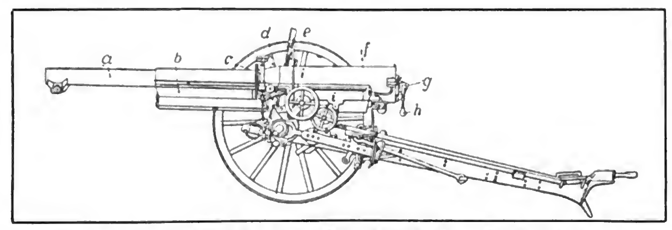


Abb. 1. Die französische 7,5 cm-Kanone. (Seitenansicht links. Das eine Rad ist entfernt.)
a Geschützrohr, b hydro-pneumatische Rohr-Rücklaufbremse, c Visier-Vorrichtung, d Visier, e Wage, f Rohrmantel, g Schlagbolzen, h Abzug.

geschütze genügten vielfach den Ansprüchen nicht; war auch (wie bei Oberst von Banges Neunzigern) ihre Schußweite recht beträchtlich und ihre Treffsicherheit unübertroffen, so feuerten sie doch bei weitem zu langsam, ja, die Geschütze von 1877 schossen nur wenig mehr als halb so schnell wie Gustav Adolfs schwedische Glattrohrkanonen.

Galt es, einem Gegner Abbruch zu tun, der mit allen Mitteln aus dem Schußfeld herauszukommen suchte, so mußte man die bisherigen Feldgeschütze zum alten Eisen werfen und die französische Feldartillerie mit einer Kanone ausstatten, die das Kampffeld mit einem leicht richtbaren, verheerenden Feuer bestrich, so etwa wie man die Straße mittels eines Schlauches besprengen kann, ohne sich vom Platze zu bewegen. Mit anderen Worten, das heißersehnte Ziel war nicht, eine Kanone herzustellen, die beim Abschuß unbeweglich blieb — was eine mechanische Unmöglichkeit ist —, sondern eine, die nach jedem Schuß wieder ihre ursprüngliche Stellung einnahm. War dadurch ein erneutes Einstellen und Richten erspart, so konnte die Schnelligkeit des Schießens stark erhöht werden. Die Aufgabe stellte sich also so: Wie läßt sich eine Lafette herstellen, die am Boden so befestigt werden kann, daß sie sich nicht bewegt, während das Rohr, das mit der Lafette durch ein federndes, den Rückstoß ausgleichendes Mittel verbunden ist, durch eine geeignete Vorrichtung zurückläuft. In dieser Richtung waren schon von verschiedenen Offizieren Versuche gemacht worden, insbesondere von Hauptmann Locard in der Gießerei in Bourges, aber bisher, soweit Feldgeschütze in Betracht kamen, ohne Erfolg.

Theoretisch schien die Lösung der Aufgabe gelungen, aber die praktische Ausführbarkeit harrte noch des bestätigenden Beweises. Da trat ein merkwürdiger, wenig bekannter Zwischenfall ein, der einen entscheidenden Einfluß auf die Herstellung des neuen Geschützes ausüben sollte.

General Mathieu, der damals im französischen Kriegsministerium an der Spitze der Abteilung für Geschützwesen stand, hatte in Erfahrung gebracht, daß der deutsche Ingenieur Haußner, ein sehr fähiger Kopf, Krupp das Modell einer Kanone „mit langem Rücklauf" oder vielmehr „mit Rohrrücklauf auf der Lafette", wie die deutschen Fachleute sagen, unterbreitet habe. Auch sollte Krupp nach Vorversuchen die Herstellung der neuen Waffe bereits in Angriff genommen haben. Da ließ sich der General, ein guter Menschenkenner, den Major Deport, den damaligen Leiter der Puteauxer Werkstätten, kommen und richtete an ihn geradeheraus die Frage, ob er eine Kanone erfinden könnte, die auf dem Grundsatz des „langen Rücklaufs" beruhte. Major Deport, der mit dem Gegenstand gründlich vertraut war, antwortete nach einigem Nachdenken, er getraue sich die Aufgabe zu lösen. Er ging sofort ans Werk und konnte 1894 dem Kriegsminister General Mercier eine Feldkanone vorführen, die in der Minute fünfundzwanzig Schüsse abzugeben imstande war. Ihre Treffsicherheit war vollkommen, und ihre Standfestigkeit so groß, daß die beiden ersten Kanoniere beim Feuern auf der Lafette sitzenbleiben konnten. Damit war das 75er Feldgeschütz zur Welt gebracht und leistete alles, was der anspruchsvollste Kanonier wünschen konnte.

Es war keine leichte Arbeit gewesen. Monatelang mußte Major Deport seine Nächte opfern, um die neue Waffe in allen Einzelheiten auszuarbeiten; hatte er eine Schwierigkeit überwunden, so sah er sich einer neuen gegenüber, und die völlige Lösung wollte sich nicht finden lassen. Nachdem er einen Schnellverschluß nach Nordenfeltschem Muster angebracht hatte, galt es, eine hydropneumatische Bremse zu erfinden, die den Rücklauf des Rohres allmählich auffing und es wieder in seine ursprüngliche Lage brachte, wozu die Luft hundertfach komprimiert werden mußte. Dann hatte er den sogenannten „selbständigen Aufsatz" (Visiervorrichtung) an dem neuen Geschütz anzubringen. Und das waren nur einige von den vielen Schwierigkeiten. Es stellte sich übrigens heraus, daß die Mitteilung an General Mathieu, die den Anlaß zur Erfindung des 75 mm-Geschützes gab, nicht zutreffend war.

So führte eine falsche Nachricht zu dem glücklichsten Ergebnisse für Frankreich, indem sie den Major Deport zu seiner großen Erfindung veranlaßte. Der Major wurde in zu hohem Lebensalter zum Oberstleutnant befördert, um noch eine befriedigende weitere militärische Laufbahn erhoffen zu können; so verließ er den Dienst, um eine Stellung bei der „Compagnie des Forges" in Châtillon-Commentry anzunehmen, wo er noch heute Leiter der Geschützfabrikation ist.

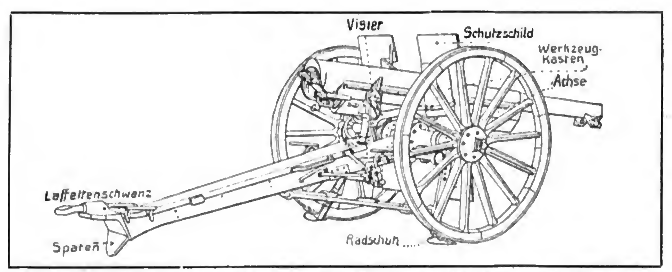


Abb. 2. Die französische 7,5 cm-Kanone. (Ansicht von rechts.) Bei den neuesten Modellen, die zur Ausführung kamen, ist der Schutzschild so angebracht, daß er den Kanonieren einen größeren Schutz gewährt.

Das 75 mm-Geschütz, das Modellgeschütz von 1897, wurde nach Major Deports Abgang von dem damaligen Hauptmann, jetzigen General Sainte-Claire Deville fertiggestellt. Dieser erfand eine neue Art Protzwagen, der den Kanonieren vorzüglichen Schutz verlieh und eine bessere Verteilung der Munition ermöglichte, sowie einen selbsttätigen Entsender, der beliebiges Schnellfeuer gestattet. Unterstützt wurde er vom Hauptmann, jetzt Oberstleutnant Rimailho, einem verdienstvollen Offizier, der sich durch die Erfindung der leichten Schnellfeuer-Feldhaubitze von 115 mm einen Namen gemacht hat.

Jedoch mit der Herstellung einer neuen Waffe war noch nicht alles getan; es mußte auch die Regierung bewogen werden, sie anzunehmen, und das Parlament die ungeheuren Kosten für die Anschaffung genehmigen. Sodann war es vor allem nötig, die Kenntnis von der neuen Feldkanone Frankreichs voraussichtlichen Feinden vorzuenthalten. Das alles besorgte aufs beste General Deloye, Merciers Nachfolger im Kriegsministerium. Durch eine Anzahl klug ersonnener „Offenheiten", schlauer „Andeutungen" und geheimnisvoll veranstalteter „Ausstellungen" brachte er es dahin, daß alle Welt, auch die sonst alles ausschnüffelnden deutschen Spione, der Meinung war, das neue französische Feldgeschütz würde eine Kanone sein (keine von 75 mm), um die sich Hauptmann Ducros lange Zeit gemüht hatte. Die deutsche Artillerie nahm diese „Witterung" mit Eifer auf und brachte 1896, ganz stolz auf ihre Überflügelung der Franzosen, ein dem Ducrosschen ähnliches Schnellfeuergeschütz heraus!

General Deloye bewog die Regierung, die 75 mm-Kanone unter Ausschluß der Öffentlichkeit anzunehmen, und trug kein Bedenken, die schwere Verantwortung auf sich zu laden, die in der Empfehlung einer mit den bisherigen Anschauungen vom Geschützwert völlig brechenden neuen Waffe lag. Ebenso schlug er gelassen einen ganz unbürokratischen Weg ein, um die nötigen Geldmittel ohne Genehmigung des Parlaments zu erlangen. Endlich krönte er sein Werk dadurch, daß er das Parlament bewog, die Anschaffung der 75er durch Überlassung des Erlöses vom Verkauf gewisser bei Paris gelegener Grundstücke sicherzustellen.

Infolge der großen Bescheidenheit, die den General Deloye wie den Major Deport ziert, ist das Verdienst dieser Männer wenig bekannt geworden, obwohl General Galliffet im Februar 1900 vor der Abgeordnetenkammer äußerte: „Sie haben eben einen Mann vor Augen gehabt, dem Sie nicht dankbar genug sein können. Ich meine den General Deloye. Ihm verdanken wir unsere artilleristische Neubewaffnung."

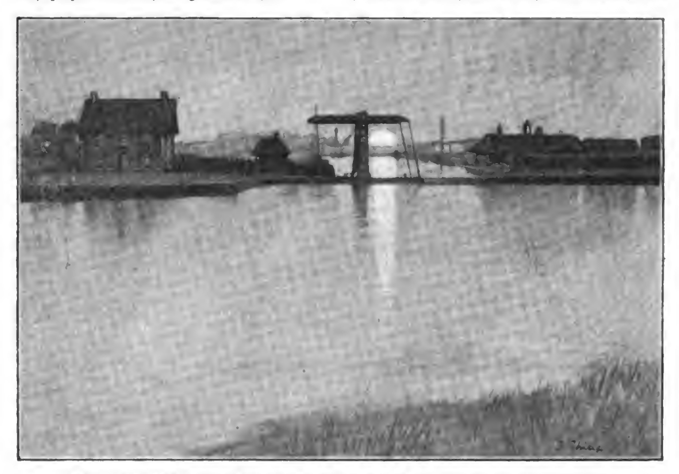
In der Tat ist es für Frankreich ein Glück gewesen, daß es vor zwanzig Jahren einen Major Deport in den Puteauxer Werkstätten und einen General Deloye im Kriegsministerium hatte; denn diese beiden haben ihrem Vaterlande mit vereinten Kräften zu den 75ern und damit zum Heil verholfen."

Soweit das englische Blatt. Die richtige Einschätzung und Beurteilung des Gesagten kann im übrigen den deutschen Lesern ruhig überlassen bleiben.

Vermischtes.

Der Schiffspanzer ist im Krimkrieg geboren worden, also in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals wurden die Schiffe der verbündeten englisch-französischen Flotten von den russischen Strandbatterien so arg zugerichtet, daß man in Frankreich in aller Eile schwimmende, mit Eisenplatten gepanzerte Batterien erbaute, die in der Schlacht von Kinburn ihre Feuerprobe erhielten. Dabei bewährten sich die eigenartigen Fahrzeuge glänzend, denn die russischen Geschosse prallten an den eisernen Platten wirkungslos ab. Auf Grund dieser Erfahrung bauten die Franzosen einige Jahre später das erste Panzerschiff, dessen Rumpf noch aus Hölzern zusammengefügt war, an denen man die Eisenplatten mit langen Holzschrauben befestigt hatte. Die ersten vollständig

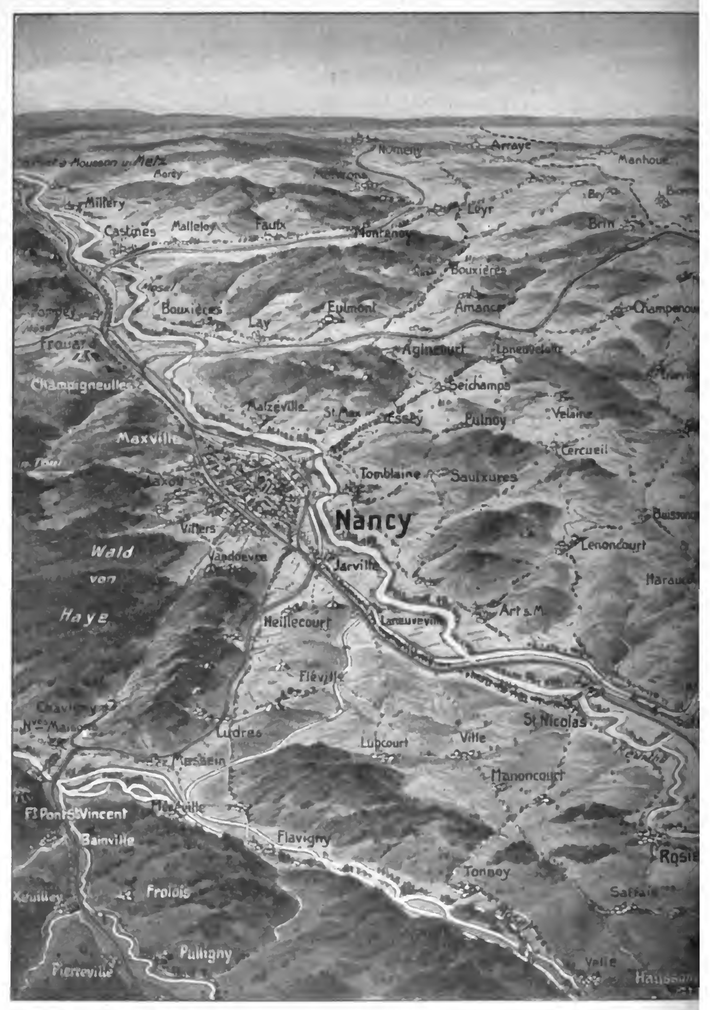
aus Eisen bestehenden Kriegsschiffe, die als die Vorläufer unserer heutigen Panzerschiffe anzusehen sind, wurden in England erbaut. Selbstverständlich blieben die Geschützkonstrukteure diesen Fortschritten auf dem Gebiet des Kriegsschiffbaues gegenüber nicht müßig. Vielmehr suchten sie den Panzerschutz durch Steigerung der Durchschlagskraft der Geschosse unwirksam zu machen. Damit setzte der unablässige Kampf zwischen Geschütz und Panzer ein, den „Technik für Alle“, Stuttgart, in anschaulicher Weise schildert, ein Kampf, der heute noch nicht beendet ist, wenn das Geschütz auch zurzeit die Vorhand gewonnen hat.



Bilder vom westlichen Kriegsschauplatz: Kanal bei Mons. Eine typische belgische Kanallandschaft. Nach einer Zeichnung von J. Thiele.
Die fast überreich den westlichen Teil Belgiens durchziehenden natürlichen und künstlichen Wasserstraßen sind in diesem Kriege mehr als einmal zum ernsten Hindernis für unsere braven Truppen geworden; daß sie aber trotzdem nicht unüberwindlich blieben, sondern von deutscher Beharrlichkeit, Kraft und Tapferkeit bezwungen wurden, dafür liefert die Eroberung Antwerpens ein Beispiel, das beweist ebenso die Erzwingung des Übergangs über den Yserkanal am 22. April 1915.

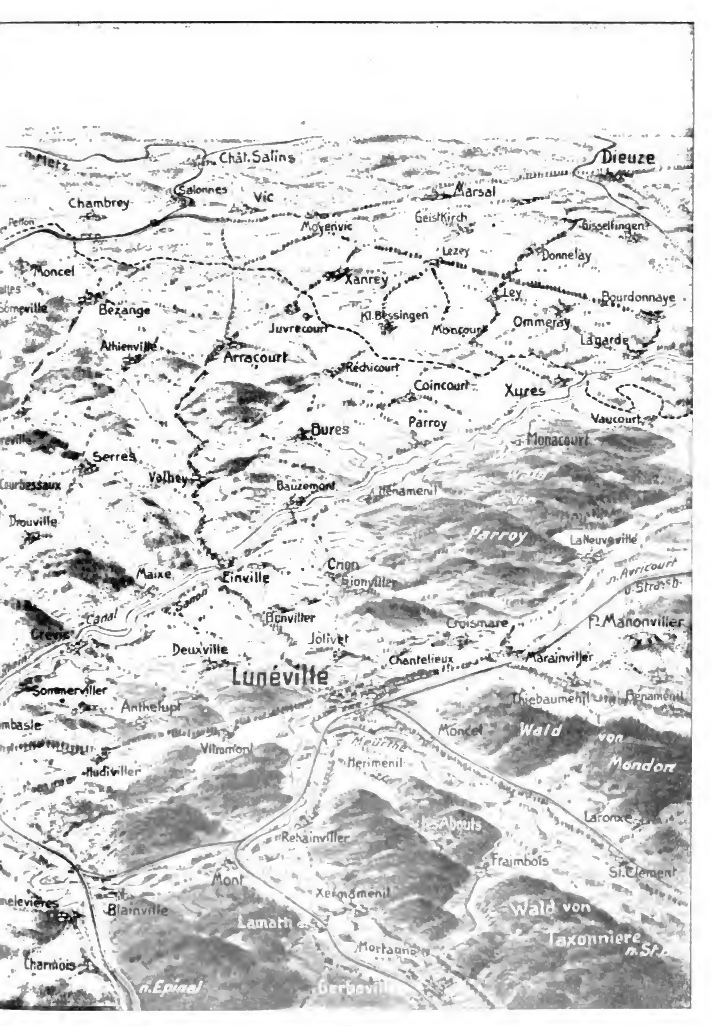
Hafenschänder. Als die Engländer noch nicht das liebe, brave Volk waren wie jetzt, das neutrale Staaten — immer natürlich nur nach englischer Ansicht — vor der Bosheit Deutschlands schützt, da versteiften sie sich einmal merkwürdigerweise auf den Gedanken, eine konkurrierende Handelsflotte zu zerstören. Es war im Jahre 1665, als eine große holländische Handelsflotte, die den Handel zwischen Norwegen und Holland vermittelte, unversehens von den Engländern überfallen wurde. Die holländischen Schiffe flüchteten in den neutralen Hafen von Bergen, das, wie ganz Norwegen, damals unter dänischer Herrschaft stand. Der englische Gesandte in Kopenhagen forderte vom König von Dänemark die Auslieferung der holländischen Flotte und Dänemark sagte dies notgedrungen zu. Dem Admiral der englischen Flotte, Thomas Tiddiman, konnte es aber nicht rasch genug gehen und ehe noch die Antwort des dänischen Hofes eingetroffen war, griff er die niederländische Flotte im Hafen von Bergen an. Der wackere norwegische Kommandeur der Festung hielt es aber für seine Pflicht, seine Neutralität und die unter seinen Schutz geflüchteten holländischen Schiffe aufs Äußerste zu verteidigen, wobei ihn die Holländer unterstützten. Es gelang, die Engländer zurückzuschlagen und sie mußten mit schweren Schäden die Bucht von Bergen verlassen. Der holländische Dichter Vondel hat unter dem Titel „Hafenschänderei“ ein Gedicht gegen die Engländer und ihren Neutralitätsbruch geschrieben, das auch heute noch von Interesse ist und von dem wir in der Übersetzung Alexander Baumgartner's den letzten Vers wiedergeben:

Zu spät die Räuberflotte flieht;
Gleich einer Schlange, deren Glieder
Das Rad des Wagens quetschte nieder,
Sie ihre Lenden nach sich zieht.
Es muß der eitle Traum zerfahren,
Die See befreit vom Recht zu seh'n,
So muß es Königsmördern geh'n!
So müssen Hafenschänder fahren!



Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg“
(monatlich 2 Hefte zu je 30 Pf.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Reliefkarte vo



Nancy-Lunéville

„Wieviel der Krieg auch ungerechte Dinge hervorbringen mag, immerhin, wenn man ihn betrachtet, wie es sich geziemt, wird man etwas von Gerechtigkeit in ihm finden, im Hinblick auf das gerechte und lobenswerte Ende, den Frieden und menschliche Glückseligkeit zu gebären."

Cinuzzi, Hauptmann der Arkabusiere (1604).

Chronik des Krieges

vom 19. bis 24. Mai 1915.

19. Mai. Heftige Artilleriekämpfe zwischen Maas und Mosel und Zurückweisung französischer Angriffe bei Ablain und Ailly. — In Kurland für die Deutschen siegreiche Gefechte an der Dubissa, bei Podubis und südlich des Njemen. — Verzweifelte Gegenangriffe der Russen am San scheitern. — In Südostgalizien ist die russische Offensive ins Stocken geraten. — Gegenstöße der Österreicher und Ungarn bei Sambor und Kolomea haben guten Erfolg und bringen 7000 Gefangene ein. — Aus Südwestafrika kommt die Nachricht, daß Windhuk von englischen Kaptruppen besetzt wurde.

20. Mai. Vergebliche Angriffe der Engländer bei Neuve Chapelle und der Franzosen bei Ailly. — Deutsche Fortschritte an der Dubissa. — Gefechte im Bergland von Kielce nehmen einen für die Verbündeten günstigen Verlauf. Auch bei Jaroslau und Drohobycz erringen sie neue Erfolge. — Der russische Panzerkreuzer „Panteleimon" wird auf der Höhe von Midia torpediert. — Bei den fortgesetzten Kämpfen auf Gallipoli bleiben die Türken im Vorteil. — Kriegssitzung der italienischen Kammer.

21. Mai. Auf der Westfront werden englische und französische Teilangriffe abgeschlagen. — In Kurland wird ein russisches Reiterregiment bei Schawdiny aufgerieben. — Russische Nachtangriffe bei Schaulen und an der Dubissa scheitern. — Östlich Czernowitz mißglückt ein russischer Versuch zur Überschreitung des Pruth.

22. Mai. Heftige Kämpfe bei Givenchy, Lorettohöhe, Ablain, Neuville und im Priesterwald. — Bei Schaulen wird der russische Nordflügel mit einem Verlust von 1600 Gefangenen geschlagen. Auch an der Dubissa und südlich des Njemen bleiben die Deutschen im Vorteil. — In der Lysagora, bei Jaroslau, am oberen Dnjestr und bei Czernowitz unternehmen die Russen ergebnislose Gegenangriffe. — Niederlage der Engländer und Franzosen gegen die Türken bei Seddul Bar.

23. Mai. Englische Nachtangriffe zwischen Neuve Chapelle und Givenchy werden abgeschlagen; ebenso französische an der Lorettohöhe. — Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn.

24. Mai. Gute Fortschritte der Deutschen vor Ypern, während die Engländer und Franzosen sich bei Neuve Chapelle, Givenchy und Lorettohöhe wieder blutige Köpfe holen. — Schwere russische Schlappen an der Dubissa und bei Cirugola. — Ein glänzender Sieg Mackensens bei Radymno bringt 25000 Gefangene, 64 Geschütze und 64 Maschinengewehre ein. — Die k. und k. Truppen erringen südöstlich Przemysl weitere Erfolge. — Erfolgreicher Angriff der österreichisch-ungarischen Flotte auf die Befestigungen an der italienischen Ostküste. — Scharmützel an den Grenzen Tirols und Kärntens. — Abberufung des deutschen Botschafters aus Rom. — Abschluß eines japanisch-chinesischen Vertrags, durch den große Teile Chinas unter japanische Vormundschaft gestellt werden.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Wintergefechte im Oberelsaß.

Von **Anton Fendrich**. Mit 2 Karten u. 4 Abbildungen.

Unsere Feldgrauen haben in den Schützengräben des Sundgaus nun bald zehn Monate geseufzt über die merkwürdige Weichmütigkeit Bismarcks, ausgesprochen Bismarcks, die während der Friedensverhandlungen von 1871 sich erst in dem Augenblick einstellte, als der Besitz der Festung Belfort zur Sprache kam. Die Achtung vor dem Heldenmut der Verteidiger schlug damals in Gefühlsschwäche um. Und jene unsachliche Milde rächt sich nun seit dreiviertel Jahren bitter an unseren Truppen. Wir haben in unserer ersten Schilderung der Sommer- und Herbstkämpfe an den Vogesenhängen und im Sundgau geglaubt sagen zu dürfen, daß die überall in den von den Franzosen besetzten Dörfern auf die mitteleuropäische Zeit zurückgestellten Uhren bald wieder die richtige Stunde zeigen würden. Das ist auch für Mülhausen und viele kleinere Städtchen und Dörfer eingetroffen. Aber von den 14500 Quadratkilometern des Reichslandes sind etwa 600, also der 24. Teil, fest in den Händen des Feindes geblieben. Die gegen 50 km lange Linie unserer Westfront im Oberelsaß verläuft von Wattweiler bei Sennheim über den Hartmannsweilerkopf zwischen Ober- und Nieder-Aspach hindurch über die beiden Dörfer Ober- und Nieder-Burnhaupt zum Spechbach, dann gegen Illfurt, Aspach—Altkirch, Hirzbach, Hiesel und Moos bis zur Schweizergrenze. Natürlich hat diese Linie während des Winters und Frühjahrs manche Veränderung erfahren, die oft wieder zurückkorrigiert wurde. Aber es handelte sich an allen Stellen immer nur um ganz wenig Kilometer breite Gebiete. Meist aber nur um den Besitzwechsel einiger Schützengräben. Nach den Gebirgskämpfen im Herbst waren einige Wochen verhältnismäßiger Ruhe eingetreten, und mit dem ersten Dauerschnee fingen die durch den Joffreschen Armeebefehl vom 17. Dezember angekündigten zweiten Offensivstöße wieder an. Die alten französischen Truppen waren durch eine Reihe neuer Bataillone Alpenjäger wieder abgelöst worden, und auch sonst verringerte der einsetzende Winter die Schwierigkeiten für unsere Feldgrauen nicht, obwohl deren Leistungsfähigkeit durch die neu hinzugekommenen Schneeschuhkompagnien erhöht worden war. Das Gewirr der vielen Kuppen und Köpfe, in die das zerklüftete Bergland der oberen Vogesen durch zahllose Täler und Seitentälchen zerlegt wird, wurde durch die tief überschneiten oder gar verharschten und überfrorenen Hänge zu einem Kriegsgebiet, in dem oft täglich Leistungen vollbracht wurden, wie sie aus dem Siebziger Krieg nur von den Kämpfen am Gaisberg und an den Spicherer Höhen bekannt sind. Französische Gefangene berichteten übereinstimmend, daß man überhaupt mit einem deutschen Versuch, die französischen Linien im Winter aus den Tälern nach oben auf die Kämme zurückzudrücken, gar nicht gerechnet habe. Der Feind hatte überall die Vorteile der überhöhten Stellung und der leichten Verteidigungsfähigkeit der Straßen und Wege. Angriffe ohne Flankenfeuer, die dazu meistens über Geröll, umgestürzte Bäume und nur mit Eisstollen zu ersteigende Hänge ausgeführt werden mußten, waren für die Unseren gar nicht denkbar. Was die deutschen Truppen der verschiedensten Stämme des Reichs in ihren die Einförmigkeit des Stellungskampfes unterbrechenden kleinen Offensivunternehmungen im Winterfeldzug in den Vogesen geleistet haben, das kann erst später einmal in einem Buch der Heldentaten geschildert werden, wenn die Teilnehmer zurück sind und nach ihrem rauhen Leben voll stiller Todesverachtung das Erzählen wieder gelernt haben.

Einer der meist umstrittenen Kampfräume war der von Sennheim. Das Landstädtchen war schon im August von den Franzosen erobert worden und befand sich aber schon von September an wieder in deutschen Händen. Die Bedeutung, die dem Raum von Sennheim von beiden Parteien beigelegt wurde, ist deutlich sichtbar an der ungeheuren Energie, mit der im schlimmsten Winterwetter, in Regen und Schnee vom Dezember bis weit in den Frühling hinein um diesen Teil des Vogesenrandes gekämpft wurde. Sennheim mit den nördlich davon liegenden Gebirgsdörfern Steinbach und Uffholz ist für die Franzosen bei ihrem nie ruhenden Vordrängen in die Rheinebene unentbehrlich als Kreuzungspunkt zweier Vogesenbahnen und als Knotenpunkt zweier wichtiger Landstraßen. Seine große Bedeutung bekommt es aber hauptsächlich durch den unter dem Namen „Höhe 425" bekannt gewordenen Hügelzug, der ungefähr 2 km lang von West nach Ost verläuft, sich etwas über 200 m über die Talsohle erhebt und das Gelände bis gegen Mühlhausen hin und besonders die wich-

tige Bahnlinie beherrscht. Dieser Höhenzug fällt nach Süden in einen offenen, mit Reben bebauten, ziemlich steilen Hang an die dem Talrand folgende Straße von Sennheim nach Altthann ab. Den Norden schließt das Tälchen von Sennheim ab und nach Osten verläuft die Höhe in einer schmalen Nase, die in dem durch die Straßengabelung Sennheim—Steinbach und Sennheim—Thann gebildeten Winkel hineinragt. Der nach Westen in eine kleine Schlucht abfallende Hang ist dicht bewaldet und ermöglichte den Franzosen eine gedeckte Aufstellung ihrer Reservetruppen wie auch eine gedeckte Annäherung



Abb. 1. Der Kampf um Sennheim.

gegen die Höhe. Auch der Nichtstratege kann aus diesen Angaben und aus beistehendem Kärtchen die außerordentliche Wichtigkeit des Besitzes dieser Höhe ermessen.

Das erste Gefecht des Winterfeldzuges in den Vogesen, das auf den 14. Dezember fiel, galt dieser Stellung und dem nördlich liegenden Dorf Steinbach. Die Kirchgänger des Gebirgsfleckens traten gerade aus dem Morgengottesdienst auf die Straße, als sie zu ihrem Schreck bemerkten, wie es auf den umliegenden Hügeln, besonders aber auf der 425er Höhe, lebendig wurde. Auf eine kurze Kanonade folgte starkes Infanteriefeuer, und zwischen ein und zwei Uhr fluteten die Rothosen, durchsetzt mit dunkel gekleideten Alpenjägern, herunter ins Tal. Die Bevölkerung flüchtete in die Keller, und die paar Landwehrleute wehrten sich mit Todesverachtung, bis sie der französischen Übermacht erlagen. Der Pfarrer, der Bürgermeister und der Lehrer wurden in den Schulsaal eingesperrt, wo sie 24 Stunden später auf dem Schulhof das Hurra der anstürmenden Deutschen vernahmen. Die eintägige Franzosenherrschaft von Steinbach war zu Ende. Die Höhe 425 wurde aber erst am nächsten Tag zurückerobert.

Auf den Südosthängen des großen Belchen, an deren Ausläufern das Kampfgebiet von Sennheim liegt, wurde bald darauf alles weiß und still, und unsere Feldgrauen hofften schon, frohe Weihnacht feiern zu können. Aber ausgerechnet am ersten Weihnachtstag brachen die Franzosen aus ihrer Schlucht westlich von der Höhe 425 vor, erreichten am zweiten Feiertag den Waldsaum und begannen nun, da jeder Versuch, Steinbach zum zweitenmal zu nehmen, mißlang, ein wütendes Artilleriefeuer, das den schönen Elsäßer Flecken von Grund aus zerstörte. Andere Artillerieangriffe, die mit einer ungeheueren Munitionsverschwendung ausgeführt wurden, machten am Silvesterabend auch die Höhe 425 unhaltbar. Die Schützengräben dort oben wurden von den Unseren geräumt; aber als Neujahrsgeschenk wurde die Höhe durch einen alles überrennenden, glänzend ausgeführten Bajonettangriff in der Nacht vom 31. Dezember auf 1. Januar wieder geholt. Schon am 2. Januar mußten jedoch die Deutschen noch einmal den Rückzug antreten, weil die Franzosen einen noch tolleren Granatregen als bisher, der sich auch auf Uffholz und Sennheim ausdehnte, niedergehen ließen. Nun kamen auch die schweren Stunden, wo die Bevölkerung von Uffholz und Sennheim zwangsweise, unter Tränen und mit der dürftigsten Habe beladen, zur Räumung ihrer heimischen Stätten veranlaßt werden mußten. Die Züge von Flüchtigen, die auf dem raschen Weg über den Rhein hinüber in ihrem Rücken die Heimatdörfer brennen sahen, fanden im Markgräflerland und im Schwarzwald gastliche Aufnahme.

Am 7. Januar, morgens gegen 3 Uhr, wurden die frischen deutschen Kräfte bereitgestellt, denen die Aufgabe zugeteilt war, die Höhe 425, von der aus schon einzelne Bahnhöfe der Linie

Sennheim — Mülhausen erfolgreich beschossen worden waren, von neuem zurückzugewinnen. Bei Tagesanbruch fingen die deutschen Geschütze aus wohlgewählten Stellungen in der Ebene die sofort in die Schlucht hinter der Höhe 425 herbeieilenden französischen Reserven an zu beschießen, und zu gleicher Zeit machte die Infanterie einen Sturmangriff auf die Osthänge des Höhenzugs. Gegen Mittag war das Gefecht entschieden, und auch ein wütender Gegenangriff der Franzosen konnte die Stellung den Unseren nicht mehr entreißen. Fünfhundert gefallene Alpenjäger bedeckten das Kampffeld, und ein-



Phot. Rud. Levi.

Abb. 2. Die Kirche in Sennheim. Aufgenommen durch das Granatloch eines zerschossenen Hauses.

hundertfünfzig unverwundete Franzosen fielen gefangen in unsere Hände. Das zerstörte Steinbach wurde von beiden Parteien geräumt, und seit den ersten Januartagen ist ein Versuch der Franzosen, über die Höhe 425 und über Sennheim vorzustoßen, nicht wieder gemacht worden.

Dagegen warf sich nun die ganze Zähigkeit und die ganze Wut der beiden Gegner auf eine näher dem Gr. Belchen zu liegende Stellung, den Hartmannsweilerkopf, den die Kämpfe um seinen Besitz noch berühmter machten, als die Höhe bei Sennheim. Es war kein schlechter Tausch, den die Franzosen vorhatten, als sie für die verlorene Höhe 425 den Hartmannsweilerkopf einwechseln wollten. Dieser Berg ist ein wahrer Wachtturm zwischen Sennheim und Gebweiler, d. h. zwischen den Mündungen zweier wichtiger Vogesentäler, des Thur- und des Lauchtals, in das Rheinvorland. Die Beherrschung des Dreiecks Sennheim-Mülhausen-Gebweiler mit seinen Straßen- und Eisenbahnlinien ist von dem 956 m hohen, direkt aus dem Rheintal aufsteigenden Hartmannsweilerkopf geradezu unbestritten. Bis in die Tage des Ringens um die Höhe 425 lagen einander auf dem Hartmannsweilerkopf nur deutsche und französische Wachtposten gegenüber. Erst Anfang Januar baute sich eine Kompagnie von Alpenjägern auf dem höchsten Punkt des Kopfes aus Felsen und Baumstämmen eine Wallfestung, die den Gipfel des Berges ellipsenförmig umschloß. Die ersten deutschen Angriffe auf die Ringburg scheiterten an der guten Geländekenntnis des Gegners und den mangelnden Erfahrungen der deutschen Truppen im winterlichen Gebirgskrieg auf so bedeutenden Höhen. Am 18. Januar aber war der Bergkopf mit der französischen Naturfestung von allen Seiten umschlossen. Langsam hatten sich Mecklenburger Jäger, Württemberger und Holsteiner Infanteristen und dazu eine zu Fuß fechtende Ulaneneskadron an die Kuppe des ringsum steil abfallenden Kegels herangepirscht, bis sie an die Drahthindernisse kamen. Die Nacht brach schon um vier Uhr abends ein, und bald darauf stiegen über dem Schnee die dunkeln Säulen der Minenwerfer in die Luft. Bei der Jägertanne, einem Sattelpunkt, über den vom Hartmannsweilerkopf zu dem gleichfalls von den Franzosen besetzten 1125 m hohen Molkenrain ein bewaldeter Rücken führt, hatten in der Nacht die deutschen Deckungstruppen stark zu kämpfen, um Entsatzversuche französischer Jäger vom Molkenrain her zu vereiteln. Auch auf dem Rehfelsen (siehe Karte) und am Sandgrubenkopf lagen deutsche Abteilungen zur Abwehr gegen Angriffe aus der Richtung des von den Franzosen besetzten Hirzensteins. Am Morgen des 19. Januar wurden noch mehr deutsche Truppen herangezogen und der Ring um die Verteidiger immer enger geschlossen. Die ersten Schüsse aus den deutschen Haubitzen waren so wohlgezielt, daß der Offizierunterstand in der Ringfeste getroffen und zerstört und zwei Offiziere mit einigen Mann getötet wurden. Ohne den letzten Sturmangriff abzuwarten, streckten die Verteidiger des Hartmannsweilerkopfs die Waffen und ließen sich in der Stärke von einhundertfünfzig Mann und einem Offizier gefangen nehmen.

Nicht so leichten Kaufs gaben die Franzosen

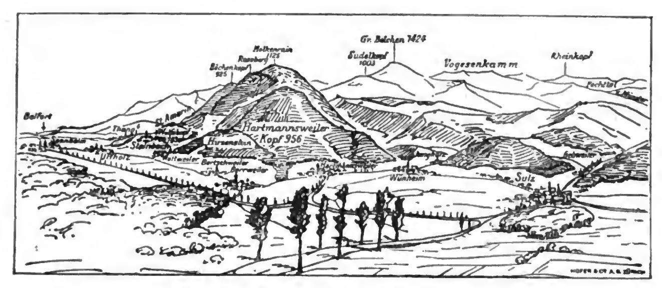


Abb. 3. Der Hartmannsweilerkopf und seine Umgebung.

den Hirzenstein preis. Um acht Uhr am 21. Januar donnerte die deutsche schwere Artillerie aus der Ebene der französischen Besatzung des Hirzensteins eine halbe Stunde lang ihre Morgengrüße zu. Auf die Granaten folgten Minen als weitere Gabe. Um 9,30 Uhr traten die Rheinländer zum Sturm an und vollendeten im erbitterten Nahkampf mit der blanken Waffe in zwanzig Minuten das blutige Werk.

Während voller zweier Monate versuchten die Franzosen mit immer stärkeren Kräften vom Sudelkopf und Molkenrain her den verlorenen Wachtturm über der Rheinebene, der vor allem die Bahnlinie Mülhausen—Kolmar vor dem französischen Feuer schützte, wieder in ihre Gewalt zu bekommen. Das Kriegsglück wogte wochenlang hin und her, aber erst am 26. März gelang es den bataillonsweise heranrückenden Alpenjägern, die Unseren über den östlichen Kuppenrand des Hartmannsweilerkopfs hinabzudrängen, allerdings ohne Erfolg in der Richtung des Hirzenstein zu haben, dessen gute Positionen uns vorzügliche Dienste leisteten. Unser Widerstand schien die Kräfte der Franzosen zu verdoppeln. Am 7. April gelang es ihnen auch, die südöstliche Ausrundung der Kuppe des Hartmannsweilerkopfs in ihre Gewalt zu bekommen. Nun war starke Gefahr im Verzug. Um nicht durch den Zuzug starker französischer Kräfte aus dem hinteren St. Amarintal eine Gefährdung unserer Stellungen zu ermöglichen, mußten in beschleunigtem Verfahren die französischen Abteilungen im Fechttal und auf den Höhen des Schnepfenriedkopfs durch eine deutsche Aktion gebunden werden, während zu gleicher Zeit die gemischten Abteilungen der Deutschen ihre Angriffe auf die Kuppe des Hartmannsweilerkopfs wieder aufnahmen. Aber die Franzosen wehrten sich mit der Wut der Verzweiflung. Ein Sturmangriff wurde durch die bei Kohlschlag (siehe Karte) stehende schwere französische Artillerie zum Stehen gebracht. Schwere Nebel und starkes Schneetreiben machten nicht nur der deutschen Aktion ein vorläufiges Ende, sondern deckten einen dichten Schleier über die neuen Vorbereitungen der Deutschen, die im Schutze des unsichtigen Wetters sich um ein paar hundert Meter näher an die Spitze des Kegels heranschoben. Die Katastrophe führte eine außerordentlich listig ausgedachte Verwendung der schweren deutschen Geschütze herbei. Einen ganzen Tag lang beschossen unsere Haubitzen die Wallfeste auf dem Hartmannsweilerkopf mit einer Ausgiebigkeit, daß die Verteidiger jeden Augenblick den Sturm erwarten mußten. Dann trat plötzlich eine Feuerpause von einer Stunde ein, ohne daß die Erwartung der Franzosen sich erfüllte. Dann setzte das Feuer wieder ein, und anstatt durch einen Angriff wurde der Feind wieder durch absolute Stille überrascht. So ging es vom Morgen bis gegen Abend, und als der Feind schon gar nicht mehr mit einem Sturmangriff rechnete und erschöpft von den seelischen Strapazen der Beschießung sich der Ruhe hingeben wollte, kroch es auf einmal von allen Seiten den Berg herauf, und ehe sich die siebenhundert Mann starke Besatzung recht besonnen hatte, war sie überrumpelt und gefangen genommen. Die deutschen Verluste haben drei Tote und einige Verwundete betragen. Seither ist der Wachtturm über dem Dorf Hartmannsweiler wieder im deutschen Besitz.

Die obengenannten im Zusammenhang mit dem Ringen um den Hartmannsweilerkopf stehenden Kämpfe im Fechttal, das von Münster

über Metzeral in südwestlicher Richtung verläuft, waren besonders hart und schwer. Aber sie haben ihren Zweck erreicht. Die Franzosen waren in die Stellungen, um die es sich handelte, schon Mitte Februar zurückgedrängt worden. Nur hatten damals jene noch heißeren Gefechte den Sinn, auf die Höhen des hinteren St. Amarintales vorzudringen und den Franzosen den Rückzug aus Thann abzuschneiden und ihre Stellungen aus dem Rücken zu beschießen. Die blutigsten Kämpfe entwickelten sich vom 19. Februar an den Hängen des Reichsacker- und Sattelkopfs.

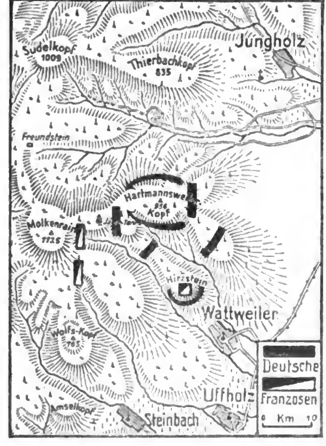


Abb. 4. Die Stellungen der Gegner vor dem Sturm auf den Hartmannsweilerkopf und den Hirzstein.

Ein bayrisches Regiment und württembergische Landwehr haben dort, wie der halbamtliche Bericht aus dem Hauptquartier besonders hervorhebt, ganz Außerordentliches geleistet. Die Bayern waren junge Truppen, die hier ihre Feuertaufe erhielten, die aber eine Ausdauer und Unerschrockenheit bewiesen, wie die ältesten kampferprobten Bataillone. Den Spaten in der Hand, das Gewehr in der anderen, Eisstollen an den Füßen, krochen sie die fast senkrechten, glatten Hänge hinan, von der Höhe und von Baumschützen überall umlauert und beschossen. Fünfmal erklommen die Tapferen die steilen Höhen, und fünfmal wurden sie von dem übermächtigen Feuer des Gegners zur Umkehr gezwungen. Aber immer wieder sammelten sie sich auf der Straße, die, im halben Hang eingeschnitten, einige Deckung bot, und wo sie, in ihre Mäntel gehüllt, eine bange Nacht verbrachten. Viel zu schaffen machten unseren Braven bei diesen hartnäckigen Gebirgskämpfen die kleinen leichten „Eselskanonen“ der Alpenjäger. Diese rasch auseinander zu nehmenden und ebenso flink wieder zusammenzusetzenden Geschütze, die, in ihre Einzelteile zerlegt, ohne große Schwierigkeiten von kräftigen, saumpfadsicheren Mauleseln bis auf die Gipfel der besetzten Höhen verbracht werden können, vermögen sich dem Angreifer solcher Höhenstellungen leicht sehr empfindlich bemerkbar zu machen. Das zeigte sich auch hier. Für unsere Artillerie machte hingegen der Transport der Geschütze die größten Schwierigkeiten. Mit den Stücken der teilweise auch bei uns schon vorhandenen leichten Gebirgsartillerie ging es ja noch. Mehr Mühe kostete aber das Hinaufbringen der schweren Geschütze, um so mehr, als dies unbemerkt vom Feind geschehen mußte. Ein schwerer Mörser machte die Fahrt, auch von den Feldgrauen nicht entdeckt, in einem hoch mit — Heu beladenen Wagen. Am zweiten Tag, dem 20., gab, unterstützt von gewaltigem Feuer aus neu aufgestellten Geschützen, der sechste Ansturm den blutig erkauften Kamm in ihre Hände. Die Reihen der Führer und der Mannschaften waren lichter geworden, ein Bataillonskommandeur, der seinen Leuten vorausstürmte, fiel, als er eine Handgranate in die französische Stellung warf. In ihr und hinter ihr am jenseitigen Hang war die weiße Erde mit den dunklen Gestalten gefallener Alpenjäger besät; nur wenige entgingen dem Tode durch Flucht. Sie sind in den französischen Alpen zu Hause, und der Gebirgskrieg ist ihr eigentliches Element; jeder Einzelne ist ein Scharfschütze. Bei diesen ausgezeichneten Eigenschaften des Gegners sind die Leistungen unserer jungen Angriffstruppen, die nicht aus den Bergen stammen, ganz besonders bemerkenswert. Fünf Tage und fünf Nächte lagen sie unter freiem Himmel in den verschneiten Gefechtsstellungen und lebten von dem Brot und den Konserven, die sie mitgenommen hatten. Erst am 23. Februar war die Lage vollkommen geklärt und die ganze Stellung, gegen die der Angriff angesetzt war, in deutschen Händen.

Schließlich seien noch zwei kleinere Versuche der Franzosen, die deutsche Front zu durchbrechen, erwähnt. Nämlich das Nachtgefecht um das Dorf Oberburnhaupt im Sundgau vom 7. auf

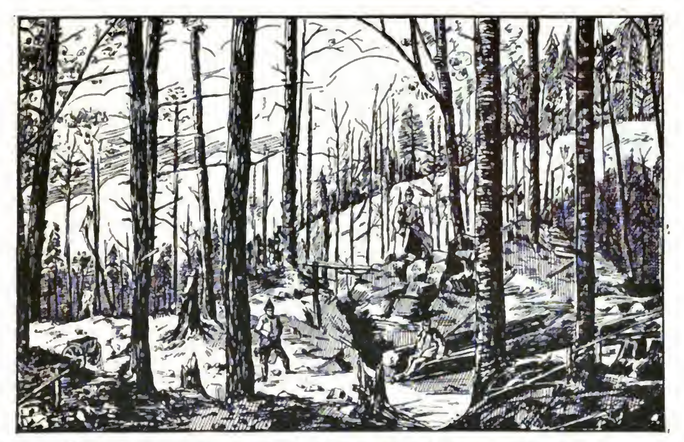


Abb. 5. Am Hartmannsweilerkopf. Im Vordergrund rechts ein Schützengraben mit Feldbefestigung. Nach einer Federzeichnung von Franz Forster.

den 8. Januar, und die Überrumpelung bei Ammersweier vom 27. Januar.

Die einzige deutsche Kompagnie, die am 7. Januar in den Schützengräben von Oberburnhaupt lag, war heilfroh, als nach einem merkwürdig lebhaften Artilleriefeuer, das den ganzen Tag über angedauert hatte, gegen Abend Regen und Sturm einsetzte, so daß man mit einem französischen Angriff kaum zu rechnen brauchte. Aber schon die Art der artilleristischen Vorbereitung hatte Besonderes erwarten lassen. Die französischen Batterien waren zugweise mit nur je zwei Geschützen auseinandergezogen worden, so daß das Einschießen der deutschen Artillerie sehr erschwert wurde. Als nun nach Einbruch der Nacht das schlechte Wetter sich zu einem schweren Orkan mit Platzregen ausgewachsen hatte, war es den deutschen Horchposten unmöglich, das Vorrücken starker französischer Kräfte zu melden, die mit einem Handstreich die zwei ersten deutschen Gräben nahmen und ihre Besatzung entweder erschossen oder gefangen nahmen. Nur ein Unteroffizier war mit zwölf Mann in einem verschlossenen Unterstand unbeobachtet geblieben und wartete dort so lange, bis ein Trupp sich zurückziehender Franzosen in dem gleichen Graben Schutz suchte und dort in Gefangenschaft der zurückgebliebenen Deutschen geriet. Unterdessen hatten die Franzosen den westlichen Teil von Oberburnhaupt in Besitz genommen und sich in den Häusern auf Verteidigung eingerichtet. Die Deutschen hatten um 9 Uhr abends zwei Kompagnien Landwehr zur Verstärkung im östlichen Teil von Oberburnhaupt erhalten. Die französischen Scheinwerfer warfen ihr weißes Licht zwar in alle Straßen des Dorfes und auch auf das Gelände östlich vom Dorf; aber auch den Unseren gereichte das Unwetter zum Schutz, und sie gelangten in die ersten Häuser der Ostseite von Oberburnhaupt, ohne Feuer zu erhalten. Bei strömendem Regen und eisigem Wind standen unsere Leute bis morgens halb fünf Uhr. Da begann der Artillerieangriff von deutscher Seite auf das westliche Dorf. Pioniere mit Gewehr und Handgranaten nähern sich den von den Franzosen besetzten Häusern, und jetzt ging der Tumult los. Aus den Scheunen und von den Dächern, aus Türen und Fenstern, ja direkt aus den Mauern, in die die Franzosen Schießlöcher geschlagen hatten, blitzte und funkte es. Bis elf Uhr mittags zog sich der erbitterte Ortskampf hin. Haus für Haus wurde zuerst mit Handgranaten und Gewehrfeuer bearbeitet und dann mit dem Bajonett gestürmt. Gegen Abend war das Dorf gesäubert, aber unter dem Schutz ihrer Artillerie gingen die Franzosen noch einmal in einem gewaltigen Ansturm gegen uns los. Die meisten Rothosen fielen unter unseren Maschi-


Phot. Bohrer.
Abb. 6. Die zerschossene Kirche in Niederaspach.

während des zu Kaisers Geburtstag abgehaltenen Festgottesdienstes. Eine feindliche Truppenmacht überrannte die deutsche Feldwache in der Richtung von Ammersweier, und zu gleicher Zeit erfolgte ein französischer Angriff in der Richtung auf Aspach. Durch Gegenangriffe, geführt von einer Landwehr- und einer Landsturm-Kompagnie, waren die rasch verlorenen Stellungen abends wieder in deutschen Besitz gebracht.

Die Kämpfe im Sundgau und in den Südvogesen müssen zu den schwersten

nengewehren. Nur wenige erreichten den schützenden Wald. Als eine Kompagnie sah, daß es ihnen schlecht ging, riefen sie nach einem Parlamentär. Ein unvorsichtiger deutscher Leutnant stieg aus dem schützenden Graben, um im nächsten Augenblick von französischen Kugeln durchbohrt zurückzusinken. Noch die ganze Nacht dauerte der Infanteriekampf. Erst am Morgen des 9. Januar war bei Anbruch des Tages kein Feind mehr vor der deutschen Front zu sehen. Die Deutschen hatten einen Verlust von 150 Mann an Toten, Verwundeten und Vermißten; die Franzosen einen solchen von 1000 Mann, darunter 480 Gefangene.

Die Überrumpelung vom 27. Januar geschah

kriegerischen Leistungen im Feldzug 1914/15 gezählt werden und dürfen sich den Karpathenkämpfen würdig an die Seite stellen. Was in ihnen an Erfolgen erreicht worden ist, nämlich die Verhinderung des Durchbruchs eines zahlenmäßig und durch seine natürlichen Stellungen außerordentlich begünstigten Gegners ist nach unserer Überzeugung nicht zum wenigsten erreicht worden durch die Kompagnien militärischer Schneeschuhläufer, die, als eine Improvisation und zumeist aus Kriegsfreiwilligen bestehend, zwar vor manche Probleme in der praktischen Verschmelzung von sportlichen und militärischen Aufgaben gestellt waren, sie aber nach allem, was man von Kennern darüber hört, restlos lösten.

Der Krieg zur See.

Die deutsche Flotte an Englands Ostküste.

Von **Dr. Kurt Floericke.** Mit 5 Abbildungen.

Kaum umdüsterte die frische Trauerkunde von den Falklandsinseln alle deutschen Herzen, als auch schon unsere wackere Nordseeflotte durch die Beschießung der englischen Ostküste am 16. Dezember dafür sorgte, diesen Eindruck wieder zu verwischen und dem englischen Siegeshochgefühl einen äußerst wirksamen Dämpfer aufzusetzen. Der Tag von Scarborough und Hartlepool war nun schon der dritte kräftige Hammerschlag gegen das eherne Tor Altenglands, denn die kühne Tat des U 9 war der erste und das Donnern deutscher Geschütze vor Yarmouth der zweite. Diese dröhnenden Hammerschläge wecken das in jahrhunderte langer Sicherheit dahinträumende englische Volk furchtbar aus seinem Schlafe. Mehr werden folgen, bis der verbarrikadierte Weltverbrecher von panischem Entsetzen ergriffen sein wird. Hüte dich, England: der Rächer ist da!

Der diesmalige Vorstoß deutscher Seestreitkräfte zielte etwas weiter nördlich gegen die Felsengestade der Grafschaft Yorkshire, so daß die von Helgoland ausgehenden Schiffe fast genau westlichen Kurs einschlugen und auf dem unmittelbarsten Wege quer über die Nordsee fahren

konnten. Daß sie dies trotz der englischen Spähschiffe und Minenfelder teilweise bei Nacht und mit größtmöglicher Geschwindigkeit tun konnten, stellt nicht nur ihrer Leistungsfähigkeit, sondern auch ihrem Nachrichtendienst ein glänzendes Zeugnis aus. Über die Zusammensetzung des Geschwaders ist Näheres bisher nicht bekannt gegeben worden, aber aus der Art der aufgefundenen Geschosse läßt sich folgern, daß mehrere der großen Panzerkreuzer beteiligt waren, die jedenfalls von einer Anzahl leichter Kreuzer und Torpedoboote oder Zerstörer begleitet und gedeckt wurden. Die diesmal vom Kriegsgott heimgesuchte Küstenstrecke ist den Engländern besonders ans Herz gewachsen, denn hier befinden sich eine Reihe ihrer beliebtesten Seebäder, die teils von der vornehmen Gesellschaft, teils vom Mittelstande alljährlich massenhaft besucht werden, obwohl ihre Kahlheit, Baumlosigkeit und Nüchternheit für den deutschen Geschmack wenig Verlockendes bietet. Scarborough, das seit Entdeckung seiner heilkräftigen Eisenquellen im Jahre 1620 sich als Kurort großen Ansehens erfreut, ragt auf hammerförmiger Halbinsel aus zerklüftetem Strande weit ins Meer hinaus, und sein Wahrzeichen ist ein halb zerfallenes Normannenschloß aus dem 12. Jahrhundert auf wild umbrandetem Felsen. Im Hintergrunde liegen die üppigen Sommerhäuser der englischen Kohlenmagnaten, aber die Stadt selbst ist ein schmutziges, rauchiges Nest, und der berühmte Kurpark nach deutschen Begriffen eine höchst öde Anlage. Es gehört schon unverfälscht englischer Geschmack dazu, Scarborough zum Sommeraufenthalt zu wählen. Die völlig baumlosen Fremdenviertel machen mit ihren roten, stets nach dem gleichen Schema erbauten kleinen Häuschen und den dürftigen Vorgärten einen unglaublich nüchternen und stumpfsinnigen Eindruck; da wirkt die alte, winkelige Fischerstadt schon malerischer. Der hauptsächlich der Küstenschiffahrt dienende Hafen wird durch eine Anzahl von Batterien beschützt. Das an der großen Trichtermündung des Tees gelegene Hartlepool ist mit seinen 70000 Einwohnern eine reiche Industrie- und Handelsstadt, die ihren Aufschwung der Ausbeutung der großen Kohlenreviere von Durham verdankt. Hier ist die Küste niedrig und der Strand liegt meilenweit offen da, so daß er durch Kunstbauten verstärkt werden mußte, um den Ansturm des Meeres abzuwehren. Militärisch wichtig sind die großen Werften, auf denen stets halbfertige Schiffe aller Art anzutreffen sind, und auf denen schon so manche schmucke Jacht auf Kiel gelegt worden ist. Reizvoller wirkt das zwischen den beiden Städten an der Mündung des Esk-Flusses gelegene Whitby, berühmt durch seine alte Abtei, zu deren ersten Insassen der fromme Dichter Caedmon gehörte. Man muß eine 200-stufige Treppe zu ihr emporklimmen, da sie auf hoher Felsenklippe gelegen ist; heute stellt sie übrigens nur noch eine ziemlich armselige Ruine dar, die sich in arg vernachlässigtem Zustande befindet, da sich niemand recht um ihre Erhaltung kümmert, so daß das Geschrei der Engländer über die ihr durch die deutschen Granaten zugefügten leichten Beschädigungen den Kenner der Verhältnisse recht eigentümlich berühren

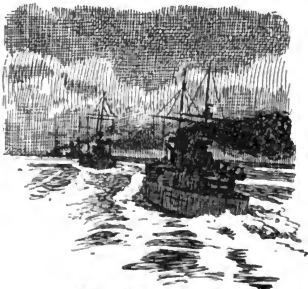


Abb. 1. Ran an den Feind!
Nach Federzeichnung von W. Planck.

muß. Nur 80 m von ihr entfernt ist eine Küstenwacht-, Signal- und Funkspruchstation. Auch Whitby, das seinem größten Sohne, dem Seefahrer Cook, auf kahler Klippe ein hübsches Denkmal errichtet hat, teilt sich in eine neuzeitlich nüchterne Bäder- und in eine altertümliche Fischerstadt mit fast italienischem Anstrich. Obwohl der Ort nur 12000 Einwohner zählt, besitzt er doch Bedeutung als Ausgangspunkt zahlreicher Walfischfahrer und der auf der Doggerbank fischenden Heringsfänger; ferner steht dort die jetzt allerdings etwas aus der Mode gekommene Jetindustrie in hoher Blüte, und auf den Naturforscher üben die in den Juraschichten massenhaft vorkommenden schönen Versteinerungen eine große Anziehungskraft aus, mit denen gleichfalls ein lebhafter Handel betrieben wird. Schon aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, wie lächerlich die Behauptung der Engländer ist, daß die deutsche Beschießung sich gegen offene, wehrlose und keinerlei militärische Bedeutung besitzende Küstenplätze gerichtet habe. Sie erledigt sich vollends durch die eigenen englischen



Abb. 2. Scarborough, der bekannte englische Seebadeort.

Angaben, wonach die Batterien von Scarborough und Hartlepool das deutsche Feuer nachdrücklich beantworteten und die Signalstation von Whitby alsbald die ganze Küste in Alarmbereitschaft versetzte.

In finsterer Nebelnacht und bei hochgehender See durchfuhren die deutschen Schiffe den letzten Teil ihres schwierigen Weges und schlüpften mit abgeblendeten Lichtern glücklich durch die Kette der feindlichen Wachtschiffe hindurch. Um 4 Uhr morgens trennte man sich in drei kleine Abteilungen, deren jede eine der genannten Städte als Ziel zugewiesen bekam, während die kleinen Kreuzer ringsum gegen etwaige Überraschungen durch die englische Flotte sicherten. Aber nichts rührte sich, leblos lag die See im Morgengrauen da, alles verlief vollkommen programmäßig. Längst waren die Schiffe gefechtsklar, die Geschütze kampfbereit, alle Schotten und Luken geschlossen, als um 7 Uhr morgens die englische Küste in Sicht kam. Die Freude der Matrosen, dem verhaßten Gegner auf dem geheiligten Boden Britanniens selbst ihre Eisengrüße zusenden zu dürfen, war unbeschreiblich. Es war ein düsterer Morgen, einer jener Wintertage vor Weihnachten, an denen das Licht noch lange mit der Finsternis zu ringen hat, ehe es hell wird. Die Engländer wurden vollständig überrascht, denn die deutschen Schiffe hatten sich der Küste schon auf 3¾ km genähert, als endlich ihre Umrisse undeutlich und schattenhaft aus den Nebelmassen auftauchten. Da sie in dem schwierigen Gewässer so ruhig, schnell und sicher fuhren, hielt man sie zunächst für englische, und erst als sie ihre Breitseiten drohend den Strandbatterien zukehrten, wurde man auf die Gefahr aufmerksam. Es war 8 Uhr morgens. Die Bevölkerung saß gerade gemütlich beim Morgenkaffee oder räkelte sich noch faul in den Betten, die Dienstmädchen machten Einkäufe, die Kinder waren auf dem Weg zur Schule, die Briefträger bestellten die Frühpost, da flatterten lustig die deutschen Kriegsflaggen an den Masten der rätselhaften Schiffe in die Höhe, und nun wußten die Engländer, mit wem sie es zu tun hatten. Auch die Funkspruchstation von Scarborough hißte nun ihre Flagge, aber die englischen Farben waren kaum auf halber Masthöhe angelangt, als auch schon mit unheimlicher Treffsicherheit die erste deutsche Salve herüberdonnerte und Mast wie Gebäude in Trümmer schlug. Und nun erdröhnte eine Salve nach der anderen, jedesmal mit voller Breitseite. Das Krachen der Salven pflanzte sich an der bergigen und zerklüfteten Küste zu einem immer weiter rollenden Donner fort, greller Flammenschein umspielte die Geschützmündungen, gelbrote Feuerstrahlen umzuckten die Schiffe, dicke Rauchwolken hüllten sie ein, aber der lebhaft blasende Wind schuf immer wieder freie Sicht. Den erschrockenen Engländern schien eine wahre Hölle alle ihre Schrecken entfesselt zu haben. Aber

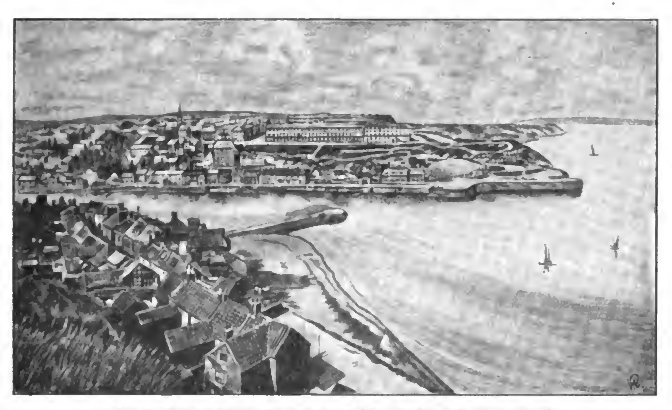


Abb. 3. Blick auf Whitby. Die hochgelegene historische Abtei hebt sich deutlich ab. Nach einer Bleistiftzeichnung von Gertrud Widmayer.

die deutschen Salven krachten nicht nur, sondern sie saßen auch und legten beredtes Zeugnis ab von der Treffsicherheit unserer Kanoniere. Die Wirkung der deutschen Granaten war einfach fürchterlich. In Hartlepool wurden namentlich die vier fertigen und eine noch im Bau befindliche Werft bös mitgenommen. Die Holzlager wurden in Brand geschossen, Maschinensäle, Hochöfen, Walzwerke und Sägemühlen zertrümmert, Zeichensäle, Verwaltungsräume, Metalldreherei und Montagehalle zerstört, wobei auch viele Arbeiter ihr Leben verloren und Maschinen und Werkzeuge zu unförmlichen Klumpen verwandelt wurden. Auch die ganz oder halb fertig auf den Werften liegenden Schiffe bekamen deutsches Eisen in die Rippen. Einem wurde der Hintersteven vollständig weggerissen, einem anderen die Beplattung an 14 Stellen durchlöchert, alle schwer beschädigt. Der schon auf dem Wasser schwimmende neue Dampfer „Sagoma River" erhielt mitschiffs eine Granate, die auf der anderen Seite wieder herausfuhr. Die Gasanstalt wurde gleich zu Anfang getroffen, fing Feuer und brannte langsam aus. Auch der Bahnhof wurde schwer beschädigt und ein unmittelbar vor ihm explodierendes Geschoß zerriß 10 Gleise. Die Mole von Scarborough wurde stark beschädigt und die in ihrer Nähe befindlichen militärischen Gebäude sanken rasch in Schutt und Asche. Kurz, ehe die von deutschem Wagemut überrumpelten Herren des Weltmeeres noch recht zur Besinnung kamen, bildeten ihre Werke auch schon einen wüsten Trümmerhaufen. Die englischen Batterien waren bald niedergekämpft, namentlich als die deutschen Schiffe trotz der gefährlichen Klippen bis auf 2 km herangingen, so dicht, wie es die englischen Kriegsschiffe trotz ortskundiger Lotsen selbst bei Friedensmanövern nie gewagt hatten. Nur die Batterie von Hartlepool erzielte einige schwächliche Treffer, die aber kaum nennenswerten Schaden anrichteten und niemand verwundeten. Nach Verlauf von 20 Minuten machten die deutschen Schiffe eine kurze Pause und drehten sich derweil um, um dem Gegner nach der Steuerbordseite nun auch die Backbordseite zu kosten zu geben. Dann setzte die Beschießung mit erneuter Heftigkeit wieder ein. In Hartlepool wurden noch drei Kirchen getroffen, in Scarborough stürzte eine ganze Häuserreihe längs der Mole ein, in Whitby wurde die Küstenwach- und Signalstation dem Erdboden gleichgemacht. Von vielen Gebäuden rissen die Granaten glatt die Dächer herunter, eine fegte durch sieben nebeneinanderliegende Häuser, mehrere der großen Prachthotels für die Badegäste nahmen schweren Schaden, an vielen Fabriken stürzten die Schornsteine ein, die Wasserwerke wurden zerstört, die Rathäuser getroffen. Ein starkes Erdbeben hätte nicht fürchterlicher hausen können. Ein Trupp Freiwilliger vom Bede-College, der bei der Verteidigung von Hartlepool mitwirken sollte, befand sich gerade

auf dem Marsche nach dort, als eine Granate dazwischen fuhr, 7 Mann tötete und mehrere verwundete. Die Bevölkerung war bei den ersten Schüssen erschreckt aufgefahren, hatte sich dann aber rasch wieder beruhigt. „Das sind die deutschen Kellner", spöttelte man. Indessen das



Abb. 4. Klar zum Gefecht!
Nach einer Federzeichnung von W. Planck.

Lachen verging den Leuten rasch, als die deutschen Granaten mit so verheerender Wirkung in die Straßen und auf die Dächer fielen. Nun brach eine heillose Panik aus. Schreckerfüllt flüchtete man in die Keller oder drängte sich in wahnsinniger Hast auf den Bahnhöfen, um schleunigst ins Binnenland abzureisen, wobei es lebensgefährliche Kämpfe um die Plätze gab. Tausende stürzten blindlings aus ihren Häusern und liefen ziellos und schreiend aufs Land hinaus. Alle Landstraßen waren mit Flüchtlingen bedeckt; man sah Leute im Nachtgewand, Mütter mit aufgelösten Haaren, weinende Kinder im Arm. Die eherne Stimme der Kanonen aber übertönte den brausenden Lärm der Gassen. Mit Windeseile wogten die Wellen der Bestürzung bis nach London, wo man den Zeitungsjungen die Sonderausgaben aus den Händen riß. Riesige Aufregung lief über die ganze englische Ostküste. Was an Schiffen in den drei Häfen lag, wurde auf den Grund des Meeres befördert, aber als ein besetzter Personendampfer, der nur wenige Rettungsboote führte, in die deutsche Schußlinie geriet, schwiegen die Geschütze der „Barbaren", bis er sich wieder entfernt hatte. Schließlich lockte der Kanonendonner vier englische Torpedobootszerstörer und einen kleinen Kreuzer herbei. Sie fanden einen gar üblen Empfang und mußten schleunigst wieder umkehren. Dem Kreuzer riß gleich der erste Schuß die Kommandobrücke weg, und er mußte in Hull 7 Verwundete ausschiffen; die Zerstörer wurden gleichfalls wiederholt getroffen, und einer soll während des Rückzuges gesunken sein. Die englische Hochseeflotte blieb unsichtbar, wie immer, und nahm die Herausforderung nicht an. Wahrscheinlich fürchtete sie auch, daß es sich bei dieser ganzen Beschießung nur um einen großen Scheinangriff handle, der anderweitige wichtigere deutsche Flottenbewegungen verschleiern solle. Erst spät am Nachmittag ist angeblich ein größeres Geschwader aus dem Humbear ausgelaufen, fand aber die Deutschen nicht mehr vor. Die hatten schon nach nur halbstündiger Beschießung ihre Aufgabe erfüllt, nämlich: Zerstörung der Hafenanlagen, Werften und Signalstationen, Niederringung der englischen Küstenbatterien. Die Schiffe wendeten und traten bei stürmischer See mit voller Maschinenkraft die gefährliche Rückreise nach Helgoland an, die ebenso glücklich verlief wie die Herfahrt. Während sie keinerlei Verluste zu beklagen hatten, wurden in den feindlichen Werken nach englischen Angaben 77 Soldaten getötet und 14 verwundet. Außerdem sind 86 Bürger und Arbeiter ums Leben gekommen und 424 verletzt worden, von denen weitere 86 starben. Man wird es auch auf deutscher Seite aufrichtig beklagen, daß so viele Zivilpersonen zu Schaden kamen, aber dergleichen ist bei Küstenbeschießungen leider unvermeidlich, namentlich wenn die militärischen

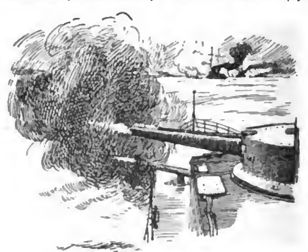


Abb. 5. Feuernde Heckgeschütze.
Zeichnung von W. Planck.

Anlagen dicht neben oder in die Städte hineingebaut sind, wie es hier der Fall war, und die harte Kriegsnotwendigkeit verlangt eben die Vernichtung jener, wobei zufällige Beschädigungen dieser nicht ausbleiben können.

Den strategischen Erfolg des musterhaft an-

gelegten und vorbereiteten, kaltblütig und entschlossen durchgeführten Unternehmens wird man nicht überschätzen dürfen. Es war mehr ein kühner Husarenstreich unserer Flotte, eine großzügige Demonstration, die die darob verlegenen Engländer „einer schlechten Laune" der Deutschen zuschrieben. Immerhin waren die errungenen taktischen Erfolge bedeutend genug, der moralische Eindruck der mutigen Fahrt aber ein ganz gewaltiger. Man hatte aller Welt gezeigt, wie es in Wirklichkeit um die Beherrschung der Nordsee durch England bestellt war, hatte bewiesen, daß deutsche Kriegsschiffe sich durch Wachtschiffe und Minenfelder nicht abhalten lassen, die Nordsee zu durchqueren, wann immer es ihnen beliebt, daß dagegen die englische Riesenflotte nicht einmal imstande ist, die eigene Küste genügend gegen überraschende Angriffe schneller Kreuzer zu schützen. Zum zweitenmale hatten deutsche Kanonen vor der britischen Küste gedonnert, ohne daß bisher das stolze Albion an Deutschlands Wassertore zu klopfen gewagt hätte. Als höfliche Leute haben die Engländer dann allerdings unseren Besuch schon zu Weihnachten erwidert. Auf und unter dem Wasser und in der Luft kamen sie gen Cuxhaven, wurden aber heiß empfangen. Der ganze Vorstoß war schwächlich durchgeführt und endete mit einem raschen Rückzug, nachdem von den 7 Wasserflugzeugen 4 verloren gegangen waren.

Bukowina, ein hartumstrittenes Land.

Von **Dr. Eugen Lewicky**, Mitgl. des österreich. Reichsrats. Mit 3 Abb.

Bukowina wird im Munde des Volkes die „grüne Bukowina" genannt. Und ganz mit Recht. Das Land stellt sich als ein Plateau dar, welches sich im Süden an die Bukowinaer-Karpathen anlehnt. Das Plateau (neogenes Hügelland) teilt sich durch mehrere parallellaufende Flüsse, Sereth, Suczawa und Moldava, in mehrere Streifen, die je weiter gegen Süden immer dichter mit Rotbuchen bewaldet sind. Die Wälder und die längs der Flüsse sich hinziehenden Fluren und Weiden verleihen der Gegend ein sehr frisches und anmutiges Aussehen. In diesem „Buchenlande" lebt es sich daher recht angenehm. Die mittlere Höhe des Plateaus beträgt etwa 400 m, gegen Norden am Pruth, bei Czernowitz, fällt dieselbe auf etwa 130 m herab. Den südlichen Teil der Bukowina füllen die Karpathen aus, die meistens mit Fichten und Tannen bedeckt sind und das Gepräge eines ausgesprochenen Gebirgslandes an sich tragen.

Bukowina hat einen Flächeninhalt von nur 10450 km und ist wirtschaftlich vollständig vernachlässigt. Dieser wirtschaftliche Rückstand des Landes steht im Kausalzusammenhange in erster Linie mit der ungünstigen geographischen Lage des Landes, dann aber mit seiner kulturellen Vernachlässigung. Zwischen Galizien und Ungarn wie ein Keil eingepreßt, hat Bukowina keine unmittelbare Verbindung mit wirtschaftlichen Kulturzentren des Staates und noch weniger mit denen des Auslandes und ist bis auf den heutigen Tag ein Land der meistens primitivsten Agrikultur geblieben. Erst in den letzten Jahren hat sich das wirtschaftliche Niveau des Landes dank der Tätigkeit des Landeskulturrates und der Raiffeisen-Kassen teilweise gehoben. Die verarmte und jahrelang dem Wucherer hilf- und schutzlos ausgelieferte Bauernbevölkerung wurde von Raiffeisenkassen mit billigerem Kredit versorgt und durch die Gründung von landwirtschaftlichen Genossenschaften und Veranstaltung von landwirtschaftlichen Kursen zur intensiveren Ausnützung des sonst fruchtbaren Bodens herangezogen. Leider hat die, ganze Jahrzehnte anstandslos geduldete, Herrschaft des Wucherers in der Bukowina das Land wirtschaftlich total korrumpiert, so daß sogar die Raiffeisenkassen infolge unsolider Geschäfte, die sie führten, vor dem sicheren Verfalle vom Staate selbst nur mit schweren Millionen gerettet werden mußten. Und einem ähnlichen Schicksale verfielen auch die Versuche der Industrialisierung des Landes, die — abgesehen von den sonst ungünstigen allgemeinen wirtschaftlichen Konjunkturen — auf einem ganz korrumpierten Boden nicht gedeihen konnten und allzubald zugrunde gingen.

Die besten Geschäfte werden noch mit Holzhandel betrieben. Von der produktiven Bodenfläche entfällt nur ein Viertel (25,4%) auf die Äcker, ein zweites Viertel auf Weiden und Wiesen (12,3% und 15,3%) und beinahe die Hälfte (47,1%) auf die Wälder. Von den letzteren entfällt ein beträchtlicher Teil auf die Wälder des großen orientalischen Fonds, welche unter Einwilligung des k. k. Ministeriums in Pacht gegeben werden. Im übrigen beschränkt sich das Holzhandelgeschäft des Landes auf die Hinausführung des rohen Materials nach dem Aus-

lande, wozu meistens die Wasserstraßen — die Flüsse Pruth, Sereth, Suczawa, Moldava und der Hauptfluß Dnjestr — verwendet werden.

Die Haupterwerbsquelle der Bauernbevölkerung bilden der Ackerbau und die Viehzucht. Von den landwirtschaftlichen Pflanzen gedeihen Roggen, Weizen und Korn, teilweise am Hügelland des Pruthflusses Mais — von Handelspflanzen Flachs, Hanf und Raps und in der



Abb. 1. Die Serpentinenstraße von Vale Putna

Süd-Bukowina der Weinbau. Sehr hoch entwickelt ist die Hausindustrie, wozu die wunderschöne, äußerst originelle ukrainische (ruthenische) und rumänische Ornamentik wesentlich beitragen. In der unlängst veranstalteten Ausstellung der Hausindustrie in Wien wurden die Erzeugnisse der Bukowinaer Hausindustrie allgemein bewundert.

Von fabrikmäßigen Betrieben der Bukowina kommen in Betracht nur einige Bierbrauereien, Branntweinbrennereien und im Gebirge die Sägemühlen.

Im allgemeinen beschäftigen sich etwa 90% der Bukowinaer Bevölkerung mit Forst- und Landwirtschaft, bloß ungefähr 10% entfallen auf Bergbau, Industrie und Handel.

In nationaler Beziehung stellen sich die Verhältnisse der Bukowina folgendermaßen dar:

Bukowina ist ein ukrainisch-(ruthenisch)-rumänisches Land, welches jedoch mehr als jedes andere Kronland Österreichs von verschiedenen Nationalitäten bewohnt wird. Außer der einheimischen ukrainischen und rumänischen Bevölkerung haben wir hier mit zahlreichen deutschen Kolonien, ferner mit Polen, Armeniern, Juden, Ungarn, Zigeunern, ja sogar Russen (den sog. Lippowanern)[1]) zu tun. Vor dem 14. Jahrhundert war Bukowina rein ukrainisch (ruthenisch), worauf der Umstand hinweist, daß ukrainische Gemeinden sogar ganz an der Grenze von Süd-Bukowina zu treffen sind. Auf die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts fällt die erste Einwanderung in das Land der „Wallachen" (Rumänen), die der Sage nach unter Radul bis nach Kimpolung (an der ungarisch-galizischen Grenze) kamen und von da aus in der weiteren Vorrückung im Jahre 1354 das Fürstentum „Wallachei" gründeten. Targowiste und Suczawa in Süd-Bukowina bildeten dann bis zum beinahe 18. Jahrhundert die Hauptstädte des genannten Fürstentums. Die weitere Vorrückung des rumänischen Elementes gegen die Ebene hat nun das ursprünglich ansässige ukrainische Element gegen Norden allmählich zurückgedrängt.

Ziffernmäßig läßt sich das Verhältnis einzelner das Land bewohnenden Nationalitäten folgendermaßen darstellen:

Von der Gesamtbevölkerung von 646 519 Seelen nach der Volkszählung vom 31. Dezember 1890 waren 268 367 Ruthenen (Ukrainer) — somit 41,77%; — 208 301 Rumänen, somit 32,43%; — 133 501 Deutsche, somit 20,77% — und andere 5,03% (darunter 3,2% Polen). Die übrigen Nationalitäten" weisen nur so unbedeutende Zahlen auf, daß sie gar nicht in Betracht kommen. Jedenfalls muß aber wahrheitshalber bemerkt werden, daß in der Ziffer der Deutschen ein beträchtlicher Teil der Juden enthalten ist, die sich im großen und ganzen als Deutsche eintragen lassen. In konfessioneller Beziehung stellt sich das Land ebenfalls als stark gemischt dar; es waren im Jahre 1890 450 773 griechisch-orien-

[1]) Russische Kolonisten in acht Gemeinden, meistens bereits ukrainisiert und rumänisiert.

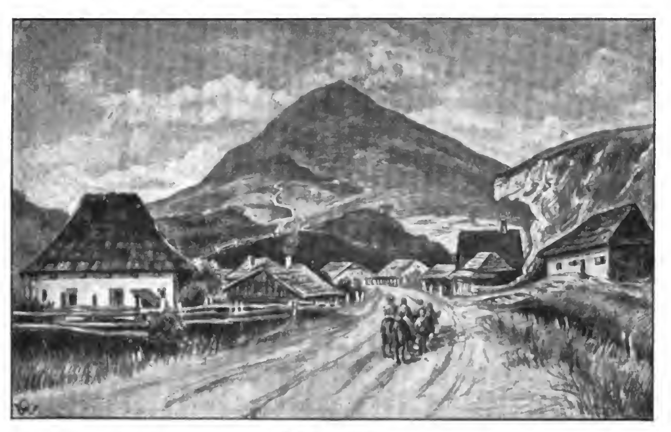


Abb. 2. Kirlibaba.

talischer Konfession, 92946 Katholiken, 82717 Juden und Rest anderer Konfessionen.

Die weitere Volksbewegung seit dem Jahre 1890 hat jedenfalls in der Verteilung der Kräfteverhältnisse unter einzelnen Nationalitäten und Konfessionen eine kleine Verschiebung mit sich gebracht. Nach der Volkszählung vom 31. Dez. 1910 hatte Bukowina eine ansässige Bevölkerung von 794929, welche Zahl nachstehenderweise verteilt war: Ukrainer (Ruthenen) 305101 (38,38%), Rumänen 273254 (34,37%), Deutsche 168851 (21,27%), Polen 36210 (4,56%) und der Rest — andere: Slovenen, Slovaken usw. Danach müßte man annehmen, daß im Laufe von zwanzig Jahren die Ukrainer eine Einbuße von über zwei Prozent, dagegen die Rumänen einen Zuwachs von über zwei Prozent zu verzeichnen hätten. Außerdem hätten einen Zuwachs die Deutschen um ein halbes Prozent und die Polen um ein und ein Fünftel Prozent. Wahrheitshalber muß jedoch konstatiert werden, daß gegen die Art der Durchführung der letzten Volkszählung viele Beschwerden, insbesondere von seiten der Ukrainer, erhoben wurden. Nur der Zuwachs der Polen läßt sich dadurch erklären, daß in der letzten Zeit eine starke Polonisierung der Beamtenschaft durch die von Polen planmäßig betriebenen Einschübe aus Galizien stattgefunden hat.

Was die Sprachgrenze beider einheimischer Völkerschaften — der Ukrainer und Rumänen — anbelangt, so bildet dieselbe im Gebirgsteile des Landes der Fluß Moldava, obzwar, wie bereits erwähnt, ukrainische Ansiedlungen auch südlich vom genannten Flusse, sogar an der Südgrenze des Landes, zu treffen sind. Leider hat das „Kronland" Bukowina dasselbe Unglück erfahren, wie die meisten „Kronländer" Österreichs überhaupt, die aus reinen Zufälligkeiten (Tu, Austria felix, nube) bereits in ganz früheren Jahrhunderten, oder auf künstlichem administrativem Wege entstanden, mit den tatsächlich bestehenden nationalen Verhältnissen im krassen Widerspruche stehen. So umfaßt das ukrainische Gebiet die politischen Bezirke (Bezirkshauptmannschaften) Czernowitz, Kotzmann, Wyschnycia (Wischnitz) und Sereth und überdies aus dem politischen Bezirke Storoschynetz (Storozynetz) die Gerichtsbezirke Seletin und Storoschynetz und aus dem politischen Bezirke Radautz das Gerichtsbezirk Seletin.[2]) Die übrigen, südlich gelegenen Bezirkshauptmannschaften und Gerichtsbezirke sind überwiegend rumänisch, wobei noch zu bemerken ist, daß sogar in dem „reinsten" rumänischen Bezirke Kimpolung auf 25753 Rumänen 5888 Ukrainer entfallen.

[2]) In Österreich sind die Gerichtsbezirke kleiner als die politischen (sog. Bezirkshauptmannschaften). In der Bukowina z. B. gibt es 11 Bezirkshauptmannschaften und 19 Gerichtsbezirke.

Von den nationalen Minoritäten verdient eine besondere Beachtung die deutsche Minorität.

Die ersten deutschen Kolonisten kamen in die Bukowina im Jahre 1787 — es waren dies die



Abb. 3. Im Tal von Jakobeny. Nach einer Zeichnung von G. Widmayer.

Württemberger, welchen später die Sachsen, Franken, Bayern, Rheinländer, Siebenbürger-Sachsen, Zipser, ja sogar Deutsch-Böhmen nachfolgten. Diese Kolonisten besetzten mitunter ganze Ortschaften, die sich als rein Deutsche bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Die Deutschen der Bukowina bildeten daher mit Recht den letzten Vorposten des Deutschtums im Osten. Für die Hebung der Ortsbevölkerung haben die deutschen Kolonisten sowohl in wirtschaftlicher wie auch kulturellen Beziehung viel getan. Die im Lande befindlichen Eisenbergwerke, Hammerwerke und Schmelzhütten werden nur von Deutschen betrieben, ebenso das Salzbergwerk Kaczyka. Auch die Viehzucht wird im großen Teile von den Deutschen betrieben. Kein Wunder, daß auch die Deutschen die meisten Amtsstellen im Lande besetzten und der Bukowina ein deutsches Gepräge, insbesondere in den Städten, aufdrückten. Auch die deutsche Amtssprache hat sich, trotz stark zugenommener nationaler Bewegung unter der einheimischen Bevölkerung, bis auf den heutigen Tag erhalten.

In staatsrechtlich-politischer Beziehung ist Bukowina seit jeher als kaiser- und staatstreu allgemein bekannt und die Bevölkerung wird tatsächlich frei aufatmen, sobald sie einmal endgültig von der Gefahr russischer Invasion befreit sein wird.

Vermischtes.

Der Krieg und die Reklame.



Eine originelle Kriegsreklame für elektrisches Licht.

In welch überraschend sinnfälliger Weise sich einzelne Industrien auf den Krieg einzustellen vermocht haben, davon haben wir im Laufe der letzten zehn Monate schon manche erstaunliche Probe erfahren. Daß auch die Reklame es alsbald verstanden hat, den Krieg und seine Begleitumstände nutzbringend für sich anzuwenden, dazu liefert das nebenstehende Bildchen einen hübschen Beweis. Die Geschäftsstelle für Elektrizitätsverwertung in Berlin, der wir das Bildchen als Verkleinerung einer Postkarte verdanken, wußte so in ebenso origineller wie überzeugender Form den Krieg in den Dienst der Reklame zu stellen; gewiß mit befriedigendem Erfolg. Jedenfalls zeigt auch dieses kleine Beispiel die sich in diesem Krieg schon oft betätigte Elastizität des deutschen Wirtschaftslebens.

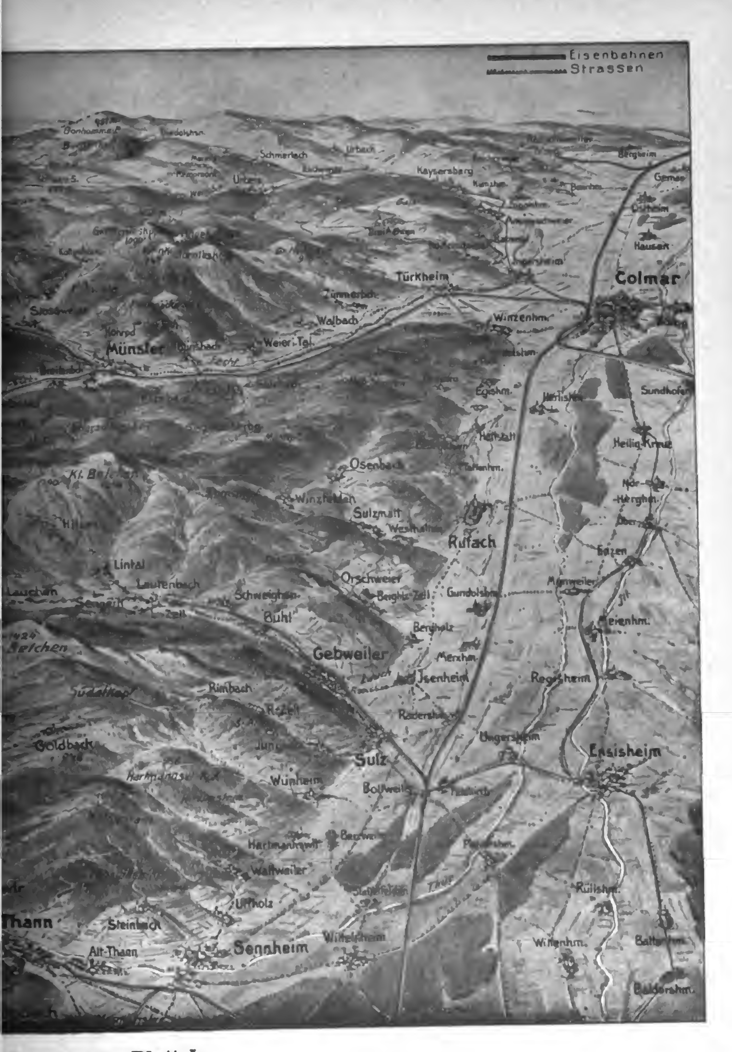
—z—.



Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg“
(monatlich 2 Hefte zu je 30 Pf.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Reliefkarte der

Münster-, La



chvogesen, Blatt I:
–, St. Amarintal

„Der Krieg erhält die sittliche Gesundheit der Völker, wie die Bewegung der Winde die See vor der Fäulnis bewahrt, in welche sie eine dauernde Ruhe, wie die Völker ein dauernder oder gar ein ewiger Friede versetzen würde.“ Hegel.

Chronik des Krieges

vom 25. Mai bis 7. Juni 1915.

25. Mai. Kleine Teilerfolge indischer Truppen nordöstlich Givenchy. — Starke französische Angriffe zwischen Lievin und Lorettohöhe sowie südlich Souchez brechen im deutschen Feuer zusammen. — Die Österreicher und Ungarn erzwingen durch Erstürmung des Brückenkopfs Zagrody den Übergang über den San und nehmen nördlich der Weichsel 1000 Russen gefangen. — Italienische Schlappe westlich des Plöcken. — Das englische Linienschiff „Triumph“ wird im Golf von Saros durch ein deutsches Unterseeboot versenkt.

26. Mai. Die Franzosen erneuern mit starken Kräften ihre Durchbruchsversuche bei Lorettohöhe und Souchez, werden aber blutig zurückgeschlagen. — Glückliche Angriffe der k. und k. Truppen bei Nieniowice (2000 Gefangene, 6 Geschütze) und Husakow (2800 Gefangene, 11 Maschinengewehre). Durchbrechung der russischen Front bei Stryj. — Vernichtung von zwei italienischen Kompagnien bei Caprile.

27. Mai. In den Vogesen können die Franzosen bei Metzeral einen kleinen Teilerfolg buchen; auf allen übrigen Kampfpunkten der Westfront rennen sie wieder vergeblich an. — Französischer Fliegerangriff auf Ludwigshafen. — Ein deutscher Vorstoß bei Eiragola bringt 3120 russische Gefangene ein. — Eine am San einsetzende russische Gegenoffensive vermag nur bei Sieniawa einen Teilerfolg zu erringen, wo ihr auch 6 Geschütze in die Hände fallen. — Die Österreicher und Ungarn kommen bei Drohobycz und Stryj weiter vorwärts. — Die Engländer verlieren im Golf von Saros das Linienschiff „Majestic“ und vor Sherneß den Hilfskreuzer „Prinzeß Irene“.

28. Mai. Die starke Offensive der Franzosen bei Souchez wird ergebnislos fortgesetzt; nur Ablain wird von den Deutschen geräumt. — Im Priesterwald vermögen die Franzosen nicht vorwärts zu kommen. — Deutsche Flieger bombardieren Dünkirchen und St. Omer. — Erneute Gefechte an der Dubissa verlaufen günstig für die Deutschen. — Am San und am oberen Dnjestr brechen die verzweifelten Gegenangriffe der Russen zusammen; eines ihrer Infanterieregimenter wird östlich Radymno aufgerieben. — Die Italiener besetzen Ala. Doch scheitern ihre Angriffe nördlich Görz, und bei Parfreit wird eines ihrer Bataillone zersprengt. — Österreichischer Fliegerangriff auf Venedig. — Vor den Dardanellen ist ein weiteres englisches Linienschiff torpediert worden. — Italien verhängt die Blockade über die österreichischen Küstenländer und Albanien.

29. Mai. Französische Angriffe östlich des Yser-Kanals scheitern unter schweren Verlusten. — In Kurland erleiden die Russen Schlappen bei Illoky und Szawle, die Deutschen bei Sawdiniky. — Übergangsversuche der Russen über den San werden abgewiesen; auch nordöstlich Jaroslau und bei Stryj fechten sie unglücklich. — Am Tonale-Paß entwickeln sich österreichisch-italienische Artilleriekämpfe. — Zeppelin-Angriff auf Helsingfors.

30. Mai. Ein französischer Durchbruchsversuch bei Arras endigt mit der gänzlichen Niederlage des Gegners. — Heftige Kämpfe im Priesterwald. — In Galizien machen die Verbündeten gute Fortschritte bei Stryj. — Italienische Schlappe bei Lavarone und am Krn. — Mißlungener englischer Landungsversuch bei Smyrna.

31. Mai. Bombardement der Docks und Werften von London durch deutsche Luftschiffe. — Ein französischer Durchbruchsversuch bei Souchez bricht unter schweren Verlusten zusammen. — Gute Erfolge der deutschen Artillerie auf der Westfront. — Ein russisches Dragonerregiment wird bei Amboten (Kurland) von deutscher Reiterei geschlagen. — Bayrische Truppen erstürmen drei Forts auf der Nordseite von Przemysl. — Russische Massenangriffe östlich Jaroslau und an der unteren Lubaczowka werden blutig abgewiesen. Die Verbündeten erobern Stryj, machen dabei 12000 Gefangene und erbeuten 14 Geschütze. — Österreichisch-italienischer Geschützkampf auf den Hochflächen südöstlich Trient. — Die Italiener greifen mit Luftschiffen Pola und mit Torpedobootszerstörern Monfalcone an, ohne größere Wirkungen zu erzielen. — Torpedierung eines englischen Hilfskreuzers vor den Dardanellen.

1. Juni. Fortgesetzte Kämpfe bei Souchez, Neuville und im Priesterwald. — In Kurland zahlreiche kleinere Gefechte, die für die deutschen Waffen günstig verlaufen. — Zwei weitere Werke von Przemysl werden zu Fall gebracht und die Hauptfestung beschossen. — Verzweifelte Gegenangriffe der Russen östlich des San und südlich des Dnjestr scheitern. — Die Gesamtzahl der im Monat Mai in Galizien gefangen genommenen Russen beträgt etwa 1000 Offiziere und über 300000 Mann; unter der reichen Kriegsbeute befinden sich 251 Geschütze und 576 Maschinengewehre. — Vergebliche Angriffe der Italiener gegen den Krnrücken.

2. Juni. Erfolgreiche Kämpfe gegen die Engländer bei Hooge. — Auf der Linie Souchez—Neuville greifen die Franzosen wieder ergebnislos an. — Einnahme von Przemysl, wo 7000 Gefangene und 31 Geschütze in die Hände der Sieger fallen. — Österreichisch-ungarische Erfolge an der Tiroler und Kärntener Grenze. — Vorrücken der Italiener im Judikariental über Cordino. — Vernichtung eines englischen Schlachtkreuzers bei Tenedos durch ein deutsches Unterseeboot.

3. Juni. Die Deutschen entreißen den Engländern Hooge und werfen sie auch bei Givenchy zurück. — Deutsche Reiterei bleibt bei Lenen und Schrunden (Kurland) siegreich. — In Galizien erstürmen deutsche Truppen die Höhen von Myslatycze. — Die Österreicher und Ungarn durchbrechen die russischen Stellungen bei Moszizka und erringen auch an der Pruthlinie Vorteile. — Mißerfolge der Italiener am Kreuzbergsattel.

4. Juni. Erfolgreicher deutscher Luftschiffangriff gegen die befestigte Humbermündung und den Flottenstützpunkt Harwich. — Erneute Kämpfe bei Souchez und Neuville. — In Kurland bemächtigen sich die Deutschen des Brückenkopfes von Sawdnili und bleiben in einem Reitertreffen bei Popeljany Sieger. — In Galizien bringen sie bis zum Dnjestr vor. — Ein russischer Minenkreuzer wird von einem deutschen Tauchboot bei Baltischport versenkt. — Die Österreicher und Ungarn schlagen die Russen am Pruth zurück und machen östlich des San weitere Fortschritte. — Italienische Schlappe bei Tolrein. — Die Franzosen verlieren vor Smyrna einen Minensucher. — Deutsche Unterseeboote zeigen sich vor dem Suezkanal. — Im Kaukasus entwickeln sich größere Kämpfe auf der Straße von Erzerum nach Kars, wobei die Türken über die Grenze vordringen.

5. Juni. Calais wird mit Bomben belegt. — Bei Neuville erringen die Franzosen kleine Vorteile, werden aber am Osthang der Lorettohöhe unter schweren Verlusten abgewiesen. — Bei Sawdniky nehmen die Deutschen 3650 Russen gefangen, bei Ugiany (Kurland) nötigen sie eine russische Division zum Rückzug. — In Galizien erstürmen sie den Brückenkopf Zurawno und dringen östlich Przemysl siegreich bis Moszizka vor. — Die Österreicher und Ungarn nehmen Starzawa. — Die Italiener erleiden am Krn und am Isonzo empfindliche Verluste. — Auf Gallipoli erneuern die Verbündeten vergeblich ihre Angriffe. — Einmarsch serbischer Truppen in Albanien.

6. Juni. Erfolgreicher Angriff deutscher Marineluftschiffe auf die Docks von Kingston und Grimsby. — Französische Vorstöße an der Lorettohöhe, nordwestlich Soissons, östlich Doullens und bei Vauquois vermögen nicht vorwärts zu kommen. — Deutsche Reiterei erzwingt den Übergang über die Windu und macht östlich Sawdniky 3340 Gefangene. — Die Armee Linsingen überschreitet kämpfend den Dnjestr. — Die Österreicher und Ungarn bringen den Russen bei Kolomea schwere Verluste bei. — Die Italiener werden aus der Ortschaft Krn vertrieben, schieben sich aber mit stärkeren Kräften an den Isonzo heran.

7. Juni. Abflauen der französischen Durchbruchsversuche. — Weitere gute Fortschritte der Verbündeten am Dnjestr. — Die bei Kalusz und Nadworna siegreich gebliebenen Österreicher und Ungarn rücken auf Stanislau vor. — Am Isonzo entwickelt sich eine größere Schlacht. — Österreichischer Flugzeugangriff auf Venedig. — Ein italienisches Luftschiff wird durch ein österreichisches Marineflugzeug vernichtet. — Vor den Dardanellen wird ein englisches Truppentransportschiff in den Grund gebohrt.

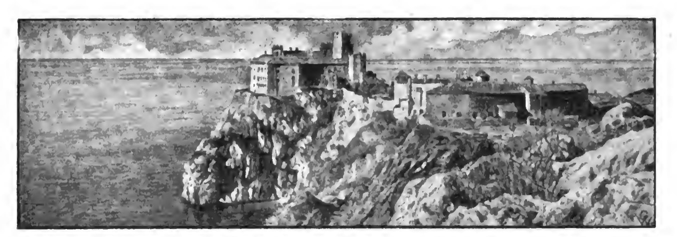


Abb. 1. Von der istrischen Küste: Das österreichische Kastell Duino bei Grado, eine zwar ältere, doch trotzdem noch strategisch wertvolle Gebirgsfeste.
Nach einer Bleistiftzeichnung von G. Widmayer.

Illustrierte Kriegsgeschichte.

Der neue Kriegsschauplatz.

Von F. Graf von Voltolini. Mit 4 Abbildungen.

Durch den Eintritt Italiens in den Weltkrieg ist ein neues Gebiet in Europa den Schrecken des Krieges ausgesetzt: die italienisch-österreichischen Grenzlande. Die beiden Staaten grenzen auf einer Strecke von über vierhundertzwanzig Kilometer aneinander und von dieser vom Stilfser Joch bis zu den Lagunen der Adria sich ausdehenden Grenzlinie gehören dreihundertachtzig dem Alpenland an. Wenn man sich an die Schwierigkeiten der Kriegführung in den Karpathen erinnert, wie wochenlang um irgend einen beherrschenden Hügel, einen Paß oder auch nur eine Höhe selbst in diesem Waldgebirge von nur mäßiger Steilheit gekämpft werden mußte, so kann man sich vorstellen, welche Opfer dieser neue Kampf, der sich zum größten Teil in den Hochalpen und in den wildzerklüfteten Dolomiten abspielen wird, notwendigerweise fordern muß.

Diese lange Grenzlinie hat jedoch nur wenige Stellen, die sich als Einbruchsstellen für die italienische Offensive eignen. Vom Westen beginnend, ist die erste fahrbare Straße des Grenzgebietes der Paß des Stilfser Jochs. Aber diese Hochstraße, die unmittelbar an der Südostecke des Bündnerlandes aus dem Veltlin ins Vintschgau hinüberzieht, erreicht bei dem sturmumtosten Berghaus der Ferdinandshöhe ein Niveau von 2760 Meter, und zwar eng eingeschnitten zwischen Schneebergen, Gletschern und Firnen, von deren Höhe man die Straße völlig beherrscht, so daß eine Offensive über diesen Paß militärisch nicht geringe Schwierigkeiten aufweist. Vom Stilfser Joch läuft die Grenze in südlicher Richtung über die Schneegipfel der Ortlergruppe in einer Durchschnittshöhe von 3500 Meter bis zur zweiten Einbruchstelle, dem Tonalepaß, über welchen eine neuere Bergstraße aus dem italienischen Val Camonica in die Tiroler Täler des Sulz- und Nonsberg führt. Die Paßhöhe liegt auf 1884 Meter Seehöhe in einem breiten Wiesenhochtal, beherrscht von einem starken österreichischen Sperrfort, dem sog. Strino. Auch der Tonalepaß bietet für eine Offensive der Italiener nicht geringere Schwierigkeiten, und zwar aus den gleichen Gründen wie das Stilfser Joch. Vom Tonalepaß steigt die Grenze auf die Firnen der Adamello-Gruppe, um sich dann zu ihrem südwestlichen Punkte, dem in traumverlorner Schönheit zwischen riesigen Bergen schlummernden Idrosee herabzusenken.

Es ist eine alte Heerstraße, die hier von Tirol nach der Lombardei führt, einst, vor der Anlage der Eisenbahnen, ein gern befahrener Verbindungsweg von Trient und Judikarien (Südwesttirol) nach Brescia und Mailand. Der Zutritt von dem nur 35 Kilometer entfernten Brescia zu dieser Pforte Tirols bietet im Vergleich zu den vorgenannten Pässen nur geringe Schwierigkeiten, wenngleich auch hier die österreichischen Sperrforts eine Offensive der Italiener erschweren. Hier stehen wir also an einem Punkt, der die Entwicklung besonders heftiger Kämpfe von Natur aus gestattet. Weiterhin überschreitet die Grenze wildzerklüftetes Gebirge westlich des Idrosees. Zwischen riesigen



Abb. 2. Verona, die Hauptstadt der italienischen Provinz Venetien, und zugleich einer der wichtigsten strategischen Plätze Norditaliens.
Nach einer Bleistiftzeichnung von G. Widmayer.

Steilwänden eingeschlossen liegt hier der herrliche, vielbesungene, tiefblaue Gardasee, der Benacus der Alten. Wird dieser friedliche Spiegel nun auch der Zeuge wilder, blutiger Kämpfe werden? Keine Straße findet an seinen Ufern Platz zwischen den senkrecht in die Tiefe abfallenden Felsbergen und den Wogen des Sees. Ein Angriff kann also hier gegen das österreichische Norduser nur zu Schiff vorgenommen werden, was indes immer ein tollkühnes, die schwersten Opfer erforderndes Unternehmen sein wird. Östlich vom Gardasee überschreitet die Grenze den kahlen, kulissenartig schmalen Bergrücken des Monte Baldo, um nun sich zu dem von der Brennerbahn durchfahrenen Etschtal bei Ala, der historischen Pforte von Italien nach Tirol, herabzusenken. „Valle Lagarina" nennt das Landvolk die schluchtartige Talenge zwischen der altberühmten Veroneser Klause und dem Talboden von Rovereto. Manche Schlacht ward hier zwischen diesen Felsenmauern schon ausgekämpft: von den Tagen, da die Cimbern und Teutonen hier nach Italien einbrachen, bis zu den denkwürdigen Gefechten im Jahre 1866, wo hier Garibaldis Söldner von den Tiroler Landesschützen blutige Abfuhr erlitten, ist es blutiges Kampfgefilde! Auch diesem Tor Tirols gilt der italienische Vorstoß, zumal die Valla Lagarina wie ein Keil weit nach Italien hineinreicht. Den Hauptschutz dieses Eingangstores nach Tirol bilden jedoch die weiter nördlich, jenseits der Stadt Rovereto (Rufreit) gelegenen gewaltigen Bergfesten von Calliano und Mattarello, die hier den Zugang nach Trient von Süden her verteidigen.

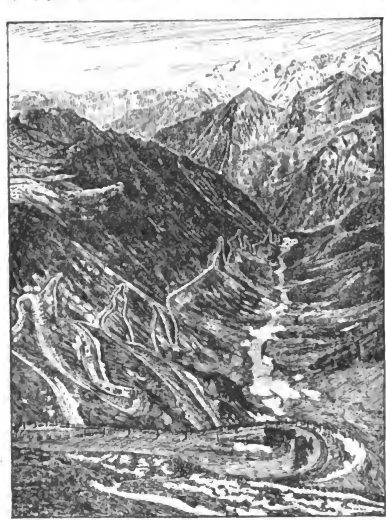


Abb. 3. Die Stilfserjochstraße, einer der hauptsächlichsten Verbindungswege zwischen Österreich und Italien.
Federzeichnung von G. Widmayer.

Vom Etschtal läuft die Grenze in der Richtung nach Nordosten quer durch das Gebiet der Trientiner Dolomiten bis zu dem Lochgipfel in den karnischen Alpen. Das hier die Grenze bildende Gebirge ist zwar weniger hoch als

die bisher beschriebenen Grenzgebirge, es bietet aber militärisch wegen der Steilheit dieser kahlen Felsberge und der geringen Bewaldung zweifellos noch größere Schwierigkeiten. Auf dieser Strecke finden sich zwar verschiedene Einbruchstraßen, die jedoch alle durch eine schluchtartige Verengung unmittelbar an der Grenze den Angreifern nicht wenige Schwierigkeiten entgegenstellen. Dies gilt sowohl von der Valsugana, in deren Grenzengpaß bei Primolano die grüne Brenta neben Straße und Eisenbahn im engen Bette schäumend der Lagune Venedigs entgegeneilt, und in noch höherem Grade in dem von Buchenstein über Caprile nach Belluno herabziehenden Livinalongotale, und endlich vom Engpaß von San Vito, durch den die von Toblach über Cortina nach Belluno führende Straße, die in alten Zeiten so berühmte „Via d'Alemagna", sich nach Venetien herabzieht. An allen drei Stellen aber sind die natürlichen Grenzhindernisse diesseits wie jenseits der buntfarbigen Grenzpfähle durch starke Sperrforts geschützt.

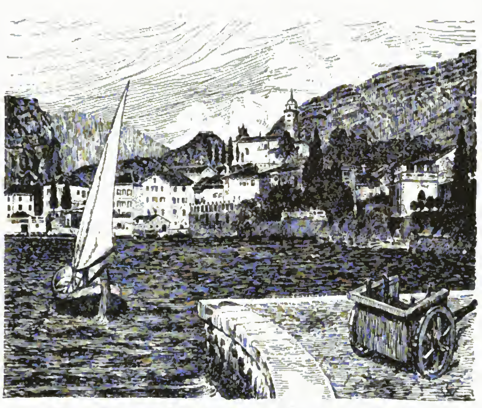


Abb. 4. Torbole am Gardasee, bekannt als Erholungsort und als die südlichste Stadt der österreichischen Monarchie in Tirol.

Nordöstlich von diesen Pässen läuft nun die Grenze über den einer Riesenmauer gleichenden Grat der Gailtaler Dolomiten zum Pontafelpaß, jener Senkung, durch welche die Eisenbahnlinie Wien—Venedig die karnischen Alpen durchquert. Diese grüne Hochebene, die Uggowitzer Alpe genannt, bietet zwar ein treffliches Eingangstor in die Monarchie auch für größere Truppenmassen, aber am Berghang stellt sich die gewaltige Feste Malborgeth mit ihren umfangreichen neuen Nebenbatterien dem eindringenden Feind drohend entgegen. Jedenfalls aber ist hier einer der kritischsten Punkte des neubegonnenen Krieges. Bei Malborgeth hat Oberst Henesl selbst Napoleon I. mit geringen Kräften den Weg nach Kärnten verlegt, und auch diesmal ist die Uggowitzer Alpe geeignet, den Italienern viel Blut zu kosten, ehe sie nach Tarvis und Villach hinabziehen können. Vom Pontafelpaß folgt die Grenze dem Grat der die Wochein und das Isonzotal vom italienischen Friaul trennenden julischen Alpen, bis sie bei Cividale über die Voralpen sich allmählich in die venezisch-friauler Ebene herabsenkt. Ein kleines, kaum zehn Meter breites Flüßchen bildet hier im Tiefland von Palmanova und San Giorgio Nogaro die Grenze beider Staaten auf eine Länge von dreißig Kilometer, bis sie schließlich in den Lagunen von Aquileja die „bittere" Salzflut des Adriatischen Meeres erreicht. Hier an dieser Stelle können die italienischen Reiterdivisionen die von Natur aus ungedeckten Ebenen der Grafschaft Görz und Gradisca jederzeit überfluten. Der Mangel an natürlichem Grenzschutz gestaltet diesen Teil des Grenzgebietes zu dem kritischsten Punkt für die Verteidigung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Aber nur dreißig Kilometer östlich von diesem Teil der Grenze endet schon die Ebene und stellt sich jeder italienischen Offensive ein neues, nicht minder schweres Hindernis als die Alpen entgegen: der Karst. Sind seine Höhen auch nicht schneebedeckt wie die Zentralalpen und seine Hänge nicht steil wie die Dolomiten, so sind dennoch seine baumlosen Berge und Hochebenen ein Hindernis, an dessen Erstürmung auch der größte Mut zuschanden werden kann.

Überall auf der breiten Linie hat die Natur in der Bergeswelt den Österreichern einen trefflichen Schutzwall gegeben, der bei kluger Benützung numerisch geringen Kräften eine ganz bedeutende Stärke verleihen kann.

Illustrierte Kriegsberichte.

Vom Winterkrieg der deutschen Südarmee in den Karpathen.

Von **Dr. Fritz Wertheimer.** Mit 3 Abbildungen.

Als um die Mitte Januar der Plan heranreiste, deutsche Truppen in die Karpathen zu entsenden, da zog eben der bisher so milde Wettergott strengere Saiten auf. Eine bittere Kälte setzte ein und Schneestürme brausten über das Gebirge in die ungarische Ebene hinab. Starke Massen russischer Truppen drängten um diese Zeit die österreichisch-ungarischen Verteidiger über die Gebirgskämme zurück und öffneten sich die Täler und Pässe. In diesen Januartagen befuhren deutsche Generalstabsoffiziere die Vorberge der Karpathen, um zu erkunden und vorzubereiten. Sie reisten in österreichischer Uniform, um nicht aufzufallen. Denn weder die Truppen noch vor allem die ruthenischen Landeseinwohner sollten etwas von den Plänen ahnen, oder gar durch die Spionage den Russen übermitteln. Sollte der Schlag gelingen, so mußte er die Russen überraschend treffen. Das große Ziel war zunächst ein militärisch-politisches: Ungarn vom Feinde zu säubern, den Alp der Bedrohung der Hauptstadt vom Lande zu nehmen, dann aber sollte der Stoß über die Karpathen hinweg auch das belagerte Przemysl retten. Das erste, wichtigste Ziel ist erreicht: Ungarn ist frei vom Feinde. Ans zweite Ziel dagegen konnte man nicht gelangen: Przemysl fiel, ehe die Entsatztruppen über die Karpathen hinweg oder von der Bukowina her es erreichen konnten. Schuld der deutschen Südarmee ist das nicht; die Verhältnisse waren da stärker als sie.

Den Generalstäblern, die die Gegend abfuhren, um das Gelände kennen zu lernen, während schon die Züge ihre Truppen aus Polen und Deutschland heranrollten, war nicht gerade wohl ums Herz, als sie erkannten, wie schwer die Aufgabe war. Da ragte ein stark zerklüftetes, an Tälern und Schluchten reiches Mittelgebirge auf, mit Kämmen und Gipfeln von 900 bis 1500 Metern Höhe, mit wenigen und schlechten Zufahrtsstraßen, mit eingleisigen Bahnen im Rücken. Zwei Meter hoch lag der Schnee, die Äste der Laubbäume in den Vorbergen krachten unter der drückenden Last zusammen, die Tannenzweige waren tief nach unten gebogen. Das sah anders aus als in Frankreich oder Polen, man schien in die schrofferen Teile der Südvogesen versetzt und die Truppen, die hier eingesetzt wurden, waren Märker, Westfalen, stammten aus Hessen oder vom Rhein, und hatten zum größten Teil derartige Gebirge überhaupt noch nicht gesehen. Zu einem guten Prozentsatz waren es Städter, Ersatz aus industrieller Gegend, jedenfalls unvertraut mit Gebirge zur Winterszeit, nicht gewöhnt an ungeheure Anstrengungen.

Die Prüfung der vorhandenen Hilfsmittel und Ausrüstungsgegenstände ergab zudem, daß damit gar nicht durchzukommen war. Die Generalstäbler mußten zunächst die rein gedankliche Vorbereitung treffen und sich dann als Kaufleute niederlassen und Fabrikbetriebe eröffnen. Man brauchte in erster Linie Schlitten, große zur Bespannung und kleine Rodel zum Ziehen. Es war ein großer und rascher Verbrauch an Pferdekräften vorauszusetzen, und Tiere mußten beschafft werden. In den Pässen waren Saum- und Tragtiere notwendig, für die ein neuer Holzsattel zum Aufschnallen und Aufhängen der Traglasten erdacht, praktisch erprobt und dann in Mengen hergestellt werden mußte. Es war vorauszusehen, daß die Verpflegung der Truppe in der vordersten Linie die größten Schwierigkeiten machen würde, man mußte also für ein ganzes Korps die Schlächterei auftun, um die Truppe möglichst zu entlasten und ihr fertige Ware zu liefern. Auch für Lazarette und Baracken mußte gesorgt werden. Man hatte im Gebirge nur ein ziemlich unerschlossenes Land, Bauern ohne allzugroße Bedürfnisse, mit alten Holzblockhäusern, auf Höhen und Tälern zerstreut, selten nur zu einem größeren Dorfe vereint. Allerdings konnte hier nur das Allerdringendste geschehen, das weitere mußte den einzelnen Stäben und der Truppe selbst überlassen werden. Kaum aber waren diese Dinge erledigt, da war schon weiter zu denken an die Zukunft, an die Zeit der Schneeschmelze und der uferlosen, reißenden Gebirgsbäche, der im tiefsten Schlamm und Schmutz grundlos werdenden Pässe. Da brauchte man einen kleinen, zweiräderigen Karren, das neue Fahrzeug mußte jetzt schon hergestellt, erprobt, abgeändert und verbessert werden, es mußte für ein oder zwei hintereinanderziehende Pferde konstruiert sein, leicht aber fest, schmal und im Notfalle auch von menschlichen Arbeitskräften zu ziehen. Auch an den Vormarsch war zu denken, an die nötigen Ochsengespanne für die schwereren Lasten.

Inzwischen sammelten sich hinten die Truppen zum Vormarsch. Die eiligen Transporte wurden zum Teil in ungeheizten Zügen herangebracht, und eine große Anzahl von Mann-



Abb. 1. Deutsche Kolonne auf dem Marsch durch ein typisches Karpathendorf auf der Straße zur Kliva.
Nach einer Kohlezeichnung von R. Oeffinger.

schaften war bereits krank, als es ans Ausladen und Vorrücken ging. Die Ärzte hatten alle Hände voll zu tun, aber die Stimmung blieb gehoben. Immerhin, die Leute, die bisher Flanderns und Polens glatte Ebene gesehen hatten, und die schon gewohnt waren, wegwerfend über den berüchtigten „polnischen Winter" zu scherzen, der nur aus Wind und Regen bestand, sie machten jetzt große Augen, als die weißen Kuppen der hohen Berge heruntergrüßten. Sie stampften durch den Schnee voran, immer weiter hinein in die Vorberge, in die Schluchten und Täler, bis zu den Stellungen, wo sie die müden österreichischen Landstürmer ablösten.

Und erst dann begann eigentlich der Winterkrieg in den Karpathen, dessen ungeheuerliche Anstrengungen man leicht vergißt, wenn ein klarer Frühlingshimmel über sattem Grün blaut. Jetzt spricht man davon, wie man von einer schweren überstandenen Krankheit spricht, und fährt wohl auch mit der Hand über die Stirn, wie um die trüben Gedanken wegzuschieben.

Die Kliva ist eine Bergkuppe von nur 803 Metern Höhe, aber sie beherrscht die Straße des Nagy-Ag-Tales und das Dörfchen Ökörmezö. Auf der Kliva aber sitzen die Russen, im Repenyetal dahinter stehen ihre schweren Haubitzen und schießen herüber, die Paßstraße ist gesperrt; Ökörmezö verlassen. Wenn man die Russen am Herabfluten in die Ebene hindern und zurücktreiben will, dann muß an der Kliva begonnen werden. Die Russen wissen natürlich längst, daß Deutsche da sind, das läßt sie ahnen, worum es sich handelt, und verdoppelt die Energie ihres Widerstandes. Langsam schieben sich die Angreifer nach vorn. Die Paßstraße selbst liegt unter feindlichem Feuer und ist natürlich für dicke Kolonnen ungangbar. Man muß schon über die zahlreichen Kuppen und Vorberge hinweg, um heranzukommen. Da sind die Höhen, deren genaue Meterzahl jeder Mann weiß, der dabei war, 626, 509, 710, 477. Täler liegen dazwischen, Schluchten greifen tief ein. Die Truppe löst sich in dünne Linien auf. Im Gänsemarsch treten die Leute hintereinander und bereiten sich im zwei Meter hohen Schnee einen Pfad. Man muß langwierige Umgehungen machen, um überhaupt heranzukommen. Die Aufklärung ist besonders schwer, denn der einzelne verirrt sich, versinkt im Schnee, ermattet und ist verloren. Besondere Vorsicht ist am Tage vonnöten, denn der blendendweiße Schnee läßt die dunkeln Gestal-

ten scharf heraustreten. Langsam geht es voran, bis der Abend sinkt. Ein kurzes Ausruhen löst die Anstrengungen ab. Von Feldküche ist natürlich keine Rede, ein Stück hartes Brot, ein paar kalte Konserven müssen es tun. Feuer darf nicht gemacht werden, damit der Russe die Stellungen nicht erkunden kann, von Eingraben ist keine Rede, denn man stampft ja im meterhohen Schnee über steinharten Boden. Man hüllt sich dichter in den Mantel und ruht etwas. Dann geht es wieder voran, bergan, bergab. Plötzlich ein Knall und dann ein wildes, langes Knattern. Der Feind hat auf seinen Vorstellungen in der kurzer Kampf von Mann zu Mann, die Russen fliehen und laufen einer anderen Kolonne in die Hand, die von der anderen Seite den Berg heransteigt. Keiner scheint durchzukommen, der erste Teil ist gelungen. Man steckt auch schon Stangen ein, um den Weg für die Nachkommenden anzuzeigen, man bindet die Verwundeten auf die Rodel, ein Mann zieht und ein zweiter hält beim Abwärtsfahren hinten den Schlitten fest, um die verwundeten Kameraden möglichst zu schonen. Aber bewegungslos liegen sie bei 20 Grad Kälte, und der Weg zurück ist weit. Das Blut gefriert am Verband, die Kälte reißt und



Abb. 2. Ein schwieriger Transport in den tiefverschneiten Bergen der Hoch-Karpathen.
Nach einer Zeichnung von R. Oeffinger.

klaren Mondnacht etwas entdeckt und zeigt seine Bereitschaft. Man antwortet nicht, bleibt still, das Feuer verhallt langsam. Ein paar Leichtverwundete werden notdürftig verbunden und zurückgeschickt, sie müssen sich schon selbst helfen. Die Toten bleiben einstweilen liegen. Voran heißt die Losung, nicht zu spät kommen, damit der Hauptangriff konzentrisch erfolgen kann und das Zurückbleiben einer Seitenkolonne nicht den ganzen Erfolg gefährdet. Telephon zurück und zu den Nachbarn gibt es natürlich noch nicht, alles bleibt dem einzelnen Führer überlassen. Im Morgengrauen ist man glücklich unbemerkt an die Drahthindernisse einer feindlichen Vorstellung heran. Sie werden durchschnitten, man stürmt durch, soweit man in zwei Meter hohem, vereisten Schnee von Stürmen reden kann. Ein spannt an den Gliedern, gar mancher wird unten ankommen mit erfrorenem Fuß, mit erfrorenen Fingern. Denn noch sind die vom Roten Kreuz gestifteten Thermosflaschen nicht da, die mit heißem Wasser gefüllt, um das verwundete Glied gebunden werden.

Der Tag wächst grau und nebelig heran. Es schneit in dicken, weichen Flocken. Bald schleichen weiße Schneemänner durchs Gelände. Die Kälte wird immer schlimmer; wer ohne Handschuhe den Gewehrlauf anfaßt, dem friert die Hand an den Stahl und er muß die Haut daran lassen. Der Wind braust stärker und treibt und wirbelt die Flocken durcheinander. Aber durch das Heulen und Brausen kommt Kanonendonner. Unsere Artillerie ist endlich in Stellung gekommen und bereitet den Sturm auf die Kliva

vor. Dreißig Pferde haben ein leichtes Feldgeschütz gezogen, mit Flaschenzügen, die man auch selbst konstruiert hat, wurde gearbeitet, die Männer halfen. Pferde stürzten zusammen und verendeten, immer wieder mußte umgespannt werden, man trat den Schnee fest, um den Rädern eine Spur zu schaffen. Dann ging es zehn Meter voran und stockte wieder; der Kilometer war mit einer Stunde noch billig bezahlt. Aber am Ende war man da. Und nun hagelte es Schrapnelle auf den Klivabuckel, daß den Russen der Atem verging. Immerhin harrten sie aus, trotz der Riesenverluste.

Die einzelnen Sturmkolonnen haben sich indes an die Kliva herangearbeitet, man hat Fühlung genommen, der Sturm kann beginnen. Die vordersten Leute stecken in weißen Schneemänteln, um sich möglichst lange dem Feinde zu verbergen. Die Maschinengewehre werden teilweise auf Pferden mitgeführt. Man klettert die Hänge hinan, die Russen beginnen zu feuern. Ihr Ziel ist ja gut, soweit das Schneetreiben die Sicht gestattet, unsere Verluste sind nicht gering. Aber das Unmögliche muß möglich werden. Die Artillerie stellt ihr Feuer ein, eine letzte Anstrengung setzt ein. Die Leute klettern und fallen, sie erheben sich und taumeln weiter. Die Russen sind kaltblütige Schützen, die den Gegner herankommen lassen. Manch einen trifft noch auf dem Gipfel die russische Kugel. Aber dann ist es endlich getan, der Rest der Russen streckt die Waffen, die Kliva ist in deutschem Besitz.

Wiederum folgt schwere Arbeit. Die Verwundeten, die Toten müssen geborgen werden, die Lebenden brauchen Ruhe. Die Artillerie muß herauf, unter allen Umständen, und dauert es auch Tage. Denn die Kliva beherrscht einen schönen Teil der dahinterliegenden Höhen und mit ihr im Besitz kann man die Russen ein gut Stück zurückdrücken. Freilich, jeder Erfolg in diesen Bergen kann nur lokaler Natur sein. Neue Berge, neue Schluchten dehnen sich hinter den genommenen Stellungen, neue schwere Arbeit wartet der Sieger. Wie sich die Schlacht in solchen Bergen in eine Unsumme von Einzelgefechten auflöst, die an die Tatkraft und Intelligenz der Unterführer ebenso große Anforderungen stellen, wie an die Fähigkeit der Gesamtleitung, so teilt sich auch die Größe des Erfolgs in viele Einzelerfolge.

Dieser Kampf um die Kliva war einer der ersten in der Geschichte der deutschen Südarmee, schwer, wie alle späteren. Man findet nicht Worte genug, um zu schildern, was die Leute ausgehalten haben in diesem Gebiet mit den schlechten Unterkünften, da man jede Patrone und jedes Brot auf dem Rücken von Tragtieren heraufbringen mußte. Und was litten erst die Verwundeten, die stundenlang herabgebracht werden mußten, ehe sie zur Ruhe kamen. Als einmal eine Kolonne vier Tage und Nächte sich durch russische Linien hindurch vorgeschlichen hatte, ohne mehr Essen als nur die eisernen Rationen, ohne Trinken, ohne Feuer, fast ohne Ruhe,



Abb. 3. Verbringung von Maschinengewehren auf die Karpathenberge.

um einen Berg zu stürmen, der die russischen Linien beherrschte, da waren, als man zum Sturm ansetzen wollte, alle Läufe der Gewehre und Maschinengewehre fest eingefroren, nicht ein Schuß ging los, die ganze Kolonne mußte unverrichteter Dinge umkehren. Und solches Mißgeschick, das sich oft ereignete, machte weder Truppe noch Führer mutlos. Humor und Zähigkeit vereinte sich und ließ sie alle Opfer tragen. Den Karpathenschnee färbte manches deutschen Kriegers Blut, der Karpathenkrieg brach manches deutschen Soldaten körperliche und seelische Kraft, aber ungebrochen blieb der Mut und die sieghafte Zuversicht am glücklichen Ausgang.

Ein Heldenkampf Tiroler Landesschützen gegen Russen und Tscherkessen.

Nach den Aufzeichnungen eines Teilnehmers mitgeteilt
vom Pressebüreau des K. und K. Kriegsministeriums.

Es war in den harten Kämpfen der letzten Novembertage im Norden. Das 3. Landesschützenregiment hatte nach verschiedenen Gefechten einen günstigen Abschnitt erreicht, als es den Befehl erhielt, die von östlicher Richtung heranrückenden Russen anzugreifen.

Mein Bataillon war damals Vorhutbataillon der Brigade. In der Ortschaft Dy . . angelangt, erhielten wir die ersten Meldungen über das Erscheinen feindlicher Kräfte in der Gegend von Do . . . Die Russen waren also in unserer nächsten Nähe. Die Gegend dort ist hügelig, hinter vorgelagerten Kuppen dehnen sich größere und kleinere Waldkomplexe aus. Für das Vorhutbataillon handelte es sich nun darum, die vorwärts gelegenen Höhen in den Besitz zu bekommen, bevor diese von den Russen erreicht wurden. Das aus drei Kompagnien und einer Maschinengewehrabteilung bestehende Bataillon erhielt den Befehl zur Gefechtsentwicklung; Spitzenkompagnie und Maschinengewehrabteilung auf der Straße, die beiden anderen, von Oberleutnant Sonnewend und Oberleutnant Geidos, den letzten Überlebenden der noch in Erinnerung stehenden Lawinenkatastrophe im Ortlergebiet, kommandierten Kompagnien links und rechts davon. Es war acht Uhr früh, als ich mit meiner Kompagnie, in Gefechtsformation gegliedert, den Vormarsch antrat. Die anderen Kolonnenteile des Bataillons standen bereits im Kampfe. Man hörte von dort Infanterie- und Artilleriefeuer. Bald hörten auch wir wieder die ersten Kugeln an uns vorübersausen und es dauerte nicht lange, so entspann sich auch auf meinem linken Flügel ein lebhaftes Gefecht. Die Russen hatten auf der vor uns gelegenen Höhe Stellung genommen und den Waldrand besetzt. Im herbstfarbigen Laub waren sie kaum wahrzunehmen. Östlich dieses größeren Waldes breitete sich hinter einer Kuppe ein zweiter, kleinerer Wald aus.

Die beiden Wälder waren miteinander durch sehr niedriges Laubgehölz verbunden. Als Kommandant meiner Kompagnie befand ich mich zuerst am linken, später beim wichtigeren, dem rechten Flügel. Von einem günstigen Aussichtspunkte meiner dort feuernden Schwarmlinie nahm ich alsbald wahr, wie der Feind durch das niedrige Laubholz Verstärkungen gegen meine Front in den Wald heranzog. Dies mußte ich zu verhindern trachten. An meinem rechten Flügel stand ein Zug meiner Kompagnie als Reserve. Mit diesem ging ich gegen die im Gehölz herankommende Verstärkung vor. Ich überraschte die Russen noch außerhalb des Waldes und, bevor es ihnen gelungen war, sich mit den eigenen Gruppen im Walde zu vereinigen. Ein kurzes, rasches Feuer, dann unter lautem „Hurra" mit dem Bajonett auf die verdutzten Russen los! Es entspann sich ein erbittertes Handgemenge. Bald lagen Haufen von eigenen und feindlichen Verwundeten und Toten umher. Beiläufig vierzig Russen machte ich an dieser Stelle zu Gefangenen. Der russische Offizier vermochte noch davonzulaufen. Meine Schützen verfehlten ihn und so entwischte er. Der Kampf hatte viele Opfer gefordert. In meiner unmittelbaren Nähe wurden mein braver Diener Alfred und noch zwei Mann schwer getroffen. Ich versah sie alle drei an Ort und Stelle mit Notverbänden, da sie sonst verblutet wären. Nach dem Sturm blieb dieser Zug zum Teil in der letzten Kampfstelle und beschoß sehr wirkungsvoll den linken Flügel der im Walde eingenisteten Russen. In meiner rechten Flanke befand sich nun der oben erwähnte kleinere Wald, der sich bis nahezu auf die Höhe einer Kuppe erstreckte. Infolge der in kurzer Zeit wiederholt wechselnden Gefechtsverhältnisse in diesem hügeligen, von Wäldern und Gehöften reich bedeckten Gelände ging mir die Verbindung mit der an der Straße kämpfenden Mittelkompagnie verloren. Zur Aufklärung des Waldes rechts von mir und zur Herstellung der Verbindung mit der genannten Nachbarkompagnie entnahm ich dem rechten Flügel acht schneidige Landesschützen und sandte sie als Patrouille in den Wald, um festzustellen, ob dieser vom Feinde frei sei. Um mich selbst zu orientieren, beschloß ich, mit dieser kleinen Abteilung zu gehen. Vorsichtig krochen wir gegen den Wald vorwärts. Bald entdeckten wir auch russische Infanterie und abgesessene Tscherkessen im Vorrücken. Mit einem Häuflein konnte ich mich im Walde nicht in einen Kampf mit der Masse des Gegners einlassen. Ich schlich daher mit meiner Patrouille unbemerkt wieder aus dem Gehölz heraus und verkroch mich hinter die dem Walde vorgelagerte Kuppe. Dort nahmen wir eine möglichst breite Gefechtsfront an, um den Gegner zu täuschen und warteten, zu Allem bereit, auf die Dinge, die da kommen würden. Auf der Höhe ließ ich einen Mann zurück, der mir das Herannahen der Russen melden sollte. Es dauerte auch nicht lange, so sah mein Beobachtungsposten, wie die Russen und Tscherkessen aus dem Walde hervorkamen und gegen meine Höhe vorgingen. Er gab mir das verabredete Zeichen. Ich machte nun meine Leute besonders darauf aufmerksam, daß wir bloß acht Mann seien, aber für mindestens achtzig schreien müßten, um dem Feind unsere Minderzahl zu verbergen. Nun konnte es losgehen. Mit aufgepflanztem Bajonett krochen wir vorsichtig und ungesehen in unserer breiten Frontausdehnung die Höhe hinauf. Oben angelangt, stießen wir auch schon auf die überraschten Russen. Mit einem entsetzlichen Gebrüll stürzte sich unser kleines Häuflein Landesschützen mit dem Bajonett auf den Feind, der mindestens 100 Mann zählte. Es war ein furchtbarer Augenblick! Vor uns die ungeheure Übermacht, die uns mit Leichtigkeit vernichten konnte. Aber die unvergleichlich braven Tiroler wüteten mit Bajonett und Kolben in der Masse der Russen und Tscherkessen. Ein Teil flüchtete sich bald in den Wald, und was von den übrigen nicht tot oder verwundet am Boden lag, warf das Gewehr fort und ergab sich. Ein Tscherkessenoffizier, ein wahrer Hüne von Gestalt, der in seiner malerischen Kleidung wahrhaft theatralisch wirkte, raste wie ein Wilder. Er schoß zuerst etwa sechs Schüsse auf mich ab, ohne indes zu treffen. Dann hieb er in der unbarmherzigsten,

bestialischsten Weise mit seiner Nagaika auf die sich ergebenden russischen Soldaten ein. In dem entsetzlichen wüsten Gedränge sah ich, wie der Offizier in verzweifelndem Tone laut gegen den Wald rief und seine wiederholten Kommandorufe durch Zeichen ergänzte, welche er mit der in der linken Hand gehaltenen Knute gab. Er rief offenbar Hilfe herbei. In diesem kritischen Augenblick sprang ich auf die Hünengestalt zu und streckte sie durch einen Pistolenschuß ins Hinterhaupt nieder. Der Getötete soll nach Aussage der gefangenen Russen ein höherer Tscherkessenoffizier, vermutlich ein Major, gewesen sein.

Die hier vorgerückten Russen wollten offenbar, in Kenntnis der Gefechtslage, die Lücke ausnützen, die infolge der wechselnden Kampfverhältnisse zwischen meiner und der Mittelkompagnie entstanden war, und unsere Front durchbrechen. Die um mich herum gefangenen Russen baten händeringend um Gnade und um Abschub zu den Unsrigen. „O moj kochan komendant!“ riefen sie mir in einem fort zu. Dem gefallenen Tscherkessenmajor nahm ich die Waffen und die Kartentasche ab.

Wie ich bereits erwähnte, hatte der Tscherkessenoffizier versucht, durch Rufe und Zeichen Verstärkung herbeizurufen. Insbesondere seine Handbewegungen ließen mich vermuten, daß er die Russen zum Angriff meiner Flanke auffordern wollte. Es hieß deshalb, auf der Hut sein. Mit meinen wenigen Leuten — wir waren nunmehr nur noch sechs —, die außerdem auch sehr erschöpft waren, konnte ich nicht mehr viel wagen. Dessenungeachtet ließ ich meine Landesschützen die eingenommene Stellung besetzen, um das Vordrängen des noch immer starken Feindes nach Möglichkeit hintanzuhalten. Unter Führung eines russischen Infanterieoffiziers, der sicherlich überzeugt war, daß ihm nur schwache Kräfte gegenüberstanden, rückte eine bedeutend stärkere Abteilung, als es unser Häuflein war, gegen die von uns besetzte Höhe vor. In richtiger Vermutung der russischen Absicht eilte ich zu der mittlerweile gefundenen Nachbarkompagnie, deren linker Flügel ungefähr 500 Schritte von mir entfernt war und holte mir 25 Mann als Verstärkung, die mir freudigst folgten. Während dieser Zeit nahmen meine sechs braven Landesschützen, die tapfer und mutig die Höhe besetzt hielten, den Kampf gegen die erdrückende Übermacht der gegen ihre Front vorrückenden Russen auf und lichteten durch wohlgezielte Schüsse deren Reihen beträchtlich. Aber es war höchste Zeit, daß ich ihnen zu Hilfe kam. Es war mir gelungen, mit meinen 25 Mann Verstärkung unbemerkt in die Flanke der Russen zu gelangen und mit lautem „Hurra“ stürmten wir auf die vollkommen überraschten los. Mein dritter Sturm an diesem Tage! Im Handgemenge brachten wir dem Feinde abermals schwere Verluste bei. Durch zwei Pistolenschüsse tötete ich als einen der ersten den dort kommandierenden russischen Infanterieoffizier. Außer diesem Offizier verloren die Russen beiläufig 60 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Nach diesem dritten Sturm an einem Tage war nun die Höhe von D . . . dank der alles bezwingenden Tapferkeit meiner Landesschützen endgültig im Besitz meiner Kompagnie. Wir hatten an diesem heißen Kampftage über hundert russische Infanteristen und Tscherkessen gefangen genommen, dem Feinde außerdem bedeutende Verluste an Toten und Verwundeten zugefügt. Mit der Erbeutung der Kartentasche des von mir erschossenen Tscherkessenmajors machte ich einen guten Fang; sie enthielt eine Skizze, welche wichtige, auf die Gruppierung eines größeren russischen Heereskörpers sich beziehende Eintragungen enthielt.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Die französischen Generale Gallieni und Foch.

Mit 2 Abb.

Die Leistungsfähigkeit des an sich vortrefflichen französischen Heeres hat im Kriege 1870/71 bekanntlich stark unter der Eifersucht und dem militärischen Neid der Generale gelitten, die sich auf den Wortlaut der erhaltenen Befehle versteiften und einander lieber in der Patsche sitzen ließen, als daß sie sich gegenseitig herausgehauen hätten. Dergleichen grobe Verstöße gegen die Grundsätze der Kriegführung sind heute unter dem strammen Regimente Joffres wohl unmöglich, aber doch fehlt auch in diesem schweren Kriege dem französischen Offizierskorps die feste Geschlossenheit und Einheitlichkeit, die von jeher der Stolz und der Vorzug des deutschen waren. Der Grund ist darin zu suchen, daß die leidige Politik ihre Fäden bis in den französischen Generalstab hinein spinnt, und daß namentlich die höheren Führer fast ausnahmslos neben ihren militärischen Zielen auch politische verfolgen. Dieser unselige Zwiespalt teilt durch eine tiefe Kluft das französische Offizierkorps in zwei, sich gegenseitig mißtrauisch beobachtende und beargwöhnende Lager, und Joffre selbst hat genug darunter zu leiden, so redlich er auch bemüht sein mag, mit unbeugsamer Härte die unfähigen politischen Protektionskinder allmählich auszumerzen und durch Männer zu ersetzen, deren Wert er lediglich vom soldatischen Standpunkte aus einschätzt. Nun gibt es aber sowohl im royal-klerikal-bonapartistischen wie im republikanischen Lager zweifellos begabte und tüchtige Führer, und deshalb ist dieser Zwiespalt nicht aus der Welt zu schaffen. Mögen auch alle einig sein in dem Revanchegedanken und in hartnäckiger Verteidigung des Vaterlandes, so hat doch die eine Partei, sobald sie Oberwasser gewinnt, nichts Eiligeres zu tun, als die Häupter der anderen kaltzustellen und möglichst aus der eigentlichen Kampffront zu entfernen, dazu die Leistungen der eigenen Anhänger über den grünen Klee zu loben und die der politischen Widersacher nach Möglichkeit zu verkleinern. So hat auch der brave General Pau nach einem langen und schönen Soldatenleben durch eine verunglückte diplomatische Rundreise auf seine alten Tage sich

lächerlich machen und obendrein von dem brutalen russischen Generalissimus sich anschnauzen lassen müssen. An der Spitze der reaktionär gesinnten Offiziere stehen noch immer der klerikale Marquis Courier de Castelnau und der als Royalist verschriene General Gallieni, die von Messimy kaltgestellt wurden und jetzt unter Millerand wieder ans Ruder gelangt sind und dadurch ihre alten Gegner Sarrain, Michel und Foch wieder in den Hintergrund gedrängt haben. Betrachten wir heute einmal als ausgesprochene Typen dieser Gegensätze im französischen Offizierkorps die im gegenwärtigen Kriege besonders hervorgetretenen Generale Gallieni und Foch, jeder in seiner Art ein ganzer Mann, ein glühender Vaterlandsfreund und ein tüchtiger Heerführer, und doch beide unvereinbare Gegenfüßler.

General Josef Simon Gallieni ist eine fast überschlanke, rassige Erscheinung mit sportgestähltem Körper, schmalem Aristokratengesicht, Klemmer und weißem Schnauzbart, dessen tiefgebräunten und durchfurchten Zügen man die in tropischen Kolonien verbrachten Jahre ansieht, so wenig sie ihm auch sonst anzuhaben vermochten. Eigentlich hat er sich mehr als Forschungsreisender denn als Feldherr bekannt und verdient gemacht. Geboren am 24. April 1849 zu St. Béat (Haute Garonne) trat er 1870 als Unterleutnant in das Heer ein, kämpfte bei dem furchtbaren Ringen in Bazeilles mit und mußte zu seinem tiefsten Schmerze gleich den unerhörten Zusammenbruch von Sedan miterleben. 1878 kam er als Hauptmann nach dem Senegal, und von da ab beginnt seine ausgebreitete koloniale Tätigkeit, die fast ununterbrochen bis 1905 anhielt. Nur ein so zäher, elastischer und abgehärteter Körper, wie der seinige, konnte diesen unausgesetzten Anstrengungen unter den mörderischsten Klimaten der Erde gewachsen sein, und noch heute ist der 66jährige von einer bewundernswerten Frische. Zunächst nahm Gallieni hervorragenden Anteil an den zahlreichen militärischen Expeditionen, die die französische Herrschaft nach dem Niger zu weiter ausdehnten. So drang er 1880 ganz allein mit nur 30 Spahis tollkühn bis zum Niger selbst vor und bestimmte den Negerkönig Mahmadu zum Anschluß an Frankreich. 1883 wurde er nach Martinique geschickt und 1886 als Oberstleutnant zum Oberbefehlshaber im französischen Sudan ernannt, wo er die Herrschaft der Republik in hartnäckigen Kämpfen gegen die Fürsten Amadu und Samory befestigte und ausbaute. 1891 erhielt er als Oberst ein Kommando in Tongking und säuberte mit seinen tapferen Fremdenlegionären das Gebiet von Lang-son von den räuberischen Schwarzflaggen. 1896 wurde er Generalmajor und Generalgouverneur von Madagaskar und rückte hier drei Jahre später zum Divisionsgeneral auf. Die Meinungen über seine organisatorischen Leistungen dort sind sehr geteilt. Während die einen behaupten, daß die schwierige Rieseninsel unter seiner Verwaltung bedeutende wirtschaftliche Fortschritte machte, werfen ihm andere anscheinend nicht ohne Berechtigung vor, daß er die Zivilbehörden planmäßig durch eine rücksichtslose Militärverwaltung unterdrückte und die öffentlichen Gelder in unverantwortlicher Weise verschleuderte. So schaltete er beim Bau der schwierigen Bahn von dem Hafenplatz Tamatavo nach der Hauptstadt Tananarivo die ortskundigen Zivilingenieure vollständig aus und ließ alles durch seine mit den Verhältnissen der Insel nicht vertrauten Genieoffiziere besorgen. Als dann die Regenzeit kam, wurden die mühselig errichteten Erdarbeiten großenteils einfach weggeschwemmt, und der französische Staatssäckel war um eine Million Franken ärmer. Im Gouverneurspalast führte Gallieni den großartigen Haushalt eines alten Grandseigneurs und trieb fürstlichen Aufwand. Allein für den Wasserbedarf des Gouverneurs sollen dem französischen Staate alljährlich 30000 Franken in Rechnung gestellt worden sein. Schließlich fand man in Paris diese Gallienische Verwaltung denn doch zu teuer, und dazu kam, daß der General sich selbst in den von ihm so bevorzugten Offizierskreisen mißliebig gemacht hatte, weil er zu viel farbige Offiziere ernannte und beförderte. So wurde er 1905 abberufen und durch Augagneur ersetzt, den damaligen sozialistischen Abgeordneten für Lyon und heutigen Marineminister. Nach der Heimkehr erhielt Gallieni den Befehl über das 13., später über das 14. Armeekorps in Lyon und wurde 1908 auch zum Mitglied des obersten Kriegsrats ernannt. Über seine kolonisatorische Tätigkeit hat er eine Reihe viel beachteter Schriften verfaßt, die ihn als begabten Forschungsreisenden und scharfen Beobachter erkennen lassen, so „Mission d'exploration du Haut Niger“ (Paris 1885), „Voyage au Soudan français“ (1885), „Deux campagnes au Soudan“ (1890), „Trois colonnes au Tonkin“ (1899), „Rapport d'ensemble sur la pacification, l'organisation et la colonisation de Madagascar“ (2 Bände, 1900 u. 1905) und „Madagascar, la vie du soldat“ (1905). Im gegenwärtigen Kriege befehligte Gallieni eine in Paris sich sammelnde Reservearmee und traf tatkräftige Maßregeln zum Schutze der Hauptstadt, als diese durch den überraschend schnellen Anmarsch der Armee Kluck ernstlich gefährdet erschien. Im richtigen Augenblick brach er dann mit seinen Truppen zwischen den Forts hervor und nötigte Kluck durch die Schlachten an der Marne und am Ourcq zum Rückzuge, zumal es ihm auch gelang, die Armee Manourys heranzuziehen und die von Norden anrückenden Engländer Klucks Flanke bedrohten. Angeblich hat General Gallieni diese entscheidenden Anordnungen selbständig und ohne Befehl Joffres getroffen, der sie erst nachträglich gutgeheißen hat, und seitdem setzen die Franzosen große Hoffnungen auf ihn, obgleich viele ihm wegen seiner monarchistischen Gesinnung nicht recht trauen. Den Royalisten aber gilt er heute schon als der berufene Nachfolger Joffres, dessen Stern über dem ergebnislosen Schützengrabenkrieg und den verlustvollen Gelegenheitsvorstößen mehr und mehr zu erbleichen beginnt.



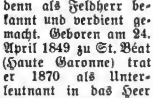




Abb. 1. General Gallieni.

Schon rein äußerlich ist General Foch das

gerade Gegenstück zu Gallieni. Haftet diesem etwas von altfranzösischer Ritterlichkeit und Romantik an, so ist Foch der bewußte Vertreter jener neuzeitlichen französischen Generale, die man eigentlich nur an den drei matten Sternen auf dem Mantel erkennt, die man nur selten zu Pferde sieht, die nur ausnahmsweise den Degen tragen, die in ihrem Äußeren so gar nichts Kriegerisches an sich haben, sondern mehr behäbigen Spießbürgern gleichen, wie ja auch ihr Abgott Joffre selbst. Foch sieht aus wie ein versonnener Mathematikprofessor, und eigentlich ist ers auch. Auch Foch hat schon den 70er Krieg als junger Freiwilliger mitgemacht, besuchte dann das Polytechnikum und trat hierauf in die Kriegsschule ein, an der er später Professor wurde, um sie schließlich als Direktor zu leiten. Obwohl er nur fünf Jahre in dieser Stellung verblieb, hat er doch für lange hinaus dieser Pflanzstätte des französischen Offizierkorps durch seinen grundlegenden Unterricht in Strategie und Taktik seinen persönlichen Stempel aufgedrückt, und nun bemüht er sich, oben an der Nordfront seine Kriegstheorien in Wirklichkeit umzusetzen. Fochs Hauptverdienst liegt also auf militärisch-erzieherischem Gebiet. Was Ernst Lavisse für das neuzeitliche Frankreich durch seine Leitung der Normalschule im bürgerlichen Leben geschaffen hat, das hat Foch durch seinen freigeistigen und jeder Einseitigkeit abholden Unterricht an der Kriegsschule für das militärische Frankreich erreicht. Seinen glänzenden Ruf als Theoretiker rechtfertigen auch seine beiden Werke „Des principes de la guerre“ und „La conduite de a guerre“. Beide sind eigentlich Sammlungen von tiefdurchdachten Vorträgen, und beide erschienen noch vor dem russisch-japanischen Krieg. Doch bestätigte und unterstrich dessen Verlauf nur die Fochschen Grundsätze, wie der General in den Vorreden zu den inzwischen notwendig gewordenen Neuauflagen ausdrücklich betont. Folgende Sätze daraus sind für seine Anschauungsweise kennzeichnend: „Um den größtmöglichen Nutzen von den herangeführten Truppenmassen zu haben, ist es notwendig, Handlungsfreiheit zu besitzen.“ Aber diese könne man nur durch „intellektuelle Disziplin“ erreichen. „Disziplin bedeutet, daß man vollständig in dem Gedankengange des Führers, der die Befehle gibt, aufgeht, und daß man alle möglichen Mittel anwendet, um ihn zufriedenzustellen.“ Es gab eine Zeit, wo General Foch vor seinen Offiziersschülern ständig die Worte Josef de Maistres wiederholte: „Eine verlorene Schlacht ist eine Schlacht, von der man „glaubt“, daß man sie verloren hat.“ Jetzt während des Krieges hat er diesen Aphorismus noch dahin erweitert, daß er sagt: „Eine gewonnene Schlacht ist eine Schlacht, in der man sich nicht eingestehen will, daß man besiegt worden ist.“ In der Tat fehlt es in der Kriegsgeschichte nicht an Beispielen für die Richtigkeit dieser Auffassung; ich erinnere nur an Liaoyang und Inkerman einer-, an Torgau und Vionville andererseits. Obwohl Foch mit dem Hirn eines Mathematikers geboren ist, sind seine Ansichten über den Krieg doch keineswegs rein wissenschaftliche, vielmehr recht praktische und weltkluge, ja er weigert sich geradezu, den modernen Krieg als exakte Wissenschaft anzuerkennen. Die Entwicklung der Wissenschaft hat seiner Meinung nach nur die seelischen und sittlichen Anstrengungen für jeden Kriegsteilnehmer vergrößert, und nur in den Leidenschaften, die bei jedem Zusammenstoß auflodern, findet der Kämpfende die Willensstärke, die ihn in den Stand setzt, auch die Schrecken der modernen Kriegführung auszuhalten. Wie man sieht, ist General Foch nicht nur Soldat, sondern auch ein Philosoph, der die Richtigkeit seiner Gedanken mitten im Kampfgetümmel zu erweisen sucht. Einige Jahre vor dem Kriege hat General Foch das Kommando des 20. Armeekorps erhalten. Bei Eröffnung der Feindseligkeiten stand er als Befehlshaber einer Heeresgruppe in Lothringen und unterstützte dort General Castelnau. Bei den Kämpfen an der Marne wurde ihm die Stellung zwischen Camp de Mailly und Sézanne anvertraut; er zeichnete sich hier besonders aus und soll nicht wenig zur Aufhaltung der deutschen Offensive beigetragen haben. Als dann Präsident Poincaré die Front besuchte, wurde Foch gleichzeitig mit Castelnau zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt.



Abb. 2. General Foch.

Später leitete er die französischen Truppen auf dem Nordflügel während der langwierigen und hartnäckigen Kämpfe um Ypern, und hat jetzt die für jeden weiterblickenden Franzosen gewiß ziemlich schmerzhafte Aufgabe übernommen, Calais für die Engländer zu retten. Daß Marschall French gerade seine Tätigkeit in den Berichten immer wieder rühmend hervorhebt, wird ihm nur ein schwacher Trost sein. General Foch ist eine vornehme Gelehrtenerscheinung und trägt seine 64 Jahre mit Leichtigkeit. Seine Sprache verrät den Mathematiker, denn sie ist durchdacht und folgerichtig; ihre Schnelligkeit zeigt aber auch, daß wir es mit einem Mann von entschlossenem Handeln zu tun haben. Dieser Philosoph und Stratege also ist es, der jetzt den Befehl über die französischen Truppen am äußersten Nordflügel führt, wo sie gemeinsam mit Engländern und Belgiern fechten, und wo neuerdings wieder so heftige Kämpfe entbrannt sind. K. F.

Die Kriegsziele der Franzosen.

Von **Philipp Rath.** Mit 1 Karte.

Es ist sehr weise von unserer Regierung, daß sie eine Erörterung der Friedensbedingungen, die wir am Ende des Riesenkampfes stellen oder annehmen könnten, zurzeit noch nicht wünscht. Man erkennt das erst recht, wenn man einen Einblick in die Kriegsliteratur unserer Feinde tut, die an Broschüren und Büchern, die sich mit solchen Fragen beschäftigen, überreich ist. Obgleich sie doch wahrhaftig nicht in der Lage sind, von Bedingungen zu reden, die sie uns aufzwingen könnten, halten sie doch die Zeit dafür gekommen und entwickeln nun in solchen Schriften fix und fertige Pläne, die eine Zerstückelung Deutschlands und Österreich-Ungarns darstellen, wie sie gründlicher nicht vorgenommen werden könnte. Es ist alles so weitgehend ausgedacht, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß diese Pläne nicht erst von heute und gestern, sondern daß sie schon seit langer Zeit vorbereitet sind. Glücklicherweise kann man nun aber ein Reich erst dann verteilen, wenn man es besitzt, und es ist eine alte Erfahrung, daß diejenigen, die dies nicht beachten, am Ende nur Luftschlösser gebaut haben, die schon im Hauch des leisesten Windes zerfallen.

Immerhin wird es vielleicht auch zur Stärkung unserer eigenen Energie beitragen, wenn wir wissen, welch ein Schicksal uns für den Fall beschieden wäre, wenn die phantastischen Wünsche dieser Leute in Erfüllung gehen würden. Wir wählen dazu drei Schriften von Franzosen aus und wollen ihren Inhalt kurz skizzieren.

Die erste: „Deutschland in Stücken. Ein drakonischer Friede" hat einen bekannten Geographen, Onésime Reclus, zum Verfasser, wenn er auch nicht ganz so berühmt ist, wie der aus der gleichen Familie stammende Jacques Elisée Reclus, und ist bei Attinger Frères in Paris erschienen. Sie umfaßt 61 Seiten in kleinem Format.

Der Verfasser sucht die Schuld an diesem Krieg bei Bismarck und füllt seine ersten Kapitel damit, auf diesen wüst zu schimpfen. Er ist ihm einer der dümmsten deutschen Diplomaten, „der nicht weiter sehen konnte, als seine Nase reichte". Wir haben es wohl nicht nötig, uns mit ihm über die Bedeutung Bismarcks auseinanderzusetzen, wir wollen auch alle die, nur ihren Benutzer entwürdigenden, plumpen und gehässigen Schimpfsworte übersehen, mit denen er die Deutschen bedenkt, und uns lediglich an die Sache halten.

Zunächst darf, wenn es nach ihm geht — wie es aber zuversichtlicherweise nicht gehen wird — kein Friede geschlossen werden, der uns nicht den Verzicht auf unsere sämtlichen Kolonien auferlegt. Er verteilt Deutsch-Afrika: Süd-West kommt an England; Kamerun an Frankreich und heißt von nun an Caméron; Togo wird entweder ganz französisch, oder es wird zwischen England und Frankreich geteilt; Deutsch-Ost-Afrika wird englisch. Aus Asien und aus dem Stillen Ozean wären wir bereits endgültig hinausgeworfen, wie er behauptet. Japan, Australien, England hätten sich schon in unseren dortigen Besitz geteilt. Wir dürften nicht hoffen, etwas davon wiederzusehen.

Das ist ziemlich einfach und kurz. Ausführlicher wird behandelt, was wir von unserem europäischen Besitz herzugeben haben, und das wird angeordnet nach allen den Ländern, die an der Beute beteiligt sind.

„Was wird Frankreich nehmen?" Natürlich Elsaß-Lothringen, außerdem aber das Kohlenbecken der Saar. — Luxemburg wird annektiert, die Großherzogin erhält als Ersatz dafür ein deutsches Großherzogtum oder Königreich, Brandenburg zum Beispiel. Eine bayrische Rheinpfalz und eine preuß. Rheinprovinz werden nicht weiter geduldet. Man wird die Bewohner zwischen einem Anschluß an Frankreich und der Selbständigkeit wählen lassen. Der Gedanke, der hier zum ersten Male eine Verwirklichung erfahren soll, war eigentlich anders. Die Wahl des Anschlusses sollte ganz frei sein; das ist auch eine der „Ideen", für die man vorgegebenerweise auf seiten des Dreiverbandes in diesem Kriege kämpft. Daß man, noch ehe es überhaupt soweit ist, daraus eine Zwangswahl macht, ist recht bezeichnend. Wird nun die Selbständigkeit gewählt, dann werden die beiden Länder, ebenso wie Baden, auf ewig „neutralisiert". Das ist wieder so eine Verschrobenheit und heißt nach berühmten Mustern, daß man nur noch heimlich, aber nicht offen Partei ergreifen darf.

„Was wird Belgien nehmen?" In Europa nur ganz, ganz wenig; die Gegend um Malmédy etwa; jedenfalls kein rein deutschsprachiges Gebiet. Der Verfasser möchte die Wallonen davor bewahren, daß ihnen neben den Flämen, mit denen sie sich so wie so nicht gut vertragen, gar noch mehr Einwohner germanischen Ursprungs gegenüberständen. Aber England würde Belgien in Afrika durch Vergrößerung des Kongostaates auf Kosten Deutschlands sicher gern entschädigen, und so würde „der Däumling Europas dort die Erbschaft des garstigen Riesen in Siebenmeilenstiefeln antreten".

„Was wird England nehmen?" Zu eigenem Besitz nur Helgoland, das „Gibraltar des Nordens"; aber das wiedererstehende Königreich Hannover und die freien Städte Bremen und Hamburg, deren Gebiet bedeutend vergrößert wird, kommen unter sein Protektorat. Hier wird gleich nebenbei bemerkt, daß noch weitere freie Städte errichtet werden sollen, wie Frankfurt, Mannheim, Essen, und zwar unter französischem Schutz, während Lübeck unter russische Botmäßigkeit kommt.

„Was wird Dänemark nehmen?" Das dänisch sprechende Schleswig, die nordfriesischen Inseln und das Land bis einschließlich des Kaiser Wilhelm-Kanals. — Es ist schade, sagt der Verfasser, daß Holland sich nicht am Kriege beteiligt hat; man hätte ihm so gern Ostfriesland mit den ostfriesischen Inseln und auch den Jadebusen gegeben.

„Was wird Rußland nehmen?" Ost- und Westpreußen, die Provinz Posen und Schlesien. Der „Drang nach Osten" unsererseits hört auf. Dafür ersteht, ein Phönix aus der Asche, unter russischer Oberhoheit: Polen von neuem



Die Landkarte Europas und der angrenzenden Teile Asiens, wie sie nach dem Frieden aussehen würde, wenn die französischen Kriegsziele in Erfüllung gingen.

als eigener Staat, durch unsere schönen Provinzen und die entsprechenden jetzt noch österreichischen Länder vergrößert.

Österreich-Ungarn hört als Staat ebenso wie das Deutsche Reich auf zu existieren. Das Land wird je nach den Völkerschaften, die es bewohnen, verteilt. Es entsteht ein Nord- und ein Süddeutschland, das eine mit Berlin, das andere mit Wien als Vorort, beide in kleine selbständige Königreiche — Pommern, Mecklenburg, Oldenburg, Brandenburg, Hannover, Westfalen, Hessen, Baden, Württemberg, Bayern, Österreich, Tirol usw. — oder Großherzog- und Herzogtümer zerstückelt. „Von den Greueln der Jahre 1864, 1866 und 1870 darf nichts übrig bleiben als die widerwärtige Erinnerung an ein Kaiserreich rot von Blut." Nur Polizeitruppen dürfen gehalten werden, aber keine stehenden Heere, keine Flotten.

Italien müßte eigentlich bestraft werden, weil es seinen bisherigen Verbündeten nicht sofort in den Rücken gefallen ist — eine eigentümliche, doppelte Moral den geflügelt gewordenen „Scraps of paper" gegenüber — aber man will Gnade vor Recht ergehen lassen. Es soll das halbe Trentino (das ganze hätte es haben können!) und Triest, aber keineswegs Albanien, Istrien und Dalmatien bekommen. Das sind slavische Länder. In die Beherrschung der Adria wird es sich mit Griechenland, Serbien und Albanien teilen müssen. Streng genommen, müßte es sogar die Alpengegenden, die es jetzt besitzt, in denen aber französisch gesprochen wird, an Frankreich herausgeben.

Dem Zweibund wird eine Kriegsentschädigung von 101 Milliarden auferlegt, zahlbar in 101 Jahren. So lange bleiben die Eisen- und Kohlenbergwerke, die Hüttenwerke, vor allen Dingen Essen, die Eisenbahnen verpfändet — und so weiter.

* * *

Der anonyme Verfasser der zweiten Schrift, die sich „Der Friede, den wir schließen müssen. Die Neuordnung Europas" (72 S.) betitelt und in Paris bei Boivin u. Cie. erschienen ist, geht nicht minder grausam mit uns um, wenn auch der Verleger im Vorwort versichert, daß es keineswegs ein Chauvinist sei, sondern ein ernster Historiker, der seine Pläne auf ethnographischen, geographischen und diplomatischen Grundlagen aufgebaut habe.

Mit dem Vertrag vom 4. September 1914, in dem sich die gegen uns kämpfenden Staaten verpflichtet haben, keinen Separatfrieden zu schließen, sei das Schicksal Deutschlands und Österreich-Ungarns besiegelt. Bei den Verhandlungen über

den kommenden Frieden sei Gewicht darauf zu legen, daß er nicht mit dem „Kaiserreich Deutschland“ geschlossen werde — ein solches existiere für den Dreiverband überhaupt nicht —, sondern einzeln mit den 25 Staaten, die es umschließt. Zur Vereinfachung könne höchstens eine gewisse, beschränkte Stellvertretung gestattet werden; das Königreich Sachsen zum Beispiel könne gegebenenfalls zugleich im Namen der sächsischen Herzogtümer stimmen. Wolle man den deutschen Staaten auch weiterhin den Luxus gestatten, einen ihrer Fürsten als Kaiser zu haben, wobei solch edelmütiger Entschluß am Ende doch nur eine unverzeihliche Schwäche wäre, so müsse zum mindesten gefordert werden, daß Deutschland ein Wahlkaisertum werde, in dem niemals zwei Herrscher aus demselben Hause aufeinander folgen dürfen, während das Haus Hohenzollern auf jede Kandidatur von vornherein verzichten müsse!

Für Frankreich will der Verfasser mehr als sein Vorgänger. Der Rhein soll die Grenze werden, und alle Festungen auf seiner rechten Seite sind zu schleifen. Aber Frankreich will nicht das ganze linke Rheinufer für sich. Belgien soll Aachen, Bonn, Köln und all das Land bis zur Grenze Venlo-Krefeld-Ürdingen erhalten, wozu ihm Holland der Abrundung wegen noch den Zipfel mit Maastricht überläßt. Dafür bekommt Holland den nördlichen Rest der Rheinprovinz und außerdem von Wesel an einen größeren Teil von Westfalen und Ostfriesland. Luxemburg wird, wenn man es überhaupt selbständig bleiben läßt, als viertes Glied in den Verband der Länder Frankreich, Belgien, Holland aufgenommen, die fortan eine militärische und wirtschaftliche Union bilden.

England erhält natürlich Helgoland zurück, wenn man sich nicht entschließt, die Insel an Dänemark fallen zu lassen. Dafür aber wird Großbritannien nach Überantwortung oder Zerstörung der deutschen Flotte endgültig die Beherrscherin der Meere und die Herrin der meisten deutschen Kolonien. — Dänemark und Schleswig-Holstein gehören natürlich zusammen.

In Deutschland selbst muß der Einfluß Preußens weiterhin geschwächt werden. Das Königreich Hannover ersteht von neuem, und ein Königreich Westfalen wird errichtet, wenn man dies Land nicht etwa unter die Oberhoheit des Königreichs Sachsen stellen oder vielleicht auch mit Hessen-Darmstadt vereinigen will.

Italien soll außer dem Trentino möglichst ganz Tirol bis zur bayrischen Grenze als Beute erringen und außerdem Triest, Istrien und noch einiges mehr haben. Vorarlberg wird zur Schweiz geschlagen.

Auch Rumänien soll, wenn es sich endlich zum Kriege an der Seite des Dreiverbandes entschließt, seinen Anteil haben. Serbien wird durch Bosnien und die Herzegowina vergrößert.

Das neue Königreich Polen erhält Galizien, Teile von Ungarn, Posen, den größten Teil von Schlesien, Ost- und Westpreußen.

Böhmen wird vergrößert und als ein drittes selbständiges Reich mit der Monarchie Österreich-Ungarn vereinigt, die in Fiume einen Ausgang nach dem Mittelmeere behält.

Der Kaiser Wilhelm-Kanal wird international, ebenso Konstantinopel. Auf der hier reproduzierten Karte sind auch noch die sonstigen Veränderungen auf der Balkanhalbinsel und in Kleinasien zu sehen, die der Verfasser bei seiner „Neuordnung“ erwünscht.

So — ganz anders als sonst in Menschenköpfen, malt sich in diesem Kopf die Welt.

* * *

Der dritte im Bunde, André Sardou, der ein Büchlein „Die europäische Unabhängigkeit. Eine Studie der Friedensbedingungen“ (69 S.) bei Plon in Paris herausgegeben hat, hängt seiner Arbeit ein geographisch-wissenschaftliches Mäntelchen um und kommt nach dem Grundsatze, daß ein Fluß nur schlecht eine Grenze bildet, weil die Anwohner rechts und links in ihrem gegenseitigen Verkehr und in ihren Handelsbeziehungen zu leicht Freundschaft schließen, noch dazu, uns auch das rechte Rheinufer weithin wegzunehmen. Denn nach seinen geographischen Prinzipien bildet ein Strom mit seinem ganzen Tal, mit all seinen Zuflüssen und mit deren Nebenflüssen bis zu den Höhen, von denen diese entspringen, ein unteilbares Ganzes. Außerdem enteignet er in allen eroberten Gebieten den Grundbesitz der bisherigen Eigentümer und teilt ihn seinen Volksgenossen zu. Deutsche dürfen auf dem künftig französischen Boden weder Land besitzen noch erwerben, dürfen dort keine industriellen, kaufmännischen oder finanziellen Niederlassungen haben und müssen die bisher besessenen aufgeben.

Im übrigen weichen seine Wünsche wohl noch in Einzelheiten, aber nicht in den Grundzügen von denen der beiden anderen ab. Nur von den Engländern verlangt er zugunsten Frankreichs noch eine kleine, niedliche Abtretung: die normannischen Inseln. Ihm erscheint bei dem glänzenden Verhältnis der beiden Reiche zueinander der englische Besitz dieser Eilande als unlogisch im geographischen Sinne. Das mag ja wahr sein, ob er aber Gegenliebe finden wird?

„Mit solchen Leuten verhandelt man nicht, man schlägt sie einfach nieder und zwingt ihnen seinen Willen auf“, sagt der Anonymus des zweiten besprochenen Buches. Wir wissen jetzt, was uns bevorsteht, wenn wir uns besiegen lassen, und dies phantasieschwangere Vae victis, das uns hier entgegentönt, wird uns hart machen wie Stahl und Granit.

P. R.



Aus den Kämpfen um Neuve Chapelle

Angriff der Garhwal-Brigade (Kanadier) aus den Schützengräben beim Gehölz von Biez, entlang der Straße nach La Bassée.

(Aus einer englischen Zeitschrift.)

Die Mittel des Krieges.

Raketenphotographie.

Von **Hanns Günther**. Mit 6 Abbildungen.

Im allgemeinen bedient sich die Militärphotographie zur Aufnahme von Vogelschau-Photographien feindlicher Stellungen und Truppenbewegungen der Flugmaschine und des Lenkluftschiffs, gelegentlich auch des Fesselballons. Da indessen Luftfahrzeuge nicht immer zur Verfügung stehen, sich ihre Benutzung vielfach auch nicht lohnt, sucht man schon seit längerer Zeit nach einem von den erwähnten Hilfsmitteln unabhängigen Verfahren zur Herstellung von Aerophotographien. Anfänglich hat man dieses Ziel durch kleine unbemannte Ballons und später, mit etwas besserem Erfolg, durch Drachen und Brieftauben zu erreichen versucht. Wirklich befriedigend arbeitet indessen keine dieser Methoden, so daß man unablässig nach neuen Wegen Ausschau hielt. Dieses Streben hat in den letzten Jahren zur Ausbildung der sogen. Raketenphotographie geführt, bei der man große Raketen als Träger des photographischen Apparats, der die Vogelschau-Aufnahme machen soll, benutzt. Damit hat die Militärphotographie ein Verfahren erhalten, das von Wind und Wetter völlig unabhängig ist und ohne lästige Vorbereitungen auch im Feldkrieg überall angewendet werden kann.

Die technischen Grundlagen dieses Verfahrens sind schnell erklärt. Eine Rakete werden die meisten meiner Leser aus eigener Anschauung kennen. Für die übrigen ist Abb. 1 beigefügt, die uns verrät, daß eine Rakete lediglich aus einer mit Pulver gefüllten, unten offenen Papphülse besteht, mit der man einen leichten Holzstab verbunden hat. Die Pulvermischung ist fest in die Hülse hineingepreßt und dann tief ausgebohrt, so daß eine ziemlich große Brandfläche entsteht.

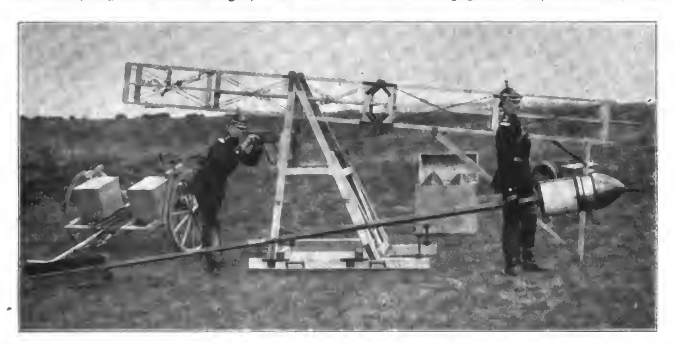


Abb. 2. Das Einstellen des Raketenapparats auf den aufzunehmenden Geländepunkt. Im Vordergrund die 6 m lange Rakete, in deren Haube die Kamera sitzt; dahinter die Lafette mit der Zielvorrichtung.

Wird das Pulver angezündet, so strömen die sich entwickelnden Gase nach unten aus, drücken dabei auf die Luft und treiben durch den entstehenden Rückstoß die Rakete mit großer Geschwindigkeit empor. Der Holzstab hat nur die Aufgabe, zu verhindern, daß sich die Papphülse in der Luft überschlägt. Er dient als Balanzierstange, die das Ganze im Gleichgewicht hält. — Denkt man sich eine solche Rakete nun in irgend einer Weise mit einer Kamera verbunden, die beim Entzünden der Pulverladung mit in die Luft genommen und dort oben betätigt wird, so ist die Vorrichtung, die man zur Raketenphotographie braucht, schon fertig. Was sonst noch drum und dran hängt, sind nur technische Vervollkommnungen, die das eigentliche Wesen des Apparats nicht verändern.

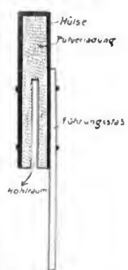


Abb. 1. Schematischer Längenschnitt durch eine Rakete.

Für die Praxis sind diese Vervollkommnungen allerdings die Hauptsache, wie es denn überhaupt bei einer Erfindung mit der Idee, der Grundlage, nur selten getan ist. Im vorliegenden Falle machte die Ausgestaltung so viele Schwierigkeiten, daß der Erfinder der Raketenphotographie, der Dresdener Ingenieur Alfred Maul, nicht weniger als zwölf Jahre brauchte, ehe ihm die Konstruktion eines allen praktischen Erfordernissen genügenden Apparats gelang. Das Ergebnis seiner Arbeit zeigt Abb. 2, auf der wir im Vordergrund die Rakete sehen. In der spitzen Haube

ist die 18×18 cm große Bilder liefernde Kamera untergebracht, deren Objektiv, wenn die Rakete senkrecht steht, schräg nach unten schaut. Der unter der Haube sichtbare zylindrische Teil, der Raketenkörper, enthält die Pulverladung. Der lange Stab verhindert, daß die Rakete sich in der Luft überschlägt, während das am freien Ende des Stabes angebrachte Flügelkreuz eine Drehung des Apparats um seine Achse unmöglich macht. Das ist notwendig, damit die Kamera die vorher eingestellte Bildrichtung während des Fluges beibehält. Allerdings reicht das Flügelkreuz allein zur völligen Beseitigung der Drehung nicht aus. Deshalb ist die Kamera noch mit einem Kreiselapparat verbunden, der sich beim Abfeuern selbsttätig in Bewegung setzt. Ein sich drehender Kreisel hat die Eigenschaft, die ursprüngliche Stellung seiner Achse im Raume unter allen Umständen beizubehalten, solange die Drehung anhält. Auf diese Weise ist die Kamera gegen eine Verschiebung durchaus gesichert, so daß die einmal eingestellte Bildrichtung während des ganzen Fluges bestehen bleibt.

Die Belichtung der Platte geschieht durch eine elektro-pneumatische Einrichtung, die in dem Augenblick, in dem die Rakete den Gipfelpunkt ihrer Bahn erreicht, den Stromkreis einer kleinen galvanischen Batterie schließt und so auf elektromagnetischem Wege den Kameraverschluß betätigt. Damit die herabstürzende Kamera beim Aufprall auf den Boden nicht zerschmettert wird, ist zwischen Haube und Hülse ein Fallschirm untergebracht, der sich während der Aufnahme entfaltet und den Apparat langsam zu Boden trägt. Nun wäre es aber immer noch möglich, daß der Aufstoß beim Landen eine Beschädigung herbeiführt. Dem ist dadurch vorgebeugt, daß sich die Rakete nach der Ausstoßung des Fallschirms in zwei, durch einen 10 m langen Gurt verbundene Teile trennt. Unmittelbar am Fallschirm hängt die Haube mit der Kamera; 10 m darunter schwebt die zylindrische Hülse mit dem daran befestigten Stab (vgl. Abb. 5), der infolgedessen zuerst den Boden berührt. Dadurch wird der Fallschirm kurz vor der Landung ziemlich stark entlastet, so daß die Kamera selbst ganz sanft zu Boden sinkt.



Abb. 3. Der Raketenapparat fertig zum Schuß. Rechts neben der Rakete (oben) ist das an einer um die Kreiselachse gewickelten Leine hängende Gewicht sichtbar, dessen Ablaufen den Kreiselapparat in Tätigkeit setzt.



Abb. 4. Der Aufstieg der Rakete.

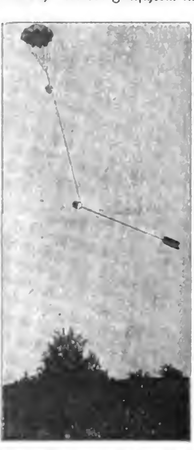


Abb. 5. Der sich nach der Aufnahme entfaltende Fallschirm trägt die Kamera langsam zu Boden; die zuerst aufstoßende, durch einen Gurt mit der Kamera verbundene Stange bewirkt eine stoßfreie Landung.

Der Raketenapparat ist also ziemlich kompliziert gebaut. Man würde aber fehlgehen, wenn man daraus schließen wollte, daß seine Handhabung Schwierigkeiten macht. Die Handhabung ist vielmehr überaus einfach, wenn es auch nicht möglich ist, die Rakete frei abzuschießen, wie es bei unseren Feuerwerksraketen geschieht. Dazu ist sie mit 6 m Länge und 25 kg Gewicht zu groß und zu schwer. Zum Abschießen dient daher eine bei Nichtgebrauch auf einem kleinen Wagen ruhende Lafette, die wir auf Abb. 2 im Hintergrund sehen. Soll eine Aufnahme gemacht werden, so wird die Lafette mit Hilfe der daran befindlichen Zielvorrichtung in die Richtung des zu photographierenden Geländepunkts eingestellt, ähnlich wie man ein Geschütz auf sein Ziel einrichtet.

Sodann schiebt man die Rakete in die Lafette hinein, bringt die Richtung der Kamera mit der Lafettenrichtung in Übereinstimmung und stellt die Lafette senkrecht (Abb. 3). Damit ist alles zur Aufnahme bereit. Das Entzünden der Rakete geschieht auf elektrischem Wege, und zwar setzt der erste Stromstoß den Kreiselapparat in Tätigkeit, während der zweite auf die Pulverladung wirkt (Abb. 4), die die Rakete in etwa 8 Sekunden 500 m hoch treibt. Ist diese Höhe erreicht, so erfolgen schnell nacheinander Belichtung, Ausstoßung des Fallschirms und Trennung des Stabes von der Haube, worauf der Apparat sich langsam zu Boden senkt (Abb. 5), um nach einer Minute nicht weit von der Abschußstelle zu landen.

Wie klar die auf diese Weise erhaltenen Bilder sind, zeigt Abb. 6, eine Raketenaufnahme von Lausnitz i. S. Zieht man dabei in Betracht, daß der Apparat auf einem kleinen Handwagen untergebracht, also bequem in die Front geführt werden kann, und daß der Feind die Aufnahme durch Beschießung kaum zu hindern vermag, so ergibt sich die große militärische Bedeutung der Raketenphotographie von selbst. Der gegenwärtige Krieg wird ihr zweifellos häufig Gelegenheit bieten, zu zeigen, ob sie zu halten vermag, was sie verspricht.



Abb. 6. Lausnitz in Sachsen, mit dem Raketenapparat aus 500 m Höhe aufgenommen.

Maschinen zur Herstellung von Schützengräben.

Mit 2 Abbildungen.

Die Mechanisierung des Krieges schreitet immer weiter fort. Beschränkte sie ihre Versuche zur Entlastung des Menschen anfänglich fast ausschließlich auf das Waffenwesen, so erstreckt sie sich heute schon auf zahlreiche unentbehrliche Hilfsgeräte, bei denen man den Menschen durch Maschinen zu ersetzen versucht. Der neueste Fortschritt dieser Art betrifft die Aushebung von Schützengräben, die bisher mit Kreuzhaue oder Spaten und der Hand hergestellt wurden, eine besonders bei hartem und steinigem Boden unglaublich mühsame und sehr zeitraubende Arbeit, die angesichts der oft gewaltigen Länge dieser Gräben tatsächlich nach Maschinenbetrieb ruft. Selbstverständlich wird sich die Handarbeit nie völlig ausschalten lassen, denn diese Herstellungsart wird für Gräben, die beim Vor- oder Zurückgehen der Truppen unvermutet ausgeworfen werden müssen, immer die einzig mögliche bleiben. Handelt es sich aber um die Herstellung von Gräben für Stellungen, die erst später bezogen werden, ein Fall, der im gegenwärtigen Kriege u. a. bei dem denkwürdigen Rückzug der Kluckschen Armee vorgekommen ist, so ist die Arbeit von Maschinen unbedingt vorzuziehen, da man auf diese Weise viele hundert Hände freibekommt, die man möglicherweise andernorts besser verwenden kann.

Von solchen Gesichtspunkten ausgehend, hat die Kriegstechnik sich schon vor längerer Zeit mit dem Problem der maschinellen Herstellung von Schützengräben befaßt, und zwar allem Anschein nach mit gutem Erfolg. Ob allerdings irgendein Heer derartige Maschinen schon eingeführt hat, ist nicht bekannt. Nur von Frankreich wurde im Januar ds. Js. berichtet, daß das Kriegsministerium die Absicht habe, der Einführung näher zu treten, da angestellte Versuche vortrefflich ausgefallen seien. Wie wir einem Bericht der „Technischen Rundschau" (Berlin) entnehmen, hat die französische Industrie zwei Maschinen dieser Art gebaut, die sich sowohl in der Konstruktion wie in der Wirkung unterscheiden. Die eine, ein Automobil, das zwei sehr schnell rotierende, durch besondere Einrichtungen mit starkem Druck gegen den Boden gepreßte Pflugeisen hinter sich herschleppt, liefert lediglich einen Graben, während die zweite zugleich mit dem Graben die zur Gewehrauflage und als Kopfschutz dienende Böschung formt.

Diese vollkommenere Maschine ist in Abb. 1 dargestellt. Danach handelt es sich um einen

Motorpflug, der ähnlich wie ein Geschütz durch eine von Pferden gezogene Protze befördert wird. Der Motor ist in dem hinter der Protze sichtbaren zweirädrigen Wagengestell gelagert, auf dem sich der Sitz für den Lenker des Pfluges befindet. An dem Wagengestell hängt ein schwerer, um eine horizontale Achse beweglicher Rahmen, der die verschiedenen Einrichtungen zum Auswerfen des Grabens und zur Herstellung der Böschung trägt. Wir haben da zunächst zwei Pflugschare, die (ähnlich wie bei gewöhnlichen Pflügen) fest angeordnet sind und nur zum Lockern des Erdreichs dienen. Das Ausheben des Grabens besorgt das dahinter angebrachte, auf einer Welle drehbare, durch den Motor angetriebene Pflugeisen, das, wie Abb. 2 zeigt, als Fräser mit vier Schneideflächen angesehen werden kann. Die hohe Umlaufsgeschwindigkeit (1000 Umdrehungen in der Minute) und das große Gewicht des Pflugeisens (etwa 400 kg) bewirken, daß selbst sehr harter Boden verhältnismäßig leicht bewältigt wird. Etwa dabei zu Schaden kommende Schneidflächen können sofort ausgewechselt werden. Ersatzflächen werden mitgeführt.

Auf das Pflugeisen folgt die auf der gleichen Welle sitzende, sich gleichfalls drehende vierflügelige Wurfschaufel (s. Abb. 1), die die Aufgabe hat, die vom Pflugeisen zerkleinerten Erdschollen beiseite zu schleudern und dadurch den Graben zu säubern. Das ausgeschleuderte Erdreich wird von dem oberhalb des Pflugeisens und etwas seitwärts davon an einem besonderen Gestell angebrachten Formeisen aufgefangen, das daraus dicht vor dem Graben eine genau profilierte Böschung bildet (vgl. Abb. 2). Die nötige Tiefe erhält der Graben durch wiederholtes Pflügen, verbunden mit allmählichem Herabsenken des Pflugeisengestells, das dazu mit besonderen Einrichtungen versehen ist. Auf dem Marsche wird das ganze Gestell gehoben, so daß es die Erde nicht berührt. H. G.

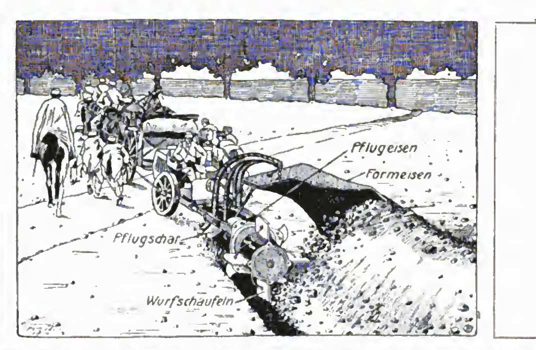


Abb. 1. Französischer Motorpflug zum Auswerfen von Schützengräben, stellt gleichzeitig den zugehörigen Schutzwall her.

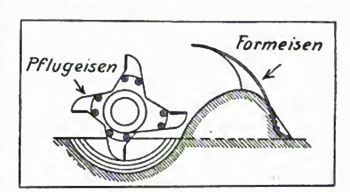


Abb. 2. Querschnitt durch das Pflug- und das Formeisen, den Graben und die davor aufgeworfene Böschung.

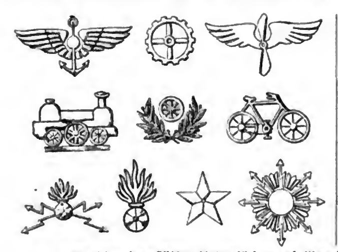
Vermischtes.

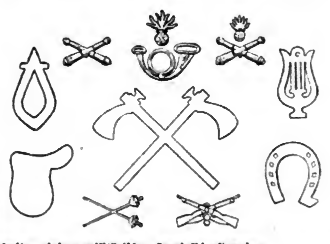
Was wird aus den versenkten Schiffen? Noch niemals gingen so viel Schiffe und solch ungeheure Werte mit ihnen verloren, wie jetzt im Zeichen des Unterseebootes, dem Schrecken der Meere. Was mag nun aus all den Wracks dort in der Tiefe werden? Kommen sie je wieder ans Tageslicht? Erliegen sie drunten einer allmählichen Zerstörung oder bleiben sie jahrtausendelang, wo nicht für alle Zeiten erhalten? Das sind Gedanken, die in unseren Tagen wohl jedem einmal auftauchen, Fragen, die nicht nur zu ernstem Sinnen anregen, sondern mehr noch die Phantasie beschäftigen. Doch auch der praktischen Wirklichkeit läßt das Schicksal der gesunkenen Schiffskolosse keine Ruhe. Ist sie es doch, die nach dem Kriege mit ihren hochentwickelten technischen Mitteln alles aufbieten wird, um noch zu retten, was zu retten ist. Mancher, nur durch Öffnen der Ventile versenkte oder sonst wenig beschädigte Dampfer dürfte dann wieder gehoben werden und zu neuen Fahrten auferstehen. In anderen Fällen wird man von der wertvollen Ladung heraufbringen, was sich irgend lohnt, d. h. im Einklang mit den hohen Kosten seiner Bergung steht. Freilich sind selbst dem besten Ingenieur verhältnismäßig enge Grenzen gezogen. Nur etwa 60 m beträgt die Tiefe, in der ein Taucher allenfalls noch etwas leisten kann. Weiter hinab wird dann der Druck der Wassersäule, der von 10 zu 10 m um etwa eine Atmosphäre wächst, zu gewaltig. Doch auch Lage und Beschaffenheit des Schiffes, vor allem aber die des Meeresbodens, der es gar oft in Schlamm und Sand begräbt, vereiteln häufig alle Mühen. Die Mehrzahl der gesunkenen Fahrzeuge ist und bleibt somit verloren. Was weiter aus ihnen wird, hängt nicht zum wenigsten von dem zum Bau verwendeten Material und von dem Zustand ab, in dem die Schiffe sich auf dem kühlen Grunde betten. Außer den Wunden, die Torpedos, Minen oder schwere Artillerie dem Schiffsleib schlugen, kann die Art und Weise des Versinkens weitere schwere Schäden bringen. Ein leicht beladener Holzkutter wird beispielsweise langsam untergehen und sich dann ohne schweren Stoß aufsetzen, während das Panzerschiff, die schwimmende Festung aus Stahl und Eisen, jäh abstürzend auf hartem Fels zerschellt. Wohl kann der Wogenprall, der das gestrandete Wrack zer-



Stunden des Friedens im Kriege!
Eine Lieblingsbeschäftigung unserer Feldgrauen in den Ruhepausen und an dienstfreien Tagen ist die Gartenarbeit. Nutzpflanzen sowohl als auch Blumen werden in vielfach selbstangelegten Gärten an und hinter der Front mit ausgesprochener Liebe nnd Sorgfalt gepflegt.

schlägt, schon in geringer Tiefe nicht mehr wirken, doch Unterströmungen werfen es noch hin und her, und andere Kräfte arbeiten nun an der Zerstörung. Vor allem ist es die chemische Einwirkung des Meerwassers, die namentlich Eisen und Kupfer angreift und den Koloß zernagt, bis der unaufhörlich niederrieselnde Regen von Kalkschälchen abgestorbener Tiere im Verein mit anderen Sinkstoffen des Wassers ihn langsam einhüllt. Röhrenwürmer und Seepocken, Algen, Schwämme und Korallen sowie unzählige Mollusken werden es allmählich überwuchern und mit immer dickeren Kalkkrusten überziehen. In anderen Fällen wieder setzt die Meeresströmung wird, zwar zerdrückt und verbogen, zerrissen und wieder zusammengekittet durch die gewaltigen geologischen Kräfte, aufs neue ans Licht der Sonne kommen. Und wie wir heute noch mit scheuem Staunen die bis zu 35 m langen Riesenskelette der Vorwelt bewundern oder die kleinen aus Sand und Moor wieder aufgefundenen Wikingerschiffe, die vor rund 1000 Jahren die Normannen bauten, unser Interesse wecken, so werden dann auch unsere Schiffsriesen als machtvolle Zeugen der Vergangenheit in ihrer Sprache von einer längst verschollenen großen Zeit berichten, die freilich schlimmere Kämpfe brachte, als die jener vorweltlichen Ungeheuer. Dr. J. B.





Abzeichen französischer Unteroffiziere und Mannschaften einiger militärischer Spezialdienstzweige.

Die oben wiedergegebenen Abzeichen, die in zwei sinnfällige Gruppen geteilt sind, werden entweder am Ärmel des Uniformrockes oder des Wettermantels getragen. Es bedeuten die 10 Abzeichen links nacheinander: Luftschiffer, Luftschiffmechaniker, Flieger, Eisenbahnregiment, Feldeisenbahnabteilung, Radfahrer, Beobachter, Richtmeister (Unteroffizier) der Artillerie, Aufklärungsdienst der Kavallerie, Scheinwerferdienst. — Die 10 Abzeichen rechts bedeuten: Maschinengewehrmannschaften, Schießauszeichnung, Richtunteroffizier der Masch.-Gewehr-Abt., Geschirr- (Kummet-)macher, Pionier (Sappeur), Musiker, Sattler, Fechtmeister, Büchsenmacher, Hufschmied.

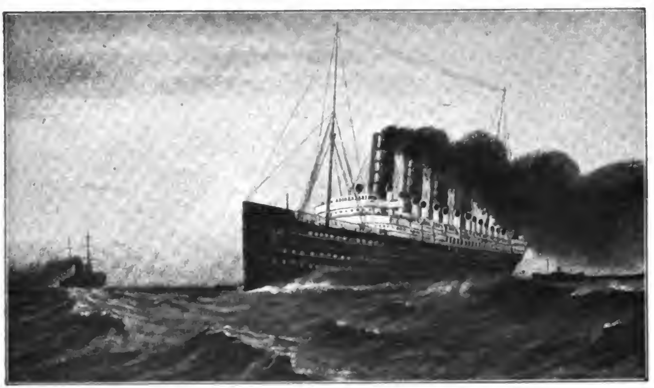
ganze Flutwellen Sandes gegen das Schiff in Bewegung, die es begraben und schließlich unter ihrer Last zerdrücken. Gleich den luftdicht abgeschlossenen Erzlagerstätten kann nun auch solcher Stahlriese sich durch Jahrtausende erhalten. Einem fossilen Einschlusse vergleichbar, ist er dann all den Kräften unterworfen, die ständig, wenn auch uns kurzlebigen Menschen meist nicht wahrnehmbar, die Erde umgestalten. Und wie wir heute oft Muschelschalen und andere versteinerte Tiere des Meeres auf Bergeshöhen finden, so wird vielleicht einmal in grauer Zeiten Ferne, wenn das alt gewordene Antlitz der Mutter Erde wieder neue Runzeln zeigt — Gebirge, die durch den Schrumpfungsprozeß unseres erkaltenden Planeten entstanden —, auch der eine oder andere unserer Schiffsriesen wieder zur Oberfläche emporgehoben werden. Wind und Regen, Luft und Sonne und die Sprengkraft des Eises tragen dann die aus Schlamm und Sand des Meeres gewobenen Steinhüllen langsam wieder ab und „das Gebild von Menschenhand“

Das „Infanteristenherz“. Die durch schweres Gepäck besonders anstrengenden Märsche der Infanterie und die oft stundenlange Nervenerregung in den unter Artilleriefeuer genommenen Schützengräben rufen zuweilen Herzstörungen hervor, deren fast übereinstimmende Kennzeichen den Namen „Infanteristenherz“ veranlaßten. Namentlich Soldaten, die in ihrem Zivilverhältnis ein Büroleben führten, und mehr noch solche, die in vorgerückten Jahren, in denen schon Entartung der Blutgefäße einsetzt, zur Fahne eilten, haben unter den gesteigerten Anforderungen an das Herz zu leiden. Glücklicherweise schwinden viele der oft als bedrohlich empfundenen Erscheinungen, wie rascher oder unregelmäßiger Puls, Herzangst und Beklemmung, durch mehrtägige Erholung der Nerven und des Körpers hinter der Front, während schwere Fälle längere Bettruhe und entsprechende Pflege zu ihrer Behebung erfordern. Wirklich bleibende Herzleiden entstehen mehr im Anschluß an Gelenkrheumatismus, Typhus, Ruhr und andere

Infektionskrankheiten. Die obenerwähnten Störungen aber führen bei sonst gesundem Herzen nur verhältnismäßig selten zu Herzfehlern, da dieses Organ durch Ermüdung und Aufregung erst geschwächt wird, ehe wirkliche Erkrankung eintritt.

Werkstättentrains. Die vielen Maschinen und der große Fuhrpark, den eine neuzeitliche Armee mit sich zu führen hat, machen es nötig, dem Heere auch fahrbare Reparaturwerkstätten folgen zu lassen, um alle nötigen Ausbesserungen gleich an Ort und Stelle vornehmen zu können. Ein solcher „Armeewerkstättentrain", wie er namentlich im österreichisch-ungarischen Heere zur Verwendung gelangt, besteht aus einem ganz kurz gebauten Zugautomobil von 150 HP, das 4—5 Lastwagen wie eine Lokomotive zu ziehen hat. Dies geschieht aber nicht in der üblichen Weise, sondern durch Umwandlung der durch den Benzinmotor erzeugten Kraft in elektrische Arbeitsleistung, und der Strom treibt jeden Anhänger mit den dort eingebauten Sekundärmotoren selbständig, ähnlich wie bei den Wagen der elektrischen Straßenbahnen. Dadurch wird für den langen und schweren Lastzug das Nehmen scharfer Wegkrümmungen, ja selbst ein Umdrehen auf der Straße ermöglicht. Das Innere der Wagen birgt die vollständige Einrichtung der Ausbesserungswerkstätte einer Kraftwagenfabrik. Die Mannschaften sind natürlich gut geschulte Spezialarbeiter, ihr Führer ein bewährter Fachmann.

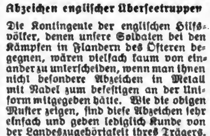
Wie richtig ein Franzose England beurteilte. Das vor drei Jahren gestürzte Ministerium Caillaux hatte sich dadurch mißliebig gemacht, daß es der auswärtigen Politik Frankreichs eine neue Richtung geben und sie Deutschland annähern wollte, um nicht in allzu große Abhängigkeit von England zu geraten. Caillaux wurde deshalb von vielen Franzosen geradezu als Landesverräter angesehen. Demgegenüber erhob ein einflußreiches Mitglied des „Conseil supérieur des Colonies Francaises" und des internationalen Kolonialinstitutes, Graf de Pouvourville, seine gewichtige Stimme, indem er u. a. ausführte: „Es ist für keine Nation ein großer Ruhm, Englands Unterstützung zu genießen. Denn England ist, aus politischer Lebensnotwendigkeit, immer nur der Freund und Bundesgenosse der schwachen Völker in Europa gewesen und wird es immer bleiben. Sobald das europäische Gleichgewicht auf der Kräftegleichheit der Großmächte selbst beruht, zieht sich England wieder in „splendid isolation" zurück. Man kann dem genialen Egoismus dieser Politik, die sich seit dem Bestehen Europas noch nicht einmal geirrt hat, seine Bewunderung nicht versagen. Aber man darf sich nicht mit ritterlicher Freundschaft und Banden der Opferwilligkeit an eine Nation binden, die so erfolgreich mit einer Politik kühlster Herzlosigkeit triumphiert und auch gar kein Hehl daraus macht." Zu Frankreichs Un-



Die „Lusitania", der am 7. Mai 1915 von einem deutschen U-Boot torped'erte größte Dampfer der Cunardlinie.
Am 7. Februar benützte die „Lusitania" auf Anordnung der englischen Admiralität die amerikanische Flagge, um unbehelligt den Liverpooler Hafen zu erreichen. Genau drei Monate später wurde sie dennoch das Opfer eines deutschen U-Bootes. Die „Lusitania" war englischer Hilfskreuzer und diente erwiesenermaßen zuletzt vornehmlich dem Transport von Munition und Kriegsmaterial, Grund genug, sie als feindliches Kriegsschiff zu betrachten. Auf die englische Reederei und die amerikanischen Hafenbehörden aber wirft es ein eigenartiges ungünstiges Licht, sie trotz dieses gefährlichen Charakters noch mit 2000 Fahrgästen zu besetzen, von denen leider etwa 1300 bei der Versenkung ums Leben kamen. — Die „Lusitania" war 232 Meter lang, 26,8 Meter breit, faßte 31500 Registertonnen, hatte 4 Turbinen und machte in der Stunde 25 Knoten. Sie lief 1906 vom Stapel und war mit einer Staatshilfe von 54½ Millionen Mark erbaut worden.

glück, das Englands Bevormundung und die Tyrannei durch seine Söldner je länger je mehr drückend empfindet, blieb diese Warnung eine Predigt in der Wüste. —

Preußisches Eisernes Auszeichnungs-Kreuz für .... Russen. Vor hundert Jahren (24. Mai 1815) ist den russischen Garden für die Teilnahme an der Schlacht bei Kulm (29. August 1813) von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen eine Auszeichnung verliehen worden, bestehend in einem Kreuze von der Form des Eisernen Kreuzes I. Klasse, für die Offiziere von Silberblech und für die Mannschaften von lackiertem Eisenblech, das ohne Band auf der Brust getragen wurde. Da Zar Alexander I. fast allen preußischen Soldaten, die durch das Eiserne Kreuz ausgezeichnet wurden, wenn sie es im Gefecht erworben hatten, in dem russische und preußische Truppen Schulter an Schulter gefochten hatten, auch das St. Georgskreuz IV. Klasse verlieh, so war Friedrich Wilhelm gleichsam in Verlegenheit, was er seinen Verbündeten aus gleichem Anlaß geben könne. Der König hatte daher nach der Schlacht bei Kulm den Entschluß zur Stiftung einer besonderen Auszeichnung gefaßt und gegen den russischen Generaladjutanten den Wunsch geäußert, ein Verzeichnis aller am 27. und 28. August bei Teplitz versammelt gewesenen russischen Truppen zu erhalten. Die kriegerischen Ereignisse drängten sich nach dem Treffen bei Kulm jedoch derart, daß wohl im preußischen Hauptquartier keine Zeit blieb, den Gedanken und Wunsch des Königs zur Ausführung zu bringen. Erst im Mai 1815 konnte die Verteilung der Kreuze vor sich gehen, und zwar erhielten 443 Offiziere der russischen Garde die silberne und 11 120 Gardisten die blecherne Auszeichnung. In der preußischen Ordensliste sind diese Kulmer Kreuze nicht verzeichnet worden. W. Z.



Abzeichen englischer Überseetruppen

Die Kontingente der englischen Hilfsvölker, denen unsere Soldaten bei den Kämpfen in Flandern des Öfteren begegnen, wären vielfach kaum von einander zu unterscheiden, wenn man ihnen nicht besondere Abzeichen in Metall mit Nadel zum befestigen an der Uniform mitgegeben hätte. Wie die obigen Muster zeigen, sind diese Abzeichen sehr einfach und geben lediglich Kunde von der Landeszugehörigkeit ihres Trägers.

Ein Erfolg der deutschen Schiffbauindustrie. Eine Nachricht, die bei Beginn des Krieges nahezu unbemerkt durch die Fachpresse ging, weckt die Erinnerung an einen der schönsten Erfolge unserer Schiffbautechnik. Die Nachricht meldete, daß die vier auf französischen Werften für Argentinien im Bau befindlichen Zerstörer beschlagnahmt und unter den Namen „Aventurier", „Intrépidé", „Opiniâtre" und „Téméraire" in die französische Flotte eingereiht worden seien. Die vier Schiffe gehören zu einer Reihe von Fahrzeugen, die im Jahre 1910 nach einem scharfen Wettbewerb unter den bekanntesten Torpedobootsfirmen zur Vergebung gelangten. Bei einer Wasserverdrängung von etwa 1200 t wurde für die Neubauten eine Geschwindigkeit von wenigstens 32 Knoten gefordert. Als Bewaffnung waren vier 10 cm-Schnellfeuergeschütze und vier 45 cm-Torpedorohre vorgesehen. Verlangt war außerdem bei einer Geschwindigkeit von 15 Knoten der Nachweis einer Mindestdampfstrecke von 3000 Seemeilen. Die auf Grund dieser Bedingungen eingegangenen Angebote führten zur Vergebung von vier Zerstörern an die englische Firma Cammell, Laird & Co.; je zwei erhielten die französischen Werften von Brosse & Fouche und Dyle & Bacalan, und die restlichen vier fielen zu gleichen Teilen an die Firma Schichau und die Germania-Werft. Von allen zwölf Schiffen sind nur die vier in Deutschland gebauten Boote an Argentinien abgeliefert worden. Sie wurden nicht nur rechtzeitig fertiggestellt, sondern haben auch den scharfen Abnahmebedingungen voll entsprochen und bei den Probefahrten die geforderte Geschwindigkeit sämtlich weit überschritten. So glänzend dieser Erfolg der deutschen Werften war, so klägliche Mißerfolge zeitigten die Probefahrten der in England und Frankreich gebauten Boote. Trotz mehrfacher Umbauten gelang es den Werften nicht, die Abnahmebedingungen zu erfüllen. Keines der acht Boote hat die kontraktlich geforderte Geschwindigkeit erreichen können. Die Firma Cammell, Laird & Co. verkaufte die Boote daraufhin, da die argentinische Regierung unter diesen Umständen die Übernahme verweigerte, schleunigst an die griechische Marine. Bezeichnend ist die Art, wie die englische Fachpresse den durch den Verlauf der Boote gekennzeichneten Mißerfolg der Baufirma zu bemänteln versuchte. Danach hätten sich die Erbauer vorher mit der argentinischen Regierung ins Einvernehmen gesetzt und um Entbindung vom Baukontrakt gebeten. Damit wird natürlich die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß die Abnahme der Boote vom Besteller verweigert wurde. Sie wurde in England als doppelt peinlich empfunden, weil die vier daraufhin vergebenen Ersatzbauten der deutschen Industrie, nämlich der Germania-Werft, übertragen wurden. Ein ähnliches Schicksal, wie den englischen Zerstörern, stand den in Frankreich gebauten Booten bevor. Nur die Beschlagnahme durch die französische Regierung hat sie davor bewahrt. Kraft.



Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg"
(monatlich 2 Hefte zu je 30 Pfg.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Reliefkarte der Ostkarpathen,



n Ostgalizien und der Bukowina

An diese Karte schließt sich westlich Reliefkarte Nr. 29 an

„Das Völkerrecht ist auf dem Prinzip aufgebaut, daß die Völker sich im Frieden möglichst viel Gutes, im Kriege möglichst wenig Übles erweisen sollen." Montesquieu.

„Das Völkerrecht im Kriege entspringt nicht aus den Rechtsmeinungen der Menschheit, sondern aus der fortschreitenden Erkenntnis der Natur des Krieges." Ratzenhofer.

Chronik des Krieges

vom 8. bis 12. Juni 1915.

8. Juni. Angriffe der Franzosen im Priesterwalde und an der Lorettohöhe scheitern; nur das Dorf Neuville muß ihnen überlassen werden. — In Kurland wird Kubyli von den Deutschen genommen, der russische Nordflügel an der Dubissa geworfen, die russischen Truppen südlich des Njemen zum Rückzug auf Kowno gezwungen. — In Galizien wird Stanislau von den Deutschen erobert (4500 Gefangene, 13 Maschinengewehre) und eine russische Gegenoffensive bei Zurawno zum Stehen gebracht. — Die Österreicher und Ungarn erstürmen die Höhen von Ottynia, dringen gegen Halicz vor und machen 5570 Gefangene. — Ein Vorstoß der Italiener gegen den Brückenkopf von Görz mißglückt unter schweren Verlusten. Ebensowenig vermögen die Italiener bei Gradiska und Monfalcone vorwärts zu kommen. — Scharmützel an der montenegrinischen und an der serbischen Grenze. — Deutsch-amerikanischer Notenwechsel in der „Lusitania"-Angelegenheit.

9. Juni. Die Kämpfe bei Souchez, Neuville und im Priesterwald dauern an. Deutsche Fortschritte in der Champagne und bei Lemesnil. — An der Dubissa müssen die deutschen Truppen vor einem russischen Umfassungsversuch etwas zurückgenommen werden. Südlich des Njemen werden u. a. zwei russische Fahnen erbeutet. — Fortgesetzte Vorstöße der Russen bei Zurawno werden abgewiesen. — Abdrängung der russischen Bukowina-Armee nach Bessarabien. — Vergebliche italienische Angriffe am Isonzo und im Tonalegebiet. — Kragujevac wird von österreichischen Fliegern mit Bomben belegt. — Der kleine englische Kreuzer „Liverpool" wird nördlich der Straße von Otranto durch ein österreichisches Unterseeboot vernichtet. — Nach französisch-englischen Berichten soll ein Zeppelin durch einen englischen Flieger zerstört worden sein.

10. Juni. An der Westfront erbitterte Kämpfe bei Lorettohöhe, Neuville und Ecurie; nur bei Serre-Mailly vermögen die Franzosen unbedeutende Erfolge zu erzielen; ihr Gegenangriff in der Champagne mißglückt völlig. — Russische Schlappe bei Eiragola. — Österreichisch-ungarische Fortschritte südlich des Dnjestr und östlich Czernowitz. — Sämtliche Angriffe der Italiener an der Isonzofront wie in den Grenzgebieten Tirols und Kärntens werden abgeschlagen. — An der englischen Ostküste werden zwei britische Torpedoboote durch ein deutsches Unterseeboot in den Grund gebohrt. — Ein österreichisches Unterseeboot torpediert in der Adria das italienische Tauchboot „Medusa".

11. Juni. Bei Ecurie werden die Franzosen vollständig zurückgeworfen; auch bei Nieuport, Lorettohöhe und Souchez zeigt sich ihnen das Waffenglück abhold. — Die Russen haben an der Dubissa und nördlich Prasznysz Mißerfolge zu verzeichnen; an der Rawka brechen die Deutschen in die russische Hauptstellung ein. — In Galizien erobern die Deutschen das vorübergehend geräumte Zurawno zurück und dringen auch gegen die anderen russischen Brückenköpfe am Dnjestr vor. — Die Österreicher und Ungarn überschreiten den Dnjestr östlich von Horodenka, bemächtigen sich des Brückenkopfs von Zaleszczyki wieder und säubern vollends die Bukowina, wobei 5000 Gefangene in ihre Hände fallen. — Italienische Mißerfolge bei Plava, am Monte Paralba und am Monte Piano. — Der türkische Kreuzer „Midilli" versenkt im Schwarzen Meer einen russischen Torpedobootszerstörer. Gute Wirkung der türkischen Batterien gegen die Landungstruppen der Verbündeten auf Gallipoli.

12. Juni. An der Westfront hauptsächlich Artilleriekämpfe. Deutsche Flieger bombardieren Luneville. — In Kurland erstürmen die Deutschen Kuce und machen dabei 3350 Gefangene; auch südöstlich der Straße Mariampol—Kowno entwickeln sich größere Kämpfe. — Vergebliche Gegenangriffe an der Rawka bei Bolimow kosten die Russen 8 Geschütze, 9 Maschinengewehre und 1660 Gefangene. — Deutscher Sieg am Brückenkopf von Sieniawa, wo über 5000 Russen gefangen werden; auch Mlyniska wird genommen. — Österreichisch-ungarische Truppen fechten siegreich im südöstlichen Galizien und dringen in Bessarabien ein. — Eine italienische Brigade wird bei Plava geschlagen.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Schlacht in der Champagne.

Von Anton Fendrich. Mit 6 Abbildungen.

Ein Schlachten war's, und keine Schlacht zu nennen. . . . Dies Wort Talbots in der Jungfrau von Orleans hat eine grauenvolle Steigerung erfahren durch die Kämpfe, die drei Monate lang die flachen Täler und die niederen Hügel nördlich und südlich der Römerstraße mit Geschützgebrüll erfüllten und den Kreideboden der Champagne mit Blut tränkte. Die Schlachten des Mittelalters wurden in Stunden entschieden, das Ringen der Heere im Weltkrieg dauert monatelang, bis die Schale des Sieges endgültig aufsteigt. Die ganze Wissenschaft der modernen Technik ist mit hinaus ins Feld gezogen. Die Menschenwogen stürmen einander nicht mehr entgegen, um im ersten großen Anprall die Entscheidung herbeizuführen. Wie Grundmauern senken sich die Regimenter in die Erde und stehen oft wochen- und monatelang unerschüttert. Aus märchenhaften Entfernungen beschießt die schwere Artillerie die dünnen Linien der Schützengräben, die die Erde in Feld und Wald zerreißen. Und wochenlang trotzt die Besatzung dem furchtbaren Eisenhagel großkalibriger Geschosse, indem sie sich immer tiefer eingräbt und die Erdrinde, oft fünf Meter dicht über sich, den Sturm aushalten läßt. Breite Stacheldrahtverhaue zwischen den Schützengräben tun das ihrige, um jeden Überfall unmöglich zu machen, und wenn er doch versucht wird, dann werfen die Feinde im Schützengraben den Feinden zwischen dem Stacheldraht Handgranaten entgegen, die am Menschen das Oberste zu unterst kehren und ihn hilflos zwischen den Drähten hängen lassen. Die Hinausziehung der Entscheidung ist der Kernpunkt aller Strategie für den Angegriffenen, der sich in der Defensive halten will, wie ihre möglichst rasche Herbeiführung dem Angreifer alles versuchen läßt. Daher von seiten der Verteidigung zähes Aushalten bei möglichstem Haushalten mit den Kräften; beim Angreifer aber ein rücksichtsloses Wirtschaften mit Menschen und Munition, vorausgesetzt, daß das Ziel überhaupt innerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegt.

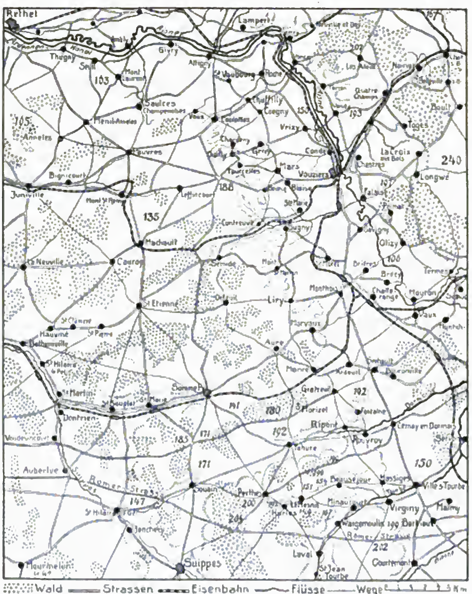


Abb. 1. Übersichtskärtchen zu den Kämpfen vom Februar und März in der Champagne.

Dieses Ziel war für die Franzosen der Durchbruch der deutschen Front, die sich seit den



Abb. 2. Aus dem Schützengraben zum Sturm vorbrechende Franzosen. Nach einem französischen Original.

Septembertagen 1914 auf der Linie Souain—Perthes—Le Mésnil—Massiges—Servon fest verankert hatte. Nicht nur die Bahnlinie Reims—Verdun war für die Franzosen sehr begehrenswert, sondern auch Verdun und Reims hätten durch die Erweiterung des deutschen Gürtels wieder mehr Luft und Aktionsfreiheit bekommen. Vouziers im Osten und Rethel im Norden hätten in französischem Besitz dem bewaffneten Lager von Chalons wieder größere Entwicklungsmöglichkeiten gegeben und — was bei allen Operationen der Armeen des Dreiverbands immer eine große Rolle spielt — ein Erfolg in der Champagne hätte nach dem ohnmächtigen Anrennen gegen die Aisnelinie wieder Stimmung und Schwung in die englisch-französischen, mit schwarzen und gelben Hilfstruppen durchschossenen Massen gebracht. Das war etwa die Lage und die Stimmung, in der Joffre seinen bekannten Armeebefehl vom 17. Dezember über die bevorstehende zweite französische Offensive ergehen ließ.

Schon von Weihnachten bis Mitte Januar versuchte das französische Heer im Wald- und Heideland der Champagne den deutschen eisernen Gürtel zu durchbrechen. Die französischen Stellungen lagen etwas nördlich der Römerstraße, die Reims mit den Argonnen in genau westöstlicher Richtung verbindet. Der Höhenkamm, der von dem Wald von Perthes und der Höhe 204 über Hurlus östlich nach Virginy mit der Höhe 199 führt, war die Linie der französischen Schützengräben, und dahinter standen die schweren englischen und französischen Batterien. An manchem Tag der ersten vier Wochen kam es zu regelrechten Artillerieduellen, wobei unter stundenlangem ohrbetäubendem Rollen die Geschosse nicht nur über die eigenen, sondern auch über die gegnerischen Schützengräben hoch hinwegflogen und nur den ebenbürtigen Gegner und seine weiten Feuerschlünde suchten. Dabei zernarbten die kleinkalibrigen Granaten die an der Oberfläche leicht braune Champagnererde mit weißen Kalkpfannen, die Gaben aus unseren schweren Mörsern und aus den französischen Rimailho-Haubitzen aber rissen Löcher, in denen kleinere Wagen bequem Platz gefunden hätten. Überall, wo durch Schützengräben oder Unterstände oder durch Geschoßwirkung die leichte Humusschicht abgetragen wurde, zeichnete sich das Bauwerk in den weißen Linien des harten Kalkgesteins oder des weichen Kreidemergels ab. Die deut-

schen Verteidigungstruppen danken den geologischen Verhältnissen jenes Schlachtenabschnitts viel. Sie stehen zum Glück tief in der Kreide der Champagne. In manche Unterstände führten hohe Leitern, und unterirdische Quergänge hinter den Ruhe- und Vorratskammern schützten auch gegen zufällig einmal einschlagende Volltreffer. Aber auch die Bearbeitung einzelner Stücke Schützengräben durch konzentrisches Artilleriefeuer der Franzosen war in den ersten Wochen der Champagneschlacht keine Seltenheit. Dabei wurden Grabenstrecken von 200—500 m stundenlang durch zehn bis fünfzehn Batterien beschossen, und ein Teilnehmer hat berechnet, daß im Gefechtsraum einer einzigen Division täglich bis 50000 Geschosse niedergingen, davon das meiste auf die gegen die Artillerie wehrlosen Schützengräben. Unsere Verluste bei dieser Art von Fernkrieg waren im Anfang deshalb ungewöhnlich stark, weil der Ausbau der Stellungen im Freien bei Kälte und Regen, unbeschreiblichem Schmutz und Wassermangel, nur langsam von statten ging. Aber in der ersten Januarhälfte kamen auch die letzten „Buden" unter Dach und Fach. Es war allerdings höchste Zeit; denn nun nahmen die Durchbruchsversuche der Franzosen ganz wahnsinnige Formen an. Drüben im Osten zogen sich unsere Truppen um das russische Invasionsheer, und die Winterschlacht in Masuren kam in Gang. In den Karpathen bereitete sich ähnliches vor, und das Bedürfnis nach Entlastung machte sich bei den Verbündeten Frankreichs immer fühlbarer. Daß die Voraussetzung eines raschen deutschen Truppenwechsels von Osten nach Westen bei immer toller werdenden französischen Angriffen in der Champagne nicht zutreffend sein würde, das konnten sich die Herren aus Joffres Stab gar nicht denken. Aber die Dinge nahmen im Osten ihren Gang, und im Westen blieben die Unseren stehen wie eine Felsenwand.

Abb. 3. Die Stadt Rethel vor der Beschießung.
Nach einer Zeichnung von J. Thiele.

Von Anfang Februar bis Anfang März waren die Kämpfe in der Champagne eine ununterbrochene Kette glänzender Taten der deutschen Truppen. Um jeden Fußbreit Landes wurde tagelang gerungen. Trommelfeuer vom Morgen bis zum Abend und dann der nächtliche Sturmangriff des Feindes, das war das alltägliche Kriegsprogramm. Sechs voll aufgefüllte Armeekorps führte der Gegner im Februar und März gegen unsere Linien, und für den Tag hunderttausend Schuß aus den Schlünden der schweren Artillerie waren das wenigste, was auf einer Frontbreite von acht Kilometern täglich auf unsere Gräben niederfiel. An Ablösung konnten die fröhlichen Rheinländer und die zu ihrer Stützung herangezogenen erlesenen Gardebataillone, die einem sechsfach überlegenen Gegner die Stirn zu bieten hatten, nicht denken. Oft lag tagelang ein einziges Bataillon hinten in Reserve, während vorn mit Handgranaten, Maschinengewehren und Minenwerfern gearbeitet wurde.

Am wildesten wogte der Kampf um Perthes herum, und da der französische Tagesbericht immer nur meldete, wenn die vereinigten Turkos, Senegalneger und Franzosen einmal um einen oder zwei Gräben vorwärts gekommen waren, nie aber, wenn ihnen diese Stellungen wieder abgenommen wurden, so war das französische Heer in der Champagne auf dem Papier schon viele Kilometer weit vorgekommen, obwohl es in Wirklichkeit nicht vom Fleck gerückt war. Die einfältigen Zivilmenschen in Paris verstanden die strategische Sprache Joffres nicht und baten manchmal um Aufklärung in den Pariser Blättern. Aber die französische Zensur hat einen großen Blaustift. Von dem Versuch des anfallsweise ehrlichen Schriftstellers Gustav Hervé

in der „Guerre sociale“, die Echternacher Springprozessionstaktik der französischen Armee in der Champagne der Pariser Zivilbevölkerung verständlich zu machen, blieben nach einer großen weißen Lücke nur die wenigen traurigen Worte übrig: „Jeden Tag erzählt uns unser Bulletin, daß wir dort unten vorrücken!“

Die wirkliche Ursache für den allmählich zur Katastrophe anschwellenden Zusammenbruch der französischen Offensive in der Champagne lagen in dem unerschütterlichen Todesmut und der nüchternen Überlegenheit der Rheinländer und der Gardebataillone und in dem wunderbaren Zusammenarbeiten von Artillerie und Infanterie. Deutscher Mut, deutsche Zähigkeit und deutsche Technik haben das große, blutige Werk in der Champagne vollbracht. Gegen diese Dreieinigkeit konnte auch die wildeste schwarze Woge der wie besessen anstürmenden Neger und Marokkaner nichts ausrichten. Und sie waren zumeist besessen! Es ist eine durch die Aussage von Hunderten von Gefangenen bestätigte Tatsache, daß besonders die farbigen Truppen vor dem Sturmangriff Gaben eines betäubenden Gifts auf Zucker verabreicht bekamen, die sie in einen Zustand ähnlich dem der Amokläufer auf den Südseeinseln versetzte. Hörte dann während des Anlaufs mit aufgerissenem Mund und blutunterlaufenen Augen die Narkose auf, und wollten sich die armen Opfer der französisch-russischen Verbrüderungspolitik zur Flucht wenden, dann empfing sie Schrapnellfeuer von hinten. Wenn sie dann wieder Kehrt machten und vorwärts stürmten, liefen sie in die mähenden Kugelsensen der deutschen Maschinengewehre und stürzten, von Freund und Feind getroffen, in blutigen Menschenklumpen Schulter an Schulter zusammen. Die Hügelhänge, wo zu Hunderten und Tausenden die schwarzen Franzosen tot lagen, gaben dann die weißen Franzosen in den Berichten als von ihnen genommenes Gelände an.

Die Brennpunkte, um die wochenlang in der Champagne-Schlacht das Ringen am wütendsten tobte und wogte, waren die Höhen 196 nordöstlich von Le Mésnil und die Höhe 191 bei Massiges. Diese wurde zuerst genommen, und zwar schon Anfang Februar. Die endgültige Eroberung der Höhe 196 fiel auf den 18. März. Die strategische Lage auf der Höhe 191 bei Massiges hatte starke Ähnlichkeit mit dem Zustand der Dinge auf der berühmten Höhe Cruiy bei Soissons. Nur daß die Situation sich genau umgekehrt verhielt. Unsere Infanterie hatte sich im langwierigen Sappenkrieg bis zu einem Drittel in den Besitz der langgestreckten über und über von deutschen und französischen Schützengräben und Minengängen durchschnittenen Höhe gesetzt und die vordersten Gräben ganz



Abb. 4. „Schwarze Franzosen“.
Nach einer Zeichnung von Willy Planck.

nahe an den Feind getrieben. Dieser Zustand verlangte nach einer Entscheidung, und diese wurde von deutscher Seite am 3. und 4. Februar herbeigeführt. Der Angriff war auf 12 Uhr mittags am 3. Februar festgesetzt. Der Schilderung eines Augenzeugen nach waren das Spannendste dabei die Vorbereitungen der Infanterie. Vierhundertfünfzig Sturmleitern zum Verlassen der eigenen und zum Hinabsteigen in die feindlichen Gräben standen bereit; ganze Lager von Infanterieschilden als erste Deckung in neuen Stellungen waren aufgestapelt; die Handbeile und Drahtscheren zum Durchschneiden der Drahtverhaue lagen geordnet da. Man hörte unter

der Hand von geplanten Minensprengungen und sonstigen Vorbereitungen der Pioniere, die als „Vorarbeiter" den Infanteristen vorn im Graben ebenso unentbehrlich geworden sind, wie die Haubitzenbatterien weit hinter den Gräben. In der Nacht zum 3. Februar trafen große Verstärkungen ein. Wortlos waren sie angetreten. Am frühen Morgen noch im Dunkel standen die „Morituri" in schweigender Entschlossenheit am Fuße des Berges, die Pioniere mit Handgranaten umgürtet, die Infanterie die Sturmleitern auf dem



Abb. 5. Explosion einer Bombe in der feindlichen Linie.

Rücken. In langen Reihen klommen sie durch die Gräben den Berg hinan. Die völlige Lautlosigkeit bei der Bewegung so vieler Menschen hatte etwas grauenhaftes. Aber der Hauptschlag sollte die völlige Überraschung des Feindes sein. Die Stunden bis 12 Uhr waren peinigend durch die lähmende Spannung. Die Gefechtsbefehle waren gegeben und nun saß jeder da und wartete. Der eine murmelte Gebete, der andere rückte zwecklos herum, aber dieses ganze Kanonenfieber vor der Schlacht machte einer prachtvollen Ruhe Platz, als Schlag 12 Uhr der Himmel vor Getöse einzubrechen schien. Durch die Sprengung dreier groß angelegter Minengänge barst der Berg an drei Stellen donnernd auseinander. Zugleich setzte die Artillerie mit allen ihren Kräften ein und deckte die feindlichen Gräben mit Geschossen zu. Die Geschütze gaben her, was sie konnten. In wenigen Minuten war die ganze Gegend weithin in undurchdringlichen atemerschwerenden Pulverdampf gehüllt. Es war ein Höllenlärm sondergleichen. Das rasende Artilleriefeuer, das Erdbeben der 21 cm-Geschütze, das helle Schreien der Langrohre, das Dröhnen der Feldgeschütze, dazwischen abgerissene Stücke der Regimentsmusik . . . „wir alle wollen Hüter sein!" . . ., geschriene Befehle, das Poltern der auf dem gefrorenen Boden herandonnernden Munitionswagen, das Einsetzen der feindlichen Artillerie, das Heulen und Krepieren ihrer Geschosse schwersten Kalibers — unbeschreiblich! So der Augenzeuge.

Um ein Uhr ist die feindliche Stellung sturmreif. Pioniere mit den Handgranaten und den Drahtscheren gehen voran. Die Artillerie legt in der Entfernung zu, um nicht die Eigenen zu treffen und die Franzosen an der Flucht oder an der Heranziehung der Reserven zu verhindern. Unsere 21 cm-Haubitzen sind Maschinen von einer wunderbaren Genauigkeit. Die Wand schwarzer Rauch- und Drecksäulen, die zwischen den französischen Reserven und ihren vordersten Stellungen aufsteigt, lähmt beide Teile im Handeln. Unter den Schlägen der Pionierbeile bricht der Stacheldrahtverhau auseinander, und unsere Leute stürzen sich mit Hurra auf die ersten Gräben. Die Antwort auf die ersten Handgranaten ist schweres Stöhnen in den feindlichen Gräben. Dann hinein, und was noch lebt, wird gefangen genommen. Ein Graben nach dem anderen wird so geholt. Um zwei Uhr ist die Hauptarbeit getan. Bis auf einen kleinen Teil, wo unüberwindliche Drahtverhaue den deutschen Angriff aufhielten, ist die Höhe 191 unser. Der Sieg war unbestritten, aber leider auch mit dem Verlust von Mannschaften und einigen Infanterieoffizieren bezahlt. Der feindliche Gegenstoß, der in der Nacht einsetzte, wurde nach kaum dreiviertelstündigem Gefecht abgewiesen.

Die Kämpfe um die Höhe 196 nordöstlich von Mésnil fielen schon in die Zeit der allerhöchsten Weißglut der Champagne-Schlacht, da die französischen Bataillone, durch wahnsinnige Berichte des Generalstabs betrogen, in rasender Verzweiflung noch einmal einzubringen versuchten, was schon längst verloren war. Nach den Mitteilungen eines Artillerieoffiziers in der „Frankfurter Zeitung" steigerte sich das Artilleriefeuer des Gegners am Nachmittag des 18. März zu einem rasenden Schnellfeuer. Ununterbrochen tönten die Detonationen wie ein ungeheurer Paukenwirbel, der auf den deutschen Linien trommelte. Man glaubte den Berg unter sich beben zu fühlen. Die Luft zitterte in unzähligen Wellen, die die Nerven in einen Zustand höchster Anspannung versetzten. Über den

Schützengräben stieg eine hohe Wand empor von hochgeschleuderten Staubwolken und schwarzem Rauch, wie ein wallender Vorhang, aus dem grelle Flammen zuckten.

Da drängen auf einmal Kolonnen in einer breiten Front vor, Schulter an Schulter und mehrere Glieder tief. Deutlich erkennt man die Käppis. Hinter der langen geschwungenen Linie der kahlen Hochfläche stehen sie wie eine dunkle Mauer gegen den hellen Himmel. Durch das Telephon geht der Befehl: „Alle verfügbaren Geschütze gegen Höhe 196!" — Die schwarze Masse war jetzt auf der Höhe und schwankte wie eine gewaltige Woge vorwärts in einem schweren wuchtigen Rhythmus. Aus der Mitte löst sich eine Kompagnie und stürmt mit glänzendem Schneid voran. Weit vor allen ein Offizier mit einer hinreißenden begeisternden Bewegung. Aus der zögernden Menge schließen sich einzelne beherzte Leute und kleinere Gruppen an. Im deutschen Schützengraben beginnt ein wilder Nahkampf. Da blitzt es auf dem rechten Ende der französischen Linien kurz nacheinander grell auf. Klar und scharf sieht man die runde, gelbe Rauchwolke, aus der ein Sprengkegel von Eisenstücken in die dichte Linie herunterschlägt. Dann tanzen auch weiße Schrapnellwolken immer schneller. Blutig und elend bricht die stolze Front zu Boden. Auf den Hängen liegen sie zu Hunderten in dunklen unförmigen Flecken. Trümmer fluten zurück, von Entsetzen und Grauen gejagt. Zersprengt fliehen sie über die Hochfläche. Die Höhe 196 bleibt unser.

Die oben erwähnte Aufpeitschung der zusammenbrechenden französischen Truppen wurde erneut durch grobe Lügen von der französischen Armeeleitung in einem Erlaß versucht, darin folgende Dinge behauptet sind: Erstens: Das deutsche Heer hat keine Truppen mehr. Die Regimenter und Bataillone sind vollkommen verbraucht und ihre Geschütze sind abgenutzt. Zweitens: Deutschland verhungert. Drittens: Die Verbündeten Deutschlands sind geschlagen. Griechenland und Rumänien haben sich den Franzosen angeschlossen. Viertens: Die Verbrechen der Deutschen gegen Greise, Kinder und Frauen sind entsetzlich. Fünftens: Die Leiden der französischen Gefangenen in Deutschland sind unerträglich. Sie sterben vor Hunger. Sechstens: Der sichere Sieg kann nicht ausbleiben. Besser auf dem Schlachtfeld zu sterben, als den Deutschen in die Hände zu fallen und an Entkräftung und Schwindsucht in ihren Kerkern elend umzukommen. Also vorwärts!



Abb. 6. Die Kirchstraße in Perthes les Hurlus nach der Beschießung durch die Franzosen.
Zeichnung von G. Widmayer.

Dieser Erlaß, der vom 8. März 1915 und aus dem „Grand Quartier Général" stammt, fügt zum strategischen Zusammenbruch der Offensive in der Champagne ein Zeugnis des moralischen Zusammenbruchs der französischen Armeeleitung. Dieser Niedergang des Gemüts-

lebens bei französischen Offizieren war für unsere Truppen eine der entsetzlichsten Erscheinungen während der Kämpfe im Raum von Perthes. Es ist durch zahllose einwandfreie Zeugen eidlich beglaubigt, daß die französischen Offiziere mit den ihnen unterstellten Truppen ganz unmenschlich umgingen. Zweiundzwanzigtausend unbeerdigte Leichen bedecken auch heute noch, wo dies geschrieben wird, die Schlachtfelder der Champagne, und wochenlang war es zwischen den Leichenhügeln, über die immer neue Stürme vorwärts getragen wurden, ein langsames, entsetzliches Verbluten und Erkalten von Hunderten verwundeten Franzosen, denen von den Unseren trotz aller Anstrengung keine Rettung gebracht werden konnte. Die Nervenanspannung der deutschen Kompagnien in den Schützengräben nahm oft bedenkliche Formen an. Leichte Fälle von Gehorsamsverweigerung wollten sich einstellen. Unsere Leute erklärten ihren Offizieren, sie wollten gerne jeden Sturmangriff unternehmen, aber Tage und Nächte lang still zu liegen, die armen Franzosen wie Kinder nach ihrer Mutter wimmern zu hören und nicht helfen zu können, das ginge über ihre Kräfte. Mehr als einmal wurden Parlamentäre mit weißen Fahnen aus den deutschen Gräben in die französischen geschickt mit Vorschlägen zu Waffenstillständen, um wenigstens die Verschmachtenden aus den Leichenhügeln zu holen. Die Antwort lautete regelmäßig: „Refusé!“, und die deutschen Parlamentäre waren froh, wenn sie nichts Schlimmeres zu hören bekamen. Einmal war allerdings auch dies der Fall. Ganz dicht vor dem deutschen Stacheldraht war ein französischer Oberst schwer verwundet liegen geblieben, der durch seinen Mut in der Anführung der französischen Truppen die Bewunderung aller Deutschen erregt hatte. Ein zum Feind hinübergesandter Parlamentär wurde zunächst einmal angeschossen, jedoch nur leicht verwundet, und bekam dann auf seine Zusicherung, die Deutschen würden nicht schießen, wenn die Franzosen ihren Oberst holen wollten, und auf den Vorschlag, die Franzosen sollten sich ruhig verhalten, bis die Deutschen ihn geholt hätten, die Antwort:

„Refusé! Qu'il crève, la vieille bête!“ Auf deutsch: „Abgelehnt! Er soll verrecken, der alte Kerl!“

Ein Volk, das den Krieg führt mit einem solchen Mangel an Ehrfurcht vor dem Wunder des Lebens und dem Geheimnis des Todes, ist nicht nur ein schon besiegtes, sondern auch ein schon gerichtetes Volk.

Der Krieg in den Kolonien.

III. Ostafrika.

Von **Dr. Kurt Floericke.** Mit 5 Abbildungen.

Kaum hatte Großbritannien dem Deutschen Reiche den Krieg erklärt, als auch sofort die kostspieligen Telefunkenanlagen der deutschen Schutzgebiete unter einem Granatenhagel englischer Kriegsschiffe in Trümmer sanken, so in Lome die für Togo, in Batanga die für Kamerun, in Dar-es-Salam die für Ostafrika. Das hatte wenigstens noch einen militärischen Sinn, weil dadurch unsere Kolonien der unmittelbaren Verständigung mit dem Mutterlande beraubt wurden, aber gleich darauf zeigte der „glorreiche“ englische Seesieg auf dem Nyassa-See, daß es den Briten vor allem darauf ankam, deutsches Eigentum zu vergewaltigen und den Krieg in seiner rücksichtslosesten und abschreckendsten Form auch nach den verstecktesten Winkeln Afrikas zu übertragen. Bei diesem „Seegefecht“ fiel ihnen der deutsche Regierungsdampfer „Hermann v. Wißmann“ in die Hände, ein Fahrzeug, das an Größe und Gefechtswert etwa einem Dresdener oder Frankfurter Vergnügungsdampfer gleichkommt, das lediglich mit einem kleinen Böller zum Salutschießen bewaffnet war, und dessen Bemannung vom Ausbruche des Weltenbrandes noch gar nichts wußte, sich daher fast widerstandslos gefangen nehmen ließ. Da waren unsere Schutztruppen schon großzügiger und praktischer, als sie zur Erwiderung dieser Feindseligkeiten alsbald die britische Station Taweta im Kilimandscharogebiet besetzten und sich damit einen guten Stützpunkt zur wirksamen Bedrohung der englischen Ugandabahn verschafften. Es steht also zweifellos fest, daß die Engländer es waren, die den europäischen Krieg, der vom Standpunkte kultureller Menschheitsentwicklung aus und nach den Bestimmungen der Kongoakte vom 26. Februar 1885 unter keinen Umständen seine Wellenkreise bis Innerafrika hätte werfen dürfen, auf den dunklen Erdteil übertrugen und damit dessen spätere Revolutionie-



Abb. 1. Blick auf den Hafen und die Stadt Dar-es-Salam.
Zeichnung von G. Widmayer.

rung auf das wirksamste vorbereiteten. Wir erleben die groteske Tragikomödie, wie England, das einstmals eine wahrhaft große Kolonialmacht gewesen ist, sich durch schäbigen Geschäftsneid soweit verblenden läßt, afrikanischen Negern den für sie höchst unterhaltsamen Anblick eines völlig sinn- und zwecklosen Abschlachtens der Weißen untereinander zu bieten, sogar, was noch schlimmer ist, Schwarze gegen Weiße in den Kampf zu schicken und — am allerschlimmsten — gebildete europäische Gefangene durch rohe Neger bewachen und mißhandeln zu lassen. Die geplante Herabwürdigung der Deutschen in den Augen der Eingeborenen ist in Wirklichkeit ein schmählicher Verrat an der weißen Rasse und an der europäischen Kultur, und England erledigt sich damit selbst für alle Zeiten als Kolonialmacht. In nicht zu ferner Zukunft wird es als betränte Hekuba auf den Trümmern eines weltumspannenden Kolonialreiches sitzen, das es in unglaublich törichter Verblendung selbst in die Luft gesprengt hat. Zunächst hat der Feind jedenfalls nur das eine Bestreben erkennen lassen, möglichst rasch seine gierige Hand auf unsere afrikanischen Schutzgebiete zu legen und dadurch ein wertvolles Faustpfand für die späteren Friedensverhandlungen zu erwerben. Besonders mußte ihm da Deutsch-Ostafrika in die Augen stechen, denn es ist der einzige fremde Besitz, der der Verwirklichung des britischen Lieblingsgedankens von einem Afrika seiner ganzen Länge nach von Alexandrien bis Kapstadt durchziehenden und unter englischer Hoheit stehenden Schienenweg noch hindernd im Wege steht. Deshalb hat das stolze Weltreich nicht einmal die ärmliche belgische Kongohilfe verschmäht, sich auch nicht gescheut, das ohnmächtige und von inneren Wirren zerrissene Portugal mit in die afrikanischen Verwicklungen hineinzuhetzen, nur um den Deutschen auch unter den Tropen immer neue Gegner zu erwecken. Sahen sich die Engländer aber schon in Kamerun und Südwestafrika in der Hoffnung auf einen bloßen militärischen Spaziergang grimmig enttäuscht, so noch viel mehr in Ostafrika, das sich überraschenderweise von allen unseren Kolonien unter der tatkräftigen und geschickten Leitung des Gouverneurs Dr. Schnee am besten und erfolgreichsten verteidigt hat, derart, daß heute, nach über zehnmonatiger Dauer des Krieges, kein Feind auf dem Boden unseres Schutzgebietes steht, dagegen umgekehrt unsere Schutztruppen an verschiedenen Stellen siegreich über die Grenzen hinaus vorgedrungen sind, wobei sie dem übermächtigen Gegner bei Tanga und Jassini Schläge verabreicht haben, die zu den glänzendsten Kolonialkämpfen aller Zeiten zählen und sich den unvergänglichen Ruhmestaten unserer europäischen Heere in ihrer Art durchaus würdig zur Seite stellen. Unerschüttert steht heute noch unsere Schutztruppe da, und auch

durch Hunger oder Munitionsmangel wird sie so bald nicht bezwungen werden, denn wenn auch infolge der durch englische Kreuzer über die Küste verhängten Blockade naturgemäß Konserven und andere europäische Bedarfsartikel schon recht knapp geworden sind, so bietet doch das Land selbst Nahrungsmittel aller Art, mit denen sich's bei einiger Anpassung an die Lebensweise der Eingeborenen schon leben läßt, und den nötigen Schießbedarf liefern die geschlagenen Feinde selbst, die z. B. allein bei Tanga über 300000 Patronen und viele Gewehre in unseren Händen lassen mußten. So nachdrücklich war der deutsche Widerstand, so gründlich die britischen Niederlagen, daß Lord Crewe zu ihrer Entschuldigung



Abb. 2. Ein britisches Blockhaus an der Grenze gegen Deutsch-Ostafrika.

im englischen Oberhaus ausführte, wir hätten noch unmittelbar vor Kriegsausbruch beträchtliche Verstärkungen aus dem Mutterlande herangezogen und obendrein seien Reservisten aus allen möglichen Weltwinkeln in Ostafrika zusammengeströmt. In Wirklichkeit war davon keine Rede. Während vielmehr die Engländer stets frische Streitkräfte aus Indien und anderen Kolonien heranholen und dadurch eine große zahlenmäßige Übermacht ins Feld führen konnten, war unsere kleine Schutztruppe (260 Europäer und 2500 Farbige) von Anfang an ganz auf sich selbst gestellt, und der einzige Zuzug, den sie erhielt, bestand in den weißen Ansiedlern des Schutzgebiets selbst, in der farbigen Polizeitruppe und in den ausgedienten ehemaligen Askaris, die sich in großer Anzahl sofort nach Kriegsausbruch freiwillig zum Dienste meldeten und sich vortrefflich bewährten. Mag man über die kolonisatorische Tätigkeit der Deutschen denken wie immer man will, jedenfalls haben sie es verstanden, sich eine zuverlässige und gutgeschulte Eingeborenentruppe heranzubilden, und die altpreußische Kunst zur Erziehung ausgezeichneter Soldaten hat sich auch auf dem heißen Boden Afrikas nicht verleugnet. Andererseits fochten die indischen Truppen der Engländer nur widerwillig oder doch ohne jede Begeisterung; unter ihren Askaris kamen sogar Meutereien vor, und im benachbarten Njassalande führte ihre falsche Rassenpolitik alsbald zu dem gefährlichen Aufstande des Häuptlings John Chelembe, der nur deshalb nicht größeren Umfang annahm, weil die Schwarzen verfrüht losschlugen. Die Hauptstärke der Deutschen aber war ihre sittliche Kraft, das befreiende Bewußtsein, nicht auf Eroberungen auszuziehen, sondern sauer erworbenen Besitz gegen habgierige Einbrecher zu verteidigen. Deshalb hat der Deutsche auch in den Kolonien zum Schwerte gegriffen, wo immer sich auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg bot. Ohne Kampf weicht er nicht von dem Platz, der mit dem Blut und Schweiß seiner Kulturpioniere gedüngt ist. Glücklicherweise waren unsere Schutztruppen sehr gut mit Maschinengewehren ausgerüstet. Schreibt doch ein englischer Offizier noch Ende März aus Britisch-Ostafrika: „Die Deutschen strotzen förmlich von Maschinengewehren und gebrauchen sie wie Künstler. Die Maschinengewehre verursachen 90% unserer Verluste."

Gleich unseren anderen afrikanischen Besitzungen befand sich auch Deutsch-Ostafrika beim Ausbruche der Feindseligkeiten in der unglücklichen Lage, ringsum von feindlichem Gebiet umgeben zu sein, denn auch das portugiesische Moçambique darf man bei der Skrupellosigkeit, mit der sich die Engländer über die elementarsten Grundregeln der Neutralität hinwegsetzten, ruhig als solches rechnen. Diese für ihn so günstige Lage der Dinge forderte den Feind zu einem planmäßigen, konzentrischen Vorgehen förmlich heraus. Es wurden denn auch alle verfügbaren Truppen aus Nyassaland, Rhodesien, Belgisch-Kongo, Uganda und Britisch-Ostafrika gegen uns angesetzt und die letzteren noch durch englische Territorials und indische Regimenter sehr erheblich verstärkt. Dazu kam an der Küste ein Geschwader von Kreuzern und Hilfskreuzern. So wurde bald an allen Ecken und Enden des weiten Gebiets erbittert gerungen: um die Hafenstädte, am Kilimandscharo, in den Urwäldern und in der Massaisteppe, am Viktoria-, Kiwu-, Tanganjika-

und Njassasee, aber nirgends gelang es den Gegnern, den Krieg in das Innere der Kolonie zu tragen. Bald tobte der Kampf im Westen, bald im Süden, bald im Norden, bald an der Küste. Natürlich wurde er nicht im Stile großer strategischer Operationen geführt, sondern er trug zumeist (nur die Schlacht von Tanga macht hier eine Ausnahme) alle Merkmale kolonialer Kleinkriegführung an sich: Einbruch schwacher Abteilungen bald an dieser, bald an jener Grenzstation, Beschießung einzelner Küstenstädte, Angriff oder Überfall gegen die verschiedenen, längs der großen Binnenseen verteilten Posten. Abgesehen von gelegentlich zerstörtem Material haben alle feindlichen Einfälle kein greifbares Ergebnis zu zeitigen vermocht, gleichviel, ob sie von englischen oder indischen Mannschaften, von Burenfreiwilligen oder Eingeborenenformationen unternommen wurden. Dem konzentrischen Vorgehen des Feindes gegenüber hatten natürlich die an Zahl so viel schwächeren deutschen Schutztruppen einen schweren Stand, wenn ihnen auch der Vorteil der inneren Linie und die Eisenbahn von Dar-es-Salam zum Tanganjika-See sehr zustatten kam. Die ganze Größe ihrer Leistungen vermag man aber erst zu würdigen, wenn man sich vergegenwärtigt, unter welchen Bedingungen unsere Männer da draußen kämpfen mußten. Man mache sich nur klar, was es heißen will, im tropischen Afrika, abgeschnitten von allem Verkehr mit der Heimat, ganz auf sich allein gestellt, nur auf die Lügennachrichten des Feindes angewiesen, den Mut zu ausdauerndem Widerstande zu finden. Noch dazu unter einem Geist und Körper rasch erschlaffenden Klima, das auch in Friedenszeiten und unter den günstigsten Lebensbedingungen nach verhältnismäßig kurzem Tropenaufenthalt eine längere Erholungszeit unter gesünderen Himmelsstrichen zur gebieterischen Notwendigkeit macht. Man vergegenwärtige sich ferner die ungeheuren Schwierigkeiten der Verpflegung, des Nachschubs, der Wegverbindungen, der Regenzeit, des Munitionsersatzes usw., und man wird begreifen, daß hier ein koloniales Heldentum sich offenbarte, das uns mit freudigster Zuversicht auch für die noch ungewisse Zukunft unserer überseeischen Besitzungen erfüllen muß. Andrerseits soll nicht verschwiegen werden, daß auch die Engländer gegen große Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatten. Besonders traten solche auf ihrem mißglückten Vorstoße von Mombassa gegen Tanga hervor, denn sie mußten hier durch ein niedriges Sumpfland mit bösartigem Klima, das meilenweit von fieberhauchenden Mangrovewäldern oder von undurchdringlichem und stacheligem Buschwerk bedeckt war, in dem man keine 20 Schritte weit sehen konnte, dabei voll bösartiger Stechmücken und giftiger Fliegen. Mehr als die Hälfte der Soldaten erkrankte hier an Malaria. Der Buschkrieg im Urwald bot aber auch noch ganz andere Überraschungen und Gefahren. So schreibt ein englischer Soldat aus Nairobi: „Das ganze Land, durch das wir kamen, war in dem Wildschutzgebiet, so daß wir große Rudel von Wild sahen, hauptsächlich Giraffen und Antilopen. Jede Nacht mußten wir vier Wachtposten rund um das Lager aufstellen, und dann hörten wir rings um uns das Brüllen der Löwen, die ganz in der Nähe lauerten. Das waren recht bängliche Stunden in der pechschwarzen Nacht und dem dichten Urwald, in dem es so unheimlich lebendig war. Verschiedene Male mußten sich die Posten vor den Löwen, die in einer Entfernung von zwanzig Metern vor ihnen erschienen, auf Bäume retten, und einer wurde von einem gewaltigen Rhinozeros verfolgt. Es war uns natürlich verboten,



Abb. 3. Landschaft im Usambaragebirge.

zu schießen, und dadurch wurde die Sache erst so unangenehm. Drei Wochen habe ich so unter keiner Decke geschlafen, und es ist nicht angenehm, wenn man aufwacht und durch den Nachtregen keinen trockenen Faden mehr am Leibe hat." In ihrer Ländergier haben die Engländer offenbar die ersten Vorstöße verfrüht und ohne genügende Vorbereitungen angesetzt, denn es fehlte an einheitlicher Leitung und zielbewußter Durchführung, es wollte nirgends recht klappen, weder bei der Beförderung und Verteilung der einzelnen Truppenkörper, noch hinsichtlich ihrer Verpflegung. In den englischen Soldatenbriefen werden darüber die beweglichsten Klagen angestimmt. So heißt es: „Während dieser Streifzüge hatten wir bald keine andere Nahrung mehr, als das Fleisch von den Tieren, die wir schossen. Endlich kam der Fouragewagen, aber die Dummköpfe hatten allerlei Ausrüstungsgegenstände hineingepackt und nur einen einzigen Sack mit Reis, so daß wir drei weitere Tage von Fleisch und Reis leben mußten, ohne ein bißchen Zucker oder Salz, ohne Milch, Tee oder Kaffee. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie schrecklich es ist, immerfort zähes Fleisch essen zu müssen, ohne Salz, ohne ein Stückchen Brot. Wir wurden alle krank davon und schimpften furchtbar." Ein anderer Briefschreiber wurde mit sechs Kameraden zur Bewachung einer Brücke der Ugandabahn bestimmt, aber in stockfinsterer Nacht an einer ganz falschen Stelle ausgeladen, irrte mehrere Tage umher, bewachte dann statt der Brücke einen Abzugskanal, bis er endlich sein Ziel erreichte. Deutsche bekam er hier nicht zu sehen, sondern nur ein mächtiges Nashorn, das sich verirrt hatte, mit lautem Getöse über die Brücke stürmte und zwischen deren dünnen Querbalken schließlich 70 m tief in den Fluß hinabstürzte.

Wenn nun im folgenden der Versuch gemacht werden soll, einen kurz zusammenfassenden Überblick über die seitherigen kriegerischen Ereignisse in Ostafrika zu geben, so sei dabei vor allem vorausgeschickt, daß uns heute als Quellenmaterial außer den bekanntlich sehr unzuverlässigen Reuterdepeschen erst die knappen, sachlich-nüchternen und stets um mehrere Monate verspäteten Amtsberichte des Gouverneurs Dr. Schnee und englische Feldpostbriefe zur Verfügung stehen, daß demgemäß jede Darstellung einseitig und unvollständig bleiben muß, bis erst nähere Nachrichten von deutscher, auch privater Seite vorliegen. Die billigsten Erfolge schienen den Engländern bei ihrer großen Überlegenheit zur See an der Küste zu blühen. Aber sie sind mager genug geblieben. Zu Beginn des Krieges wurden einige Hafenplätze ohne sonderliche Wirkung beschossen und etliche Handelsschiffe beschlagnahmt, aber zu einer Landung verstiegen sich die Herren des Weltmeers nicht. Auf englischer Seite waren in diesen Gewässern die Kreuzer „Fox", „Chatam", „Dartmouth", „Pegasus" und „Weymouth" tätig, zeitweise auch das Linienschiff „Goliath", das später vor den Dardanellen seinen Untergang fand, auf deutscher nur der kleine Kreuzer „Königsberg". Dieser übte nicht nur einen erfolgreichen Kaperkrieg aus, sondern rächte auch die Beschießung von Dar-es-Salam durch den „Pegasus" alsbald dadurch, daß er den Engländer im Hafen von Sansibar überfiel und zur Strecke brachte. Ihren Schlupfwinkel hatte der „Königsberg" in der vielästigen Mündung des Rufijiflusses gegenüber der Insel Mafia. Hier wurde sein Begleitschiff „Somali" von den Engländern entdeckt, als es eben auf die hohe See hinausfahren wollte, und mitten in der Fahrrinne des Stromes durch Granatschüsse zum Sinken gebracht. Der dahinter liegende „Königsberg" hatte daraufhin mit der englischen Übermacht ein kurzes Feuergefecht und zog sich dann flußaufwärts zurück. Da dem englischen Befehlshaber eine rasche Verfolgung durch das Wrack des „Somali" erschwert wurde, beschloß er, die Strommündung vollends abzusperren und dadurch den deutschen Kreuzer einzuschließen. Zu diesem Zwecke schickte er den mit Seesoldaten bemannten Handelsdampfer „Newbridge" flußaufwärts, bis er in den Feuerbereich der deutschen Geschütze kam. Das Feuer des „Königsberg" war so genau, daß der Dampfer beinahe zum Sinken gebracht worden wäre, ehe er noch in die richtige Lage gebracht werden konnte. Nur mit größter Mühe gelang es, die „Newbridge" noch im letzten Augenblick quer zur Strömung zu stellen und das Zerstörungswerk der deutschen Granaten rasch durch Schießbaumwolle zu vollenden. Die so erzielte Einsperrung des „Königsberg" wurde einige Tage später noch dadurch vervollständigt, daß die Engländer einen dritten großen Küstendampfer im Rufiji versenkten. Da aber diese Arbeit sich unter dem heftigen Feuer der deutschen Küstenwache vollziehen mußte, hatten sie dabei ziemliche Verluste, darunter vier Offiziere. Zweimal beschossen dann die englischen Kreuzer noch die Rufijimündung und versuchten, den „Königsberg" durch das Feuer weitreichender Geschütze zu zerstören, hatten aber keinen Erfolg. Am 10. Dezember versuchten die Engländer ihr Heil mit einem Wasserflugzeug, aber es erlitt Motorendefekt, mußte im Delta niedergehen und trieb hilflos

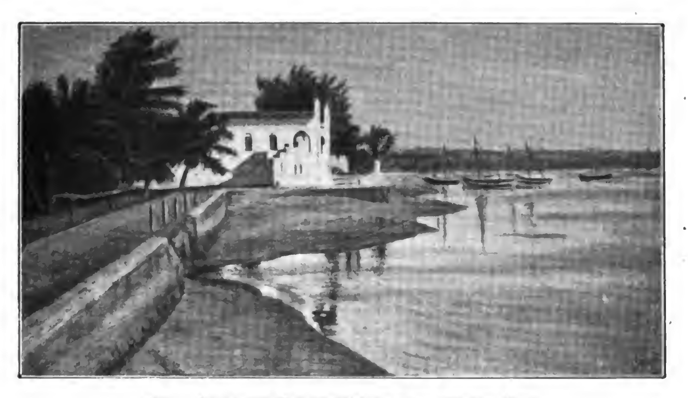


Abb. 4. Aus Ostafrika: Blick auf Mikindani und einen seiner drei Häfen. Zeichnung von G. Widmayer.

den deutschen Wachtposten in die Arme, die die beiden Fliegeroffiziere schmunzelnd in Empfang nahmen. Ein am 23. Dezember mit zwei Kreuzern und zwei Hilfskreuzern unternommener Angriff scheiterte in dem Geschützfeuer der deutschen Landtruppen. Für weitere Unternehmungen gegen den „Königsberg" schufen sich die Engländer auf der Insel Mafia eine Basis, indem sie hier am 12. Januar unter dem Schutze ihrer Kriegsschiffe 350 Mann farbiger und indischer Truppen an Land setzten. Die paar Polizisten und Ansiedler auf der Insel unter Leutnant Schiller wehrten sich tapfer, bis ihr mutiger Führer schwer verwundet in Feindeshand gefallen war, worauf die verbliebenen sechs (!) Mann unter Unteroffizier Dörfler den aussichtslosen Kampf aufgaben und die Waffen streckten. Nun holten die Engländer zu einem größeren Schlage aus, bei dem sie flachgehende Barrendampfer benutzten, mußten aber diesen Versuch mit dem Verlust des „Adjutant" bezahlen, der nach heftigem Gefecht in hilflosem Zustande zum Auflaufen gezwungen wurde, wobei die Besatzung in deutsche Gefangenschaft geriet. Der „Adjutant" war ursprünglich ein deutsches Schiff der Ostafrikalinie, das von den Engländern unter schnödester Mißachtung der Neutralität in den portugiesischen Gewässern beschlagnahmt und mit 6 Geschützen ausgerüstet worden war. Auch „Hyazinth" erhielt mehrere derbe Treffer und rückte mit Volldampf aus; ebenso mußte sich eine Landungsabteilung wieder zurückziehen. Vielleicht aus Ärger über diesen Mißerfolg beschossen die englischen Seehelden nunmehr die offene und unverteidigte Stadt Kilwa-Kiwindje, nachdem sie schon einige Wochen früher Dar-es-Salam das gleiche Schicksal bereitet hatten. Hier war vereinbart worden, daß eine unbewaffnete englische Barkasse in den Hafen einlaufen dürfe, damit sich die Engländer überzeugen könnten, daß die verankerten Handelsschiffe seeuntüchtig gemacht seien. Statt dessen schickten die Engländer zwei mit Maschinengewehren ausgerüstete Barkassen und begannen alsbald auf den Handelsschiffen Sprengungen vorzunehmen. Nun schritten deutsche Patrouillen ein und nahmen auf dem „Feldmarschall" den Befehlshaber Patterson und acht seiner Leute fest, die den vorhandenen Spirituosen schon allzu reichlich zugesprochen hatten. Die übrigen Engländer flüchteten in ihre Barke und schleppten noch einige deutsche, arabische, chinesische und indische Matrosen mit sich. Die Kriegsschiffe aber warfen ohne weitere Ankündigung 200 und am nächsten Tage noch 400 Granaten in die wehrlose Stadt, wodurch der Gouverneurpalast in Trümmer gelegt, Bezirksgericht, Bank, Kasino, Brauerei und Schule zerstört, viele Häuser beschädigt und eine Anzahl Frauen getötet wurden. Zur Entschädigung dafür hatten wir aber einen richtigen kleinen Seesieg auf dem Viktoriasee nördlich Schirati zu verzeichnen, wo unser Dampferchen „Muansa"

tollkühn den englischen Truppentransportdampfer „Sybill“ angriff, ihn durch mehrere Volltreffer schwer beschädigte und seine 150 Mann starke Besatzung durch Maschinengewehrfeuer lichtete. Dabei ist „Muansa“ nur 34, „Sybille“ dagegen 600 Tonnen groß!

Nur einen einzigen größeren Landungsversuch haben die Engländer an der ostafrikanischen Küste unternommen, und er ist ihnen übel genug bekommen. Es war in den ersten Novembertagen am äußersten Nordende unserer Kolonie bei Tanga, das als Sitz eines Bezirksamtes und Ausgangspunkt der Usambara-Bahn Bedeutung besitzt. Die Engländer haben hier verhältnismäßig sehr starke Kräfte ins Treffen geführt: 2 Bataillone eines englischen Linienregiments (101. Grenadiere aus North Lancashire), 8 indische Bataillone, Artillerie, Maschinengewehrabteilungen, Marinemannschaften und selbst etwas Reiterei, insgesamt etwa 8000 Mann; dazu wirkten noch die schweren Geschütze der beiden die Landung deckenden Kreuzer mit. Die Deutschen hatten zwar auch rechtzeitig an dem bedrohten Punkte zusammengezogen, was sich nur auftreiben ließ, waren aber doch nur 250 Europäer und 750 Askaris stark, hatten also gegen reichlich achtfache Übermacht zu kämpfen. Um so ruhmreicher ist ihr glänzender Sieg. Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck, der hier befehligte, hatte mit größter Umsicht alle nur erdenklichen Vorbereitungen zu einer hartnäckigen Verteidigung getroffen. Eine solche wurde auch durch das unübersichtliche, dicht verwachsene und bebuschte Gelände erleichtert, in dem sich Geschütze kaum verwenden ließen, da man keine 150 Schritt weit sehen konnte. Die Engländer erzählen selbst, daß auf den schmalen Buschpfaden im Sand und Dickicht Seile verborgen waren, die mit auf den Bäumen befestigten Fähnchen in Verbindung standen. Stießen die Vordringenden daran, so fielen die Fähnchen herab, und dies war für die auf Bäumen und im Gebüsch versteckten deutschen Scharfschützen und Maschinengewehre das Zeichen zur Eröffnung eines heftigen Feuers nach der betreffenden Stelle. Selbst Körbe voll stechlustiger Bienen sollen auf deutscher Seite als Kampfmittel benutzt worden sein. Man hat dazu bei uns ungläubig gelächelt und den Kopf geschüttelt. Mir erscheint die Sache aber keineswegs so unglaublich. Haben doch gefüllte Bienenkörbe in den Verteidigungskämpfen des Mittelalters oft genug eine Rolle gespielt, und warum sollte man sich da in einem Lande, wo so gute und reichliche Gelegenheit dazu gegeben war, nicht wieder auf diese kleinen Bundesgenossen besonnen haben? Ist man doch selbst im europäischen Schützengrabenkrieg vielfach zu den Waffen und Kampfmitteln längst vergangener Zeiten zurückgekehrt. Unter dem Donner ihrer schweren Schiffsgeschütze landeten die Engländer am frühen Morgen des 3. November mit zwölf großen Transportschiffen beim Dorf Ras Kazone östlich von Tanga, ohne dabei gestört zu werden, und traten mittags in breiter Front den Vormarsch an. Doch waren sie klug genug, vorher für alle Fälle noch eine Aufnahmestellung am Strande auszubauen, und das hat sie wahrscheinlich vor gänzlicher Vernichtung gerettet, indem ihnen dadurch eine halbwegs geordnete Wiedereinschiffung ermöglicht wurde. Bis auf 800 m ließen die Deutschen den Gegner herankommen, aber dann eröffneten sie aus vorzüglichen Deckungen um 1/23 Uhr nachmittags ein vernichtendes Feuer. Die Engländer erlitten bald schwere Verluste, ohne in dem dichten Busch des Gegners selbst recht ansichtig zu werden. Ihre Schlachtlinie kam in Verwirrung und zerriß. Aufopferungsvoll warfen sich die Grenadiere in die Lücke, gerieten dabei aber in ein furchtbares Kreuzfeuer, das von allen Seiten verheerend auf sie niederprasselte, so daß sie bald wieder weichen mußten. Die Kaschmir-Schützen kamen bis zu den ersten Häusern Tangas, aber auch aus diesen knatterten Flinten und Maschinengewehre, und es entspann sich ein erbitterter Straßenkampf. Mit dröhnendem Brummbaß griffen die Kanonen des Kreuzers „Fox“ ein und legten einige Häuser in Trümmer. Aber auch das half nichts, auch hier mußten die Engländer zurück. Noch den ganzen 4. November über wurde hart gerungen, ohne daß sie Fortschritte zu machen vermochten. Der indischen Truppen, die bei der Pflanzung Moehn in eine regelrechte Falle geraten waren, bemächtigte sich schließlich eine Panik; sie flüchteten in voller Auflösung und wollten sich haufenweise ergeben, wurden aber von den Grenadieren daran gehindert. Nur diese und die Marinetruppen gaben dem Rückzug noch einigen Halt. Am 5. wurden nur noch Nachhutsgefechte geliefert. Jetzt griffen auch auf deutscher Seite Geschütze in den Kampf ein, und zwar mit bestem Erfolg. Ein Granatenvolltreffer durchschlug das Deck des „Fox“, ein Transportdampfer wurde in Brand, ein anderer leck geschossen. Ein Leichter lief auf den Strand auf, und die Deutschen fanden in ihm als willkommene Beute 1000 wollene Decken, 30 Telephonapparate und Unmassen von Konserven und Schanzgerät. Während des Kampfes selbst hatten sie acht Maschinengewehre genommen. Die

Engländer dampften nun schleunigst wieder nach Mombassa ab. Ihre indischen Truppen waren derart zermürbt, daß sie auf längere Zeit hinaus zu jeder kriegerischen Unternehmung unfähig erschienen. Der Gesamtverlust des Feindes an Toten, Verwundeten und Gefangenen wird auf 3000 Mann veranschlagt, war also außerordentlich schwer. Auf dem Schlachtfelde wurden die Leichen von 150 Europäern und 600 Indern aufgelesen; unter den Schwerverwundeten befanden sich zwei Oberstleutnants. Die Deutschen kam ihr schöner Sieg billig zu stehen; sie hatten nur 15 Tote (darunter Hauptmann v. Prince) und 5 Verwundete, und auch die wackeren Askaris, die sich sehr brav geschlagen hatten, hatten nur wenig gelitten. Besonders hoch muß aber die moralische Bedeutung der Schlacht von Tanga eingeschätzt werden, denn die Kunde von dieser schweren englischen Niederlage verbreitete sich alsbald mit zauberhafter Schnelligkeit unter den schadenfroh aufhorchenden Stämmen ganz Afrikas und steifte alle Widerspenstigen. Auch der Widerhall in Indien war ganz gewaltig und löste Wirkungen aus, die die englische Regierung mit der größten Besorgnis erfüllen mußten.

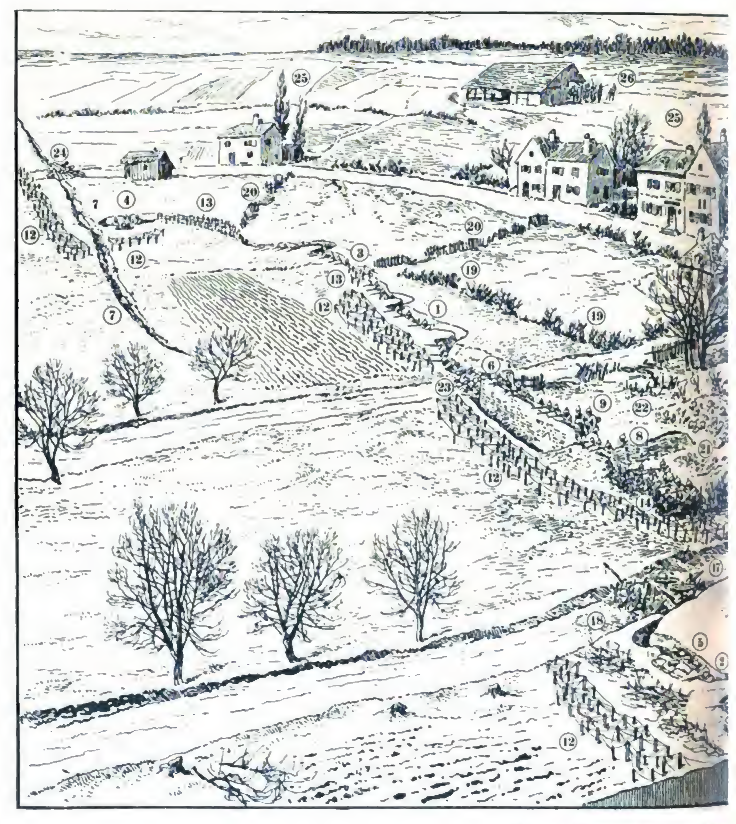


Abb. 5. Aus Ostafrika: Der Amboniweg in Tanga.

Etwa um dieselbe Zeit erlitten die Engländer noch eine zweite Niederlage am Longido im nordwestlichen Kilimandscharogebiet, wo schon seit Ausbruch der Feindseligkeiten mit wechselndem Erfolg fleißig gescharmützelt worden war. Das umstrittene Gelände stellt einen steilen Vulkanberg in öder, wasserloser Gegend dar. Schon am 25. September hatte unsere 10. Kompagnie dort einen feindlichen Überfall abweisen müssen, wobei 19 Engländer tot auf dem Platze blieben und 21 Reittiere erbeutet wurden. Jetzt rückten die Engländer hier mit 350 Reitern, 9 indischen Kompagnien, 6 Geschützen und 8 Maschinengewehren an, insgesamt mindestens 1800 Mann, denen die Deutschen unter Major Kraut kaum den dritten Teil gegenüberzustellen hatten. Der Kampf begann bei Tagesanbruch, dauerte $15^1/_2$ Stunden lang und endigte abends 7 Uhr mit dem fluchtartigen Rückzug der Engländer, die schwere Verluste erlitten. Ihre große Übermacht hatte ihnen einen konzentrischen Angriff aus Nord, Nordost und Süd erlaubt, wo ihre Reiterei vorstürmte. Hier gewannen die Deutschen, deren Maschinengewehre mit großem Erfolg gegen die Reitermasse wirkten, zuerst die Oberhand und konnten sich dann gegen die linke Flanke des Feindes wenden, die nach heißem Ringen aufgerollt wurde. In Verfolgung dieses Sieges drangen dann deutsche Truppen bis zu 100 km weit in Britisch-Ostafrika ein und erreichten mit vorgeschobenen Patrouillen die Ugandabahn. Eine solche, aus 15 Weißen und einem Askari bestehende Truppe erreichte am 20. April die wichtige Bahnbrücke zwischen den Stationen Maindu und Simba und überrumpelte die sie bewachende Abteilung des 98. engl. Infanterieregiments, indem sie ungesehen durch das dichte Gebüsch kroch. Die Engländer wurden gefangen genommen, die Brücke nach Möglichkeit beschädigt. Dem britischen Vorstoß aus Mombasa wurde durch das Gefecht von Ngazi ein Ziel gesetzt. Hauptmann Baumstark, der hier befehligte, gelang es, die Engländer vollständig zu umgehen, so daß sie in eine verzweifelte Lage geraten wären, wenn es ihnen nicht noch in letzter Stunde geglückt wäre, Verstärkungen an indischen Truppen an der Küste zu landen. Die Offiziere der Inder waren dann nicht wenig erstaunt, als sie die erwarteten Deutschen statt aus der Richtung Tanga aus der Richtung Mombasa heranrücken sahen. Das Gefecht endigte mit dem allgemeinen Rückzug der Engländer, die zwei Vorderladergeschütze und viel Munition in den Händen der Sieger ließen. Dagegen wurde ein Angriff der 5. deutschen Kompagnie auf Ka-

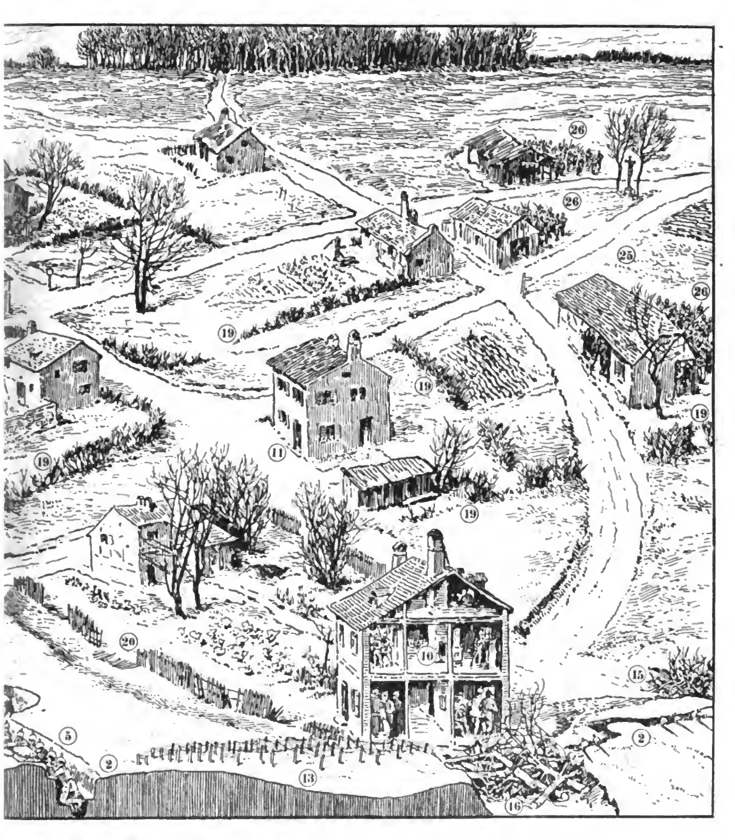
ronga am Njassasee am 9. September von den Engländern abgeschlagen. Hauptmann Schulz beschoß am 26. September mit der 4. und 13. Kompagnie ein englisches Lager am Zusammenflusse von Tsavo und Loldireish, erzielte anfangs Erfolge, mußte sich aber schließlich — selbst schwer verwundet — vor dem feindlichen Geschütz- und Maschinengewehrfeuer wieder zurückziehen. Westlich des Viktoriasees in den deutschen Bezirk Bukoba eingedrungene englische Truppen wurden im November durch Major von Stümer wieder herausgeworfen und bei der Verfolgung Kisiba auf britischem Gebiet besetzt. Auch in Schirati an der Nordostecke des Viktoriasees hatten sich die Engländer vorübergehend festgesetzt, wurden jedoch nach einer Reihe kleiner, aber hitziger Gefechte Mitte Januar wieder vertrieben. So überfiel Leutnant v. Bock eine 40 Mann starke englische Abteilung und sprengte sie mit einem Verlust von 17 Toten in wilder Flucht auseinander, ohne selbst auch nur einen Verwundeten zu haben. Einen hübschen Erfolg brachte den Deutschen auch am 3. Dezember ein Vorstoß nach Abercron in Nordwest-Rhodesien. Sie kamen mit zwei Dampfern über den Tanganjika herüber, hielten sich 800 Engländer und Belgier mit Zehnpfünder-Schrapnells vom Leibe, landeten und beschlagnahmten ein Stahlboot und für 600000 Mark Telegraphenmaterial. Während die Dampfer „Kingani" und „Hedwig Wißmann" diese wertvolle Beute fortschafften, griff eine belgische Kompagnie mit zwei Maschinengewehren die Stellung der wenigen deutschen Landungstruppen an, holte sich aber blutige Köpfe, zumal „Hedwig Wißmann" rechtzeitig zurückkehrte und mit ihren Geschützen entscheidend in das 5stündige Gefecht eingriff. Überhaupt bekamen die Belgier Hiebe, wo immer sie sich blicken ließen, so nördlich des Kiwusees, wo Oberst Henry den deutschen Posten bei Kissenji ausheben wollte. Dagegen glückte den Deutschen die Wegnahme des belgischen Postens auf der Insel im Kiwusee, wobei 1 Offizier und 44 Askaris gefangen genommen und das zweite belgische Stahlboot erbeutet wurde. Seit der Jahreswende wurde der Kongostaat noch öfters durch Vorstöße über den Tanganjika beunruhigt.

Besondere Erwähnung verdient endlich noch das blutige Treffen von Jassini (an der nordöstlichen Grenze unserer Kolonie unweit der Mündung des Umbaflusses) am 18. und 19. Januar 1915. Die Engländer hatten sich nach einer längeren Pause nochmals zu einem Vorstoße gegen Tanga aufgerafft und dazu 2—3000 Mann unter General Tighe angesetzt. Unbelästigt waren sie bis zur Grenze gelangt, und ihre Vorhut hatte das schon auf deutschem Gebiet gelegene Jassini besetzt, während zwei kleinere Trupps einige Kilometer nördlich davon im Tale des Umbaflusses lagerten, die Hauptmacht aber sich noch auf britischem Gebiet in und bei dem Hafenstädtchen Wanga befand. Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck, der mit etwa 1800 Mann von Tanga aus zur Abwehr herbeieilte, erschien überraschend am Umba und operierte so geschickt, daß er sich zwischen die englische Vorhut und die Hauptmacht schob. Jene wurde eingeschlossen und hart bedrängt, ebenso das eine Lager im Flußtal, wo sich die Inder aber schließlich mit einem Verlust von 90 Mann noch durchzuschlagen vermochten. Zum Entsatz der Vorhut versuchte die englische Hauptmacht eine Umgehung unserer linken Flanke, stieß dabei aber auf versteckt aufgestellte Deckungstruppen, wurde in ein verlustreiches Feuergefecht verwickelt und schließlich zurückgeworfen. Auch ein zweiter Versuch am nächsten Tage scheiterte, obgleich die Engländer hier sehr tapfer kämpften und Treffer aus ihren Gebirgsgeschützen drei unserer Maschinengewehre zerschmetterten. Als bei den vier in Jassini abgeschnittenen englischen Kompagnien Munition und Wasser zur Neige gingen, streckten sie die Waffen, und auch die Hauptmacht trat mit einem Verluste von 200 Toten und einem Maschinengewehr den Rückzug an. Leider waren auch die Verluste auf deutscher Seite sehr schwer, denn allein 57 der Weißen bluteten. Unter den Verwundeten befand sich Oberstleutnant v. Lettow-Vorbeck selbst, unter den Gefallenen Major Keßler und Hauptmann Gerlich. Dieser glänzende Sieg scheint unserer ostafrikanischen Kolonie wieder für längere Zeit Ruhe verschafft zu haben, weil man seitdem von größeren Unternehmungen des Feindes nichts mehr gehört hat. Die bei Jassini geschlagenen Truppenteile zogen sich gleich 100 Kilometer weit zurück mit der Begründung, daß die Gegend am Umbafluß „zu ungesund" sei. Als etwas „gesundheitsgefährlich" hat sich der Aufenthalt in Deutsch-Ostafrika für die britischen Länderräuber allerdings nachgerade erwiesen!



Verteidigungs=Einricht

1. Schützengraben auf hartem Untergrund. 2. Schützengraben auf einer leichten Höhenwelle. 3. Schützengraben im
6. Grube (Steinbruch), zur Verteidigung hergerichtet. 7. Graben, zur Verteidigung hergerichtet. 8. Niedere Mauer, zur
hergerichtet. 11. Kernpunkt. 12. Hindernisse vor den Schützenstellungen. 13. Hindernisse in der Lücke der Schützen
durch gefällte Bäume mit Drahtgeflecht. 17. Ausgangssperre durch Wagenbarrikade mit 18. eingelegter Mine
23. Barrikade aus Steinen. 24. Barrikade aus Holzstämmen. 2



ngen einer Ortschaft.

rtsrand. 4. Deckung für Maschinengewehr (Einzeldeckung). 5. Deckung für Maschinengewehr im Schützengraben. erteidigung hergerichtet. 9. Hohe Mauer, zur Verteidigung hergerichtet. 10. Massives Gebäude, zur Verteidigung ellungen. 14. Hecke als Maske vor den Schützenstellungen. 15. Ausgangssperre durch Äste. 16. Ausgangssperre vor. 19. Durchbrochene Hecken. 20. Durchbrochene Zäune. 21. Durchbrochene Mauer. 22. Beseitigtes Gebüsch. Rückwärtiger Zaun, geöffnet. 26. Reserven in Scheunen usw.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Rußkij und sein Nachfolger.

Mit 2 Abbildungen

Man mag über den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch denken wie man will — rastlosen Tatendrang, unermüdliche Energie und eiserne Zähigkeit, ja auch gewisse Feldherrnbegabung wird man ihm nicht abstreiten können. Wenn sich zu Beginn des Krieges mancher Fachschriftsteller über den ehrgeizigen Großfürsten lustig machen zu können glaubte, so werden ihn die Ereignisse inzwischen eines Besseren belehrt haben. Aber eine verhängnisvolle Eigenschaft hat der Großfürst doch, die ihn zur Führung neuzeitlicher Millionenheere völlig ungeeignet macht: sein brutaler und herrschsüchtiger Charakter duldet kein selbständiges Denken oder gar Handeln der ihm unterstellten Generale, sein galliges Temperament macht diese für die eigenen Fehler verantwortlich und ist beständig auf der Suche nach Sündenböcken, und sein maßloser Jähzorn macht gerade den besten unter ihnen jedes gedeihliche Zusammenarbeiten mit ihm auf die Dauer rein unmöglich. So mußte erst Rennenkampf gehen, und nun ist ihm auch der hochbegabte Rußkij gefolgt. Dieser ist zweifellos einer der tüchtigsten, wenn nicht überhaupt der tüchtigste der heutigen russischen Heerführer. Wenn überhaupt einer von ihnen großzügige strategische Gedanken erkennen ließ, so ist er es. Vergleicht man die Leistungen der einzelnen russischen Feldherrn in diesem Kriege miteinander, so wird man finden, daß Rußkij weitaus am besten abgeschnitten hat, ja daß er eigentlich der einzige ist, der sich positiver Erfolge rühmen kann. Vor dem Kriege hat man wenig von Rußkij gehört und wußte von ihm eigentlich nur, daß er in Rußland als bedeutender Militärtheoretiker galt. Über seinen Lebenslauf und soldatischen Werdegang vermochte ich trotz aller Mühe fast nichts in Erfahrung zu bringen. Rußkij ist zeitlebens ein stiller und ruhiger Mann gewesen, der in seinem Berufe und militärwissenschaftlichen Untersuchungen aufging, ungern an die Öffentlichkeit trat und sich um Politik nicht kümmerte. Gleich seinem jetzigen Kampfgenossen Iwanow ist Rußkij aus der Kiewer Militärschule hervorgegangen, an der er später auch selbst unterrichtet hat. Er wurde in der hergebrachten Methode dieser altberühmten Schule erzogen, aber sein Geist war zu rührig, als daß er sich hätte davon einengen lassen, und ging bald seine eigenen Wege. Im Japankriege ist Rußkij nicht hervorgetreten, sei es, daß er überhaupt nicht daran teilgenommen hat, sei es, daß er sich noch in untergeordneter Stellung befand; der General ist ja noch verhältnismäßig jung. Bekannter wurde er erst, als er vor einigen Jahren zum Befehlshaber des 21. Armeekorps in Kiew ernannt wurde, das er in rastloser Friedensarbeit zu einem Musterkorps des russischen Heeres machte. Mit seiner großen Stahlbrille und dem blassen, überarbeiteten Professorengesicht gleicht General Rußkij mehr einem Gelehrten, als einem Feldherrn, aber die Ereignisse haben gezeigt, daß er durchaus nicht nur Theoretiker und jedenfalls ein nicht zu unterschätzender Gegner ist, wenn auch die französisch-englischen Zeitungen stark übertrieben, als sie ihn schon bald nach seinem ersten Hervortreten als „den russischen Moltke" bezeichneten. Von Eröffnung der Feindseligkeiten an bis zu seiner Ende März erfolgten Kaltstellung erscheint Rußkij als Führer einer der großen russischen Armeen und focht als solcher zunächst mit Auszeichnung in Galizien, indem er in der ersten Lemberger Schlacht den rechten österreichisch-ungarischen Flügel zurückdrängte, in der zweiten aber durch die geschickte Umgehung der Armee Auffenberg das lange Ringen endgültig zugunsten der Russen entschied. Später wurde seine Armee nach Norden verschoben und zu einem Vorstoß auf Masuren angesetzt, um Rache für Tannenberg zu nehmen. Dazu kam es aber nicht, da Hindenburg im Oktober überraschend vor Warschau erschien, worauf Rußkij bei Nowo Georgiewsk über die Weichsel ging, den linken Flügel der Deutschen bedrohte und dadurch wesentlich dazu beitrug, daß Hindenburg den Kampf abbrach und seinen berühmten strategischen Rückzug antrat. Damals jubelte die Presse des Dreiverbands und verkündete stolz, daß Hindenburg nunmehr auf einen gleichwertigen Gegner gestoßen sei. Aber gerade das war Rußkijs Unstern, der vielleicht Bedeutendes hätte leisten können, wenn es nicht das Schicksal gefügt hätte, daß er einem Manne von so überragender Kraft wie Hindenburg gegenübertreten mußte. Rußkij war hauptsächlich in Nordpolen tätig, wo seine Truppen bei der zweiten Offensive Hindenburgs wiederholt geschlagen wurden; immerhin zog er sich bei Praszuysz noch geschickt genug aus der Klemme und brachte uns hier die einzige größere Schlappe bei, die wir im seitherigen Verlauf des Krieges durch die russischen Waffen erlitten haben. Als dann Großfürst Nikolai in starrsinniger Verblendung alle verfügbaren Kräfte in das große Grab des russischen Heeres am Karpathenwall warf, war auch die Armee Rußkij dort auf der Westfront tätig, drängte den Feind in der Duklasenke wieder auf Bartfeld zurück und brachte ihn dadurch vorübergehend in eine recht gefährliche Lage. Aber gerade diese unsagbar blutigen Karpathenkämpfe wurden die Ursache zum raschen Sturze Rußkijs. Denn er ist nicht nur ein tüchtiger Feldherr, sondern auch ein Charakter, und zwar ein durchaus vornehmer und anständiger, was man bekanntlich nicht von allen russischen Generalen behaupten kann. Das hatte er schon nach der Lemberger Schlacht gezeigt, als



Abb. 1. General Rußkij.

er den goldenen Ehrensäbel, den ihm eine Abordnung des polnischen Adels überreichen wollte, schroff zurückwies, weil er natürlich die Komödie durchschaute. Und auch dann wieder machte er kein Hehl daraus, daß er die grauenvolle Menschenschlächterei in den Karpathen, dieses wahnwitzige Sturmlaufen gegen tief verschneite und glänzend befestigte Hochgebirgspässe menschlich verabscheute und militärisch verurteilte. Solche ketzerische Ansichten mußten natürlich zu einem Zusammenstoß mit dem allmächtigen Großfürsten führen. Rußkij hatte sich schon längst offen als Gegner von dessen strategischem System rücksichtslosester Menschenvergeudung bekannt. Ernst und pflichttreu, hielt er auch jetzt während der Karpathenkämpfe mit seinem gegenteiligen Urteil nicht zurück. Unbeugsam wich er auch vor den heftigsten Auseinandersetzungen nicht zurück und setzte allen Verleumdungen zähen Widerstand entgegen, weil er glaubte, das russische Heer noch retten zu können. Da schlug der merkwürdige Besuch des französischen Generals Pau in Warschau dem Fasse den Boden aus. Pau hatte mit Scharfblick alsbald die Lage erkannt und soll nichts Geringeres verlangt oder vorgeschlagen haben, als daß Rußkij ein selbständiges Oberkommando in Polen erhalte, weil er der einzige sei, der es mit Hindenburg aufnehmen könne. Das mußte natürlich die Eitelkeit des Großfürsten aufs tiefste verletzen und Rußkij den Hals brechen. Es müssen damals recht erbauliche Unterhaltungen in Warschau stattgefunden haben. Pau fuhr verärgert wieder ab, und Nikolai soll dem Zaren die Kabinettsfrage gestellt haben: Rußkij oder ich. Der Zar hätte den verdienten General gern gehalten, aber wieder einmal erwies sich der Wille des Großfürsten als der stärkere. Rußkij schied „aus Gesundheitsrücksichten" aus dem aktiven Dienste; angeblich war er an Ruhr erkrankt, aber natürlich glaubte kein Mensch daran. Seit Rußkijs Entlassung ist es ja dann auch in den Karpathen bald schief gegangen. Daß Rußkij aus Anlaß seines Abschiedes vom Zaren in den Reichsrat berufen wurde, bedeutet keine außergewöhnliche Auszeichnung, vielmehr pflegen in dieser Mumiensammlung alle hochstehenden, aber unbequem gewordenen Männer Rußlands kaltgestellt zu werden.



Abb. 2. General Iwanowitsch Alexejeff.

Man konnte gespannt darauf sein, wer zum Nachfolger Rußkijs ernannt werden würde, und viele werden ihren Sinnen kaum getraut haben, als da der verrufene Name Alexejeffs an ihr Ohr schlug. Ich selbst dachte zunächst an einen leiblichen oder Namensvetter des mandschurischen Satrapen, und in der Tat gibt es in der russischen Armee noch einen anderen General Alexejeff, der nicht unrühmlich am russisch-türkischen Kriege teilgenommen hat und während des Japankrieges Generalstabschef im Kiewer Militärbezirk war. Aber die Tageszeitungen betonen so übereinstimmend, daß es sich wirklich um den von Port Arthur her berüchtigten Alexejeff handle, daß man sich wohl oder übel mit dieser absonderlichen Tatsache abfinden muß, die der furchtbar ernsten Lage Rußlands im gegenwärtigen Kriege geradezu Hohn zu sprechen scheint. Jedenfalls beweist auch dieser Umstand wieder, wie wenig der Zar bei Besetzung der höchsten Stellen mehr zu sagen hat, denn er, der Alexejeff seit den Tagen von Port Arthur mit Recht bitter grollte, hätte ihm sicherlich niemals ein wichtiges Kommando an der Front anvertraut, aber nach dem Herzen des Großfürsten, der stets seine schützende Hand über Alexejeff gehalten hat, mag der skrupellose Mann eher sein; ist er doch Stockrusse und die maßgebendste Persönlichkeit im Verband echtrussischer Leute, und das wiegt anscheinend den gänzlichen Mangel an militärischer Begabung reichlich auf. Nun, wir Deutsche dürfen mit dem Tausch Rußkij—Alexejeff jedenfalls sehr zufrieden sein, denn der letztere hat niemals auch nur die geringste Feldherrnbegabung gezeigt. Jewgenij Iwanowitsch Alexejeff ist am 11. Mai 1845 geboren, besuchte die Marineschule und tat dann Dienst bei der vierten Flottendivision. An Bord des „Warjag" nahm er an einer Reise um die Erde teil. Als Leutnant lag er mit dem Geschwader des Admirals Lissow während des amerikanischen Bürgerkriegs in den dortigen Gewässern, und 1867 war er Flaggenoffizier auf der die Vorgänge in Griechenland beobachtenden russischen Flotte. 1875/76 machte er im Stabe des Großfürsten Alexij Alexandrowitsch dessen Reisen im Atlantik mit, und 1883 kam er als Marineattaché nach Paris, wo er neun Jahre lang verblieb. Aus dieser lustigen Zeit rührt seine Vorliebe für das Franzosentum. Nach kurzer Tätigkeit als Gehilfe des Marinestabschef erhielt er während des chinesisch-japanischen Krieges den Befehl über das im Stillen Ozean zusammengezogene russische Geschwader und nahm nach dem Friedensschlusse Port Arthur und Talien-wan für Rußland in Besitz. 1898 wurde er Chef des von China gepachteten Kwantung-Gebietes, und 1903 mit den ausgedehntesten Vollmachten Statthalter im fernen Osten und Höchstkommandierender aller dortigen Land- und Seestreitkräfte; auch Kuropatkin war ihm anfangs unterstellt und wurde vielfach durch ihn behindert. Es ist noch in frischer Erinnerung, welch unheilvolle Tätigkeit dieser Vizekaiser in Port Arthur entfaltete, und in wie verbrecherischer Weise er den japanischen Krieg heraufbeschwören half. Die gewissenlose Großfürsten-Spekulation, die als hochpatriotisch-politisches Holzgeschäft unter der Firma Bezobrazoff u. Co. am Yalu ihr Unwesen trieb und unter dem Deckmantel des Holzhandels die gefährlichsten Intriguen spann, die zum Kriege mit Japan führen mußten, wurde von ihm in jeder Weise unterstützt und gefördert. Vergeblich wandten sich einsichtsvolle Männer, zu denen außer Kuropatkin der jüngst auf so rätselhafte Weise verstorbene Witte und selbst Iswolski gehörten, gegen diese beutelüsterne Abenteurerpolitik. Alexejeff selbst führte in Port Arthur durchaus kein Spartanerdasein. Er ließ

sich dorthin die in ganz Rußland bekannte Zigeunersängerin Vielzewska kommen, und an ihren schlanken Fingern blieb in Gestalt schwerkarätiger Brillanten wohl ein hübscher Teil der Dividenden hängen, die Alexejeff als stiller Teilhaber der Holzhandlung Bezobrazoff u. Co. bezog. Als der Aufenthalt in Port Arthur beim Heranrücken der Japaner etwas ungemütlich zu werden anfing, folgte ihm die schöne Zigeunersängerin auch ins Hauptquartier nach der Mandschurei. Er verehrte ihr hier — er konnte sichs ja leisten, als Mäzen aufzutreten — einen eigenen Salon-, Küchen- und Schlafwagen und setzte es durch, daß dieser stets in allererster Linie befördert wurde, während die Wagen mit den Verwundeten warten mußten. Später schenkte Alexejeff der Zigeunerin als Zeichen dankbarer Erinnerung an den Japankrieg eine prächtige Villa in Jalta, der Sommerresidenz des Zaren, in unmittelbarer Nähe des kaiserlichen Schlosses. Dem Kaiser war diese anrüchige Nachbarschaft aber doch nicht angenehm; er gab deshalb Befehl, die Villa um jeden Preis aufzukaufen, und so machte die Sängerin nochmals ein glänzendes Geschäft. Jetzt ist die Villa in ein Genesungsheim für invalide Offiziere umgewandelt. Nach dem schlimmen Ausgang des japanischen Abenteuers richtete sich die Volksstimmung mit solcher Erbitterung gegen den schon im Oktober 1904 sang- und klanglos heimgekehrten Alexejeff, daß selbst Großfürst Nikolai es nicht geraten fand, seinen Schützling zu stark der Öffentlichkeit auszusetzen. Der inzwischen auch zum General gewordene Admiral erhielt deshalb eine Sinekure als Senator in dem stillen Kiew. Aber es dauerte nicht lange, bis er auch hier wieder in unliebsamer Weise von sich reden machte. So spielte er eine höchst üble Rolle in dem berüchtigten Bailiß-Prozeß und verstand es hier, als einer der rücksichtslosesten Vertreter der echtrussischen Leutepolitik, hinter den Kulissen mit allen unerlaubten Mitteln zu arbeiten. Die unerhörte Maßregelung aller Sachverständigen und Verteidiger in diesem Prozeß, die Auszeichnung des gehässigen Staatsanwalts und die unglaublichen Verdächtigungen der jüdischen Bevölkerung Kiews waren sein Werk. Dann wurde der Name Alexejeff wieder einmal genannt, als er im Theater Bouffes in Petersburg von einem Revolutionär eine schallende Ohrfeige erhielt. Wenn also ein anrüchiger Lebenslauf die unerläßliche Vorbedingung zum Aufrücken in die höchsten Kommandostellen der russischen Armee vorstellt, dann hat man allerdings in Alexejeff den richtigen Mann gefunden. Nur eine Bedingung wird er schwer erfüllen können, denn durch das an der russischen Front streng durchgeführte Alkoholverbot sieht er sich seiner größten Fähigkeit beraubt. Gilt doch der 70jährige Lebegreis für einen der trinkfestesten Männer Rußlands, und das will viel heißen. Die Trinkgelage in seinem Palaste genießen selbst in Rußland den Ruf traurigster Berühmtheit, und es erscheint daher einigermaßen rätselhaft, wie sich Jewgenij Iwanowitsch Alexejeff in dem alkoholfreien, nüchternen und spartanisch einfachen Hauptquartier des Großfürsten zurechtfinden wird, das so völlig verschieden ist von dem, welches der Satrap von Port Arthur vor einem Jahrzehnt in der Mandschurei zur Stätte seiner Schwelgereien machte.

K. F.

Die Mittel des Krieges.

Der Kampf um Ortschaften und Gehöfte.

Von Hauptmann **Oefele.**

Mit einer zeichnerischen Darstellung von Kunstmaler Fritz Bergen.

Ortschaften und Gehöfte spielen im Kriege eine wichtige Rolle. Überall sehen wir gerade solche Örtlichkeiten zu Brennpunkten des Gefechtes werden, um sie und in ihnen den Kampf in ganz besonderem Maße toben. In der offenen Feldschlacht, bei den Stellungskämpfen und im Festungskrieg, bei Begegnungsgefechten, bei vorbereiteten Verteidigungsstellungen und deren Angriff, kurz bei allen Arten des Kampfes im Kriege zeigt sich das gleiche Bild: ein mehr oder weniger starkes Schwanken zwischen Vorgehen und Festhalten, zwischen Erfolg und Rückschlag. Der Angreifer trachtet in dem festen Drang nach Vorwärts durch energische Angriffe Boden zu gewinnen, der Verteidiger sucht dem Angreifer durch Gegenstöße das gewonnene Gelände wieder zu entreißen. In diesem steten Vor und Zurück, bei dem die beiden Gegner naturgemäß oft die Rolle zwischen Verteidiger und Angreifer wechseln, bilden Geländegegenstände, und im besonderen Ortschaften und Gehöfte, höchst willkommene Stützpunkte. Sie werden von der einen Seite mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gehalten und verteidigt, um dem Vordringen des Gegners kräftigen Widerstand entgegenzusetzen. Die andere Seite dagegen ist nach Kräften bestrebt, solche Stützpunkte in ihren Besitz zu bekommen, damit sich dann an ihnen wieder die Gegenstöße des Feindes brechen. Der Besitz und das Festhalten von Ortschaften und Gehöften ist demnach für den Verteidiger wie für den Angreifer von weittragendster Bedeutung, erfordert

aber in der Verteidigung wie im Angriff besondere Maßnahmen, vor allem eine rasche Befestigung und unter Umständen sogar den widerstandsfähigen Ausbau. Denn sonst werden solche Örtlichkeiten, um deren Besitz mit besonderer Zähigkeit gekämpft wird, gewonnen und gehen wieder verloren, müssen dann von neuem erobert werden, um schließlich, vielleicht nach nochmaligem Wechsel der Lage, mit großen Opfern erst endgültig behauptet werden zu können. Es mag daher wohl von Interesse sein, hier kurz den großen Wert der Ortschaften und Gehöfte für Verteidigung und Angriff zu erörtern, unser Verhalten in der Verteidigung und im Angriff von Ortschaften usw. vor Augen zu führen, und an der Hand der zeichnerischen Darstellung die Verteidigungseinrichtungen und Befestigungsarbeiten zu besprechen, die wir in der Verteidigung wie im Angriff vornehmen, um uns den Besitz solcher Örtlichkeiten nach Möglichkeit zu sichern.

Die hohe Bedeutung einer Ortschaft für die Verstärkung einer Verteidigungsstellung liegt auf der Hand. Eine Ortschaft kann aber und wird auch nur dann in die Verteidigungslinie einbezogen, wenn sie sich nach ihrer Lage und Bauart dazu eignet. Deshalb sehen wir in der Verteidigung die Ortschaften nicht immer und überall, sondern nur da zu Verteidigungszwecken herangezogen, wo es die Lage der Verteidigungsstellung und die sonstigen Verhältnisse notwendig oder ratsam erscheinen lassen. Dabei treten uns massive, zäh verteidigte Örtlichkeiten gar oft als Brennpunkte des Gefechtes entgegen. Innerhalb oder hinter der Verteidigungslinie gelegene Ortschaften werden auch zur verdeckten Aufstellung von Truppen benutzt. Aber auch hier hängt es lediglich von der Lage und Bauart ab, ob sie für diesen Zweck brauchbar sind. Gehöfte und auch einzelne Gebäude sind sehr gut als Stützpunkte oder Flankierungsanlagen verwendet, wo sie dem feindlichen Einblick entzogen sind. Sind sie dagegen weithin sichtbar, so sind sie für solche Verwendung nicht in Betracht gezogen; denn sie ziehen das Artilleriefeuer leicht auf sich und sind deshalb selbst als Deckung gegen Sicht in kurzer Zeit unbrauchbar.

Auch im Angriff kommt der Wert der Ortschaften usw. voll zur Geltung. Örtlichkeiten, die der Weiterführung des Angriffes als Stützpunkte dienen können, werden schnell in Besitz genommen; denn von ihnen aus kann durch lebhafte Feuertätigkeit das Vorwärtskommen der daneben vorgehenden Truppen erleichtert werden. Beim Begegnungsgefecht kann schon die Vorhut dazu kommen, als Stützpunkte genommene Ortschaften usw. auch gegen Übermacht hartnäckig behaupten zu müssen. Beim Begegnungsgefecht und beim Angriff auf einen zur Verteidigung entwickelten Feind — auch in unbefestigter Stellung — müssen Ortschaften usw., die als Stützpunkte genommen worden sind, oft ungesäumt zur Verteidigung eingerichtet werden, um sie vorläufig wenigstens festzuhalten und sich gegen Rückschläge zu sichern. Beim Angriff auf befestigte Feldstellungen sind die Gewinnung, der Ausbau und die Festhaltung von Örtlichkeiten als Stützpunkte unter Umständen von größter Wichtigkeit für das weitere Vorgehen und Herankommen an den Feind.

Für das Verhalten und die Maßnahmen bei der Verteidigung von Ortschaften und Gehöften ist vor allem zu unterscheiden, ob sie in die Verteidigungslinie einbezogen sind oder ob sie nur zur verdeckten Aufstellung von Truppen dienen. Im letzteren Fall sind in erster Linie zahlreiche Verbindungswege durch die Ortschaften usw. hergestellt, damit rasche und ungehinderte Bewegungen den Truppen möglich sind. Liegt die Ortschaft usw. in der Verteidigungsstellung, so fällt die Feuerlinie vielfach nicht mit dem Ortsrande zusammen. Nach dem Gefechtszweck und dem Schußfeld, nach der Lage der angrenzenden Teile der Stellung und der Beschaffenheit des Ortsaumes ist die Verteidigungslinie ganz oder nur zum Teil in den Ortsrand oder davor gelegt. Bei der Wahl der Feuerlinie ist auch berücksichtigt, daß sie, wenn irgend möglich, nicht in oder in der Nähe von leicht Feuer fangenden Gehöften, Stroh- oder Holzhaufen und dergleichen liegt, besonders dann nicht, wenn Feuer aus schweren Geschützen zu erwarten steht. Die Besetzung des Ortsrandes ist, wenn die sonstigen Verhältnisse es zulassen, besonders in den Fällen vorzuziehen, wo es sich darum handelt, möglichst schnell eine verteidigungsfähige Stellung zu schaffen. Sie ermöglicht unter Umständen auch den gedeckten Verkehr bis in die Feuerlinie, sowie ein unauffälliges Räumen der Stellung, und erschwert dem Feinde das Erkennen der Stärke der Besatzung. Andererseits kann die Verteidigungslinie im Ortssaum auch wieder große Nachteile mit sich bringen, vor allem, wenn sie weithin sichtbar ist; denn dann erleichtert sie der feindlichen Artillerie das Einschießen und begünstigt deren Wirkung. Wo nur irgend angängig, sind Verstärkungsarbeiten ausgeführt und diese mit der Zeit zu hartnäckiger Verteidigung so widerstandsfähig als möglich

ausgebaut. So ist vor allem die ganze Feuerlinie durch Anlage von Schützengräben (siehe 1., 2., 3., 4., 5., 14.), Verwertung von Gruben (6.), Gräben (7.), Dämmen, sowie Mauern (8., 9.) zu Schützenstellungen und durch Einrichtung von Gebäuden (10.) zur Feuerabgabe befestigt. Wo das Gelände oder die Bauart des Ortsrandes es gestattet, sind Vorbereitungen für Stockwerksfeuer getroffen. Das Vorgelände ist, wie bei allen Verteidigungsanlagen, zur Steigerung der eigenen Waffenwirkung entsprechend ausgeräumt. Vor den Schützenstellungen sind, wie bei den Schützengräben, Hindernisse (12.) angelegt, Lücken in den Schützenstellungen sind durch Hindernisse (13.) geschlossen. Die feindwärts gelegenen Ausgänge der Ortschaften sind durch Verhaue, Barrikaden usw. (15., 16., 17., 18., 23., 24.) völlig gesperrt; bei Bedarf sind seitliche, verdeckte und gesicherte Nebenausgänge angelegt. Unter Umständen sind auch die Flanken der Ortschaft befestigt, damit diese selbst nach Verlust der anschließenden Teile der Stellung noch gehalten werden kann. Hinter der Schützenlinie und von ihr zu den Aufstellungsplätzen der Unterstützungen sind gut bezeichnete und gedeckte Verbindungswege (19., 20., 21.) hergestellt. Im Innern der Ortschaft sind die Verteidigungseinrichtungen so getroffen, daß, wenn der Feind in die Ortschaft eindringt, jeder Abschnitt, jedes Gehöft verteidigt werden kann. Dazu sind vor allem breite Straßen, freie Plätze oder Bäche, die die Ortschaft gleichlaufend zur Verteidigungsfront durchschneiden und daher die abschnittsweise Verteidigung begünstigen, zur Feuerabgabe hergerichtet und verstärkt. Dann sind aber auch die einzelnen Gehöfte noch besonders zur Verteidigung eingerichtet. Einzelne, an freien Plätzen und Straßenknoten gelegene Gebäude sind als Kernpunkte (11.) nach allen Seiten widerstandsfähig befestigt; sie erschweren dem eingedrungenen Feind das Festsetzen und erleichtern die Wiedereroberung der Ortschaft. Der rückwärtige Saum der Ortschaft ist so weit geöffnet, daß die Wiedereroberung nicht erschwert ist (25.). Die Reserven (26.) sind meist in dem rückwärtigen Teil des Ortes aufgestellt, aber so nahe herangehalten, daß sie rechtzeitig zur Hand sind; denn sie müssen den eingedrungenen Gegner mit der blanken Waffe wieder hinauswerfen.

Beim Angriff auf eine Ortschaft kommt es hauptsächlich darauf an, daß die Artillerie den Sturm ausgiebig vorbereitet. Deshalb vereinigt sie ihr Feuer zu vernichtender Wirkung auf die Verteidigungslinie und überschüttet die Ortschaft, wenn irgend möglich, mit Steilfeuer. Zum Angriff selbst läßt der Angreifer zweckmäßig von vornherein stärkere Teile auch seitlich des Ortes vorgehen. Zunächst wird im Sturm in die Verteidigungslinie eingedrungen und die feindlichen Schützen aus ihren Stellungen hinausgeworfen. Ist der Ortsrand genommen, so suchen die eingedrungenen Abteilungen dem Feinde auf dem Fuße zu folgen und sich mit der blanken Waffe den Weg, auch außerhalb der Straßen, über Gärten und Höfe hinweg, bis zum jenseitigen Rande zu bahnen; dabei werden die vom Feinde noch gehaltenen Gehöfte genommen. Sobald der jenseitige Ortsrand erreicht ist, wird unverzüglich mit der Verteidigungseinrichtung begonnen, damit der Besitz der genommenen Ortschaft auch gesichert ist. Vor allem werden die dem Feinde zugekehrten Ausgänge gesperrt. Dann wird der Ortsrand oder eine vor ihm gelegene Stellung rasch zur Verteidigung eingerichtet und rückwärtige Verbindungen hergestellt. Soll die Ortschaft nur vorübergehend gehalten werden, so werden nur leichte Deckungen angelegt und wird für ausreichende, der Sicht entzogene Verbindungen im Ortsinnern und nach rückwärts gesorgt; dabei wird natürlich gleich auch das Schußfeld nahe der Stellung freigemacht. Ist die Ortschaft zu hartnäckiger Verteidigung einzurichten, so werden die Deckungen verstärkt und alle die vorne schon erwähnten Maßnahmen getroffen, die die Ortschaft zu einem widerstandsfähigen Stützpunkt machen.

Die einzelnen Verteidigungseinrichtungen, Befestigungs- und Verstärkungsarbeiten sind ganz nach den Bedürfnissen angelegt. In der Feuerlinie sind Schützengräben da ausgehoben, wo andere Deckungen nicht vorhanden sind, die zu Verteidigungsanlagen verwertet werden können. Wir finden Schützengräben für knieende Schützen (s. Abb. 1), wenn nur vorübergehend Widerstand geleistet werden soll oder Zeitmangel, vielleicht auch ungünstiger Unterboden ein Tiefergraben unmöglich machen. Bei längerem Widerstand sehen wir aber Schützengräben für stehende Schützen (2., 3., 14.), die für zähe Verteidigung dann noch verstärkt sowie ausgebaut werden und unter Umständen sogar die gleiche Ausgestaltung zeigen, wie wir sie bei den Schützengräben in den Stellungskämpfen haben. Deckungen für Maschinengewehre (4., 5.) sind meist da eingebaut, wo sie eine frontale oder flankierende Bestreichung wichtiger Linien ermöglichen. Gruben (6.), Gräben (7.), und schmale Dämme sind je nach ihrer Beschaffenheit durch Abstechen

und Vertiefen zur Feuerabgabe und Verteidigung eingerichtet. Mauern sind je nach ihrer Stärke und Höhe in verschiedener Weise für den Waffengebrauch nutzbar gemacht (8., 9.). Bei nicht genügender Dicke (8.) sind sie durch Erdanschüttungen oder angelehnte Torflügel verstärkt. Bei niederen Mauern (8.) sind zur Erreichung der Anschlaghöhe Ausschachtungen, bei höheren Mauern (9.) Stufen aus Erde angelegt oder eigene Schützenauftritte aus Tischen, Bänken, Balken usw. hergestellt. Bei hohen Mauern (9.) sind da und dort auch zwei Feuerlinien übereinander angelegt, und für die untere Feuerstellung Scharten durch die Mauer geschlagen. Die Mauerkrone ist zur Abschwächung der Splitterwirkung und zur Ermöglichung einer besseren Gewehrauflage meist mit Rasenstücken oder Erde, ab und zu auch mit Sandsäcken bedeckt. Massive Gebäude (10.) sind nur dann zu Schützenstellungen verwertet, wenn sie wirksamem Artilleriefeuer nicht ausgesetzt sind; deshalb finden wir hauptsächlich in Häusern in den Flanken der Ortschaft oder in Gebäuden, die durch davorliegende Höhen oder Ortsteile gedeckt sind, Feuerstellungen eingerichtet. Dabei sind (10.) die Fensteröffnungen so hergerichtet, daß die Schützen über die Fensterbänke feuern können. Türen und Tore sind mit Schießschlitzen versehen und durch Anschüttungen und Vorlegen von Erde, Kies, Schotter usw. gegen Gewehrfeuer gesichert. Auch durch die Wände sind im Bedarfsfalle Scharten gebrochen; alle Öffnungen, die nicht zur Feuerabgabe oder für den Verkehr gebraucht werden, sind verrammelt. Alle leicht Feuer fangenden Gegenstände sind beseitigt und gefüllte Wasserbehälter sind bereitgestellt. In gleicher Weise sind auch die Gehöfte und Gebäude im Innern der Ortschaft zur Verteidigung eingerichtet. Bei den Kernpunkten (11.) sind die Befestigungsarbeiten in erhöhtem Maße so ausgeführt, daß nach allen Seiten kräftiger Widerstand geleistet werden kann.

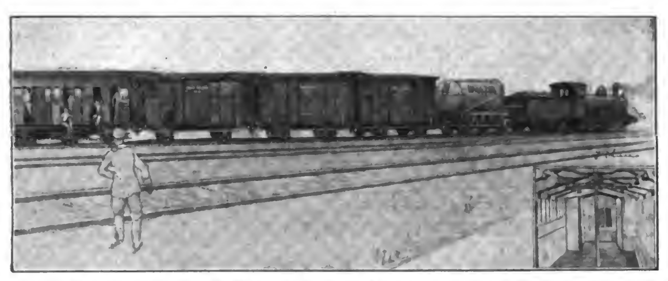
Die Hindernisse vor den Schützenstellungen (12.) und in deren Lücken (13.) sind die gleichen wie vor den Schützengräben überhaupt. Die beim Aufräumen des Vorfeldes gewonnenen Stoffe sind in zweckmäßiger Weise gar oft zum Ausfüllen und Sperren von Vertiefungen, Gräben, Hohlwegen und dergl. oder zur Herstellung von Hindernissen und Masken benutzt. Vorhandene Hecken und Zäune sind gleichfalls als Hindernisse oder auch als Masken (14.) verwendet.

Die Sperrung der feindwärts gelegenen Ausgänge erfolgt durch Ast- oder Baumverhaue (15.) oder durch Barrikaden aus Steinen (23.), Holzstämmen (24.) und dergl. Als sehr wirksame und zudem rasch herzustellende Sperren, namentlich an Straßen, erweisen sich Barrikaden aus ineinandergefahrenen Wagen (17.), die fest miteinander verbunden und denen die Räder abgezogen sind; Heu- und Strohwagen können dabei im geeigneten Augenblick angezündet werden. Ausgänge, an denen sich Bäume befinden, wie z. B. die Ausgänge an Alleestraßen oder an Gärten (17.) sind einfach und verhältnismäßig schnell, dabei aber doch gründlich dadurch gesperrt, indem mehrere Bäume so gefällt sind (16.), daß sie, am Stammende noch festhängend, quer über den Ausgang liegen. Solche Sperren sind ebenso wie Ast- oder Drahtverhaue oft sehr zweckmäßig noch durch Drahtverflechtungen verstärkt. Da und dort sind an den Ausgängen auch noch selbsttätige Minen (18.) angelegt, die dem Gegner das Beseitigen der Sperren bzw. ihr Aufräumen sehr erschweren.

Zur Gewinnung der erforderlichen Verbindungswege von den Schützenstellungen nach rückwärts und innerhalb der Ortschaft sind, wo nötig, Hecken (19.), Zäune (20.) und Mauern (21.) durchbrochen, Gebüsche usw. beseitigt. Gräben sind, um die raschen Bewegungen der Truppen nicht zu verzögern, unter Umständen mit Erde, Steinen, Strauchwerk oder Knüppelholz ausgefüllt, weiche Stellen im Bedarfsfall mit Brettern, Türen, Tore oder Sträuchern überlegt. Eisdecken sind durch Überlegen von Strauchwerk, Schilf, Brettern und dergl. tragfähiger und durch aufgestreuten Sand oder Asche begehbar gemacht. Wo der Verkehr der eigenen Truppen auf den Verbindungswegen nicht an sich schon durch ihre natürliche Lage und die Bauart der Ortschaft der Sicht des Feindes entzogen ist, sind die Wege, wenn möglich, durch Masken aus Büschen, Sträuchern, Fruchtgarben, Erdaufwürfen, Schneehaufen usw. geschützt.

Vermischtes.

Ein deutscher Badezug des Westheeres. Zu den mancherlei Errungenschaften des Schützengrabenkrieges gehören auch die besonderen Badezüge, die den im Operationsgebiet kämpfenden Truppen die oft lang entbehrte Wohltat einer gründlichen körperlichen Reinigung bis dicht hinter die Kampffront bringen. Vor einigen Monaten schon las man, daß der Kaiser von Rußland seinen Truppen Badezüge gestiftet habe. Einmal haben auch die Russen bei der Hast ihrer Rückwärtskonzentration vergessen, solchen Zug mitzunehmen und er wurde dann eine willkommene Beute der Unseren. Der hier im Bilde gezeigte Badezug ist indessen eine rein deutsche Erfindung und verkehrt zwar bescheidene, doch ganz zufriedenstellende Wohnung bietet. Der Zug besitzt durchgehende Dampfheizung, die Wagen sind wie bei den D-Zügen miteinander verbunden. Die Duschen wurden zweireihig angeordnet, weißer Emailanstrich der Decken und Wände erhöht die Freundlichkeit des Innern. Das Baden wird durch einen besonderen Bademeister geleitet. Durch einen Druck auf eine elektrische Klingel gibt er dem Maschinisten des Zuges das Zeichen, daß das Bad beginnen kann. Eine Minute lang erfolgt dann „Naßmachen" mit entsprechend warmem Wasser, darauf wird für zwei Minuten abgestellt, die zum „Einseifen" benutzt werden. Schließlich wird noch drei Minuten



Ein deutscher Badezug des Westheeres. Rechts unten: Blick in das Innere eines Duschenwagens. Zeichnung von J. Thiele.

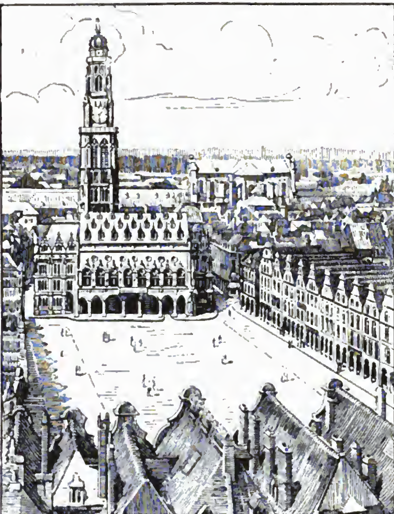
auf dem westlichen Kriegsschauplatz, wo sein periodisches Erscheinen namentlich im vielfach recht schlammigen Gebiet Westflanderns die größte Freude bei den zumeist buchstäblich „Feldgrauen" hervorruft. Ein Württemberger, Ingenieur Zimmermann aus Nürtingen, ist zugleich Erfinder und Erbauer dieser modernen und gesundheitfördernden fahrbaren Badeanstalt. Mit sechs Leuten aus der Front hat er in vier Wochen den ganzen Zug hergerichtet und technisch so vollkommen ausgestattet, daß er nichts zu wünschen übrig läßt. An einem Tag können in ihm über 900 Brausebäder an Mannschaften verabreicht werden. Für Offiziere sind außerdem in besonderem Raum Wannenbäder mit Warmwasserdusche vorgesehen.

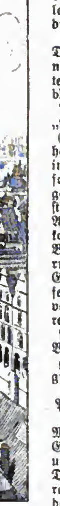
Über die Einrichtung des Badezugs und seine nützliche Tätigkeit wird aus dem Felde berichtet, daß er aus einer belgischen Lokomotive, die man sinnvoll „Nixe" taufte, einem 18 cbm fassenden Wassertankwagen, den eine französische Schnapsfabrik lieferte, und aus drei zu sauberen Duschräumen umgestalteten belgischen Güterwagen nebst einem als Aus- und Ankleideraum dienenden Personenwagen mit getrennten Abteilungen besteht. Dazu kommt noch ein besonderer Dienstwagen, der dem Führer des Zuges, Professor Goeßler, archäologischer Landeskonservator von Württemberg, dem Ingenieur und seinem Personal eine lang abgebraust. Bei derartig wohlgeordneter Einteilung konnten in dieser Wanderbadeanstalt schon wiederholt in drei Tagen 2500 Mann von der Schützengrabenpatina befreit werden.

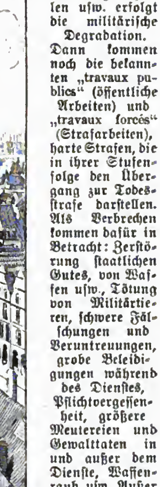
Hat der Badezug an einem Ort seine Schuldigkeit getan, so dampft er einige Kilometer weiter und setzt an anderer Stelle seine erfrischende Arbeit fort, denn der Badebedürftigen sind gar viele in dem ihm vorgeschriebenen Wirkungsbereich, zumal eben vordem das Baden nur den in Etappenorten stationierten Truppen möglich war. Die Existenz des Badezuges bietet nun auch den in der eigentlichen Front stehenden Truppen die Erfüllung einer dringenden hygienischen Forderung und keiner unter den Kämpfern ist, der sein Erscheinen nicht mit Freuden begrüßt und die ganze Einrichtung als Wohltat empfindet. —z—.

Der Überseeverkehr während des Krieges. Ein interessantes Beispiel von dem Einfluß des Krieges auf den transatlantischen Postverkehr ersehen wir aus einem Briefumschlag, der uns dieser Tage vorgelegt wurde. Danach traf ein in Russ.-Littauen am 27. November vorigen Jahres aufgegebener Einschreibbrief nach einem kleinen Ort in Argentinien dort erst am 22. Februar ein. Er war also 87 Tage unterwegs, 35 Tage länger als in Friedenszeiten!

Die Straf-Vorschriften in der französischen Kaserne. Im Vordergrund des Interesses steht heute die Frage, was die französischen Soldaten in der Kaserne für Strafen kennen, denn diese kommen auch bei ihren Kriegsgefangenen zur Anwendung. Der von Dr. Max Müller kürzlich in der „Neuen Zürcher Zeitung“ vertretene Standpunkt, die einzige in Betracht kommende Strafe sei die Gefängnisstrafe, muß angezweifelt werden, nachdem man seinerzeit über die Verschickung in afrikanische Strafkompagnien und angeblich dort vorgekommene Greuel viel gelesen hat. In der Tat gibt es aber in den französischen Kasernen neben der üblichen geringfügigen corvée (Kasernendienst, Nachexerzieren, Kasernenreinigung usw.) für gewöhnliche Vergehen nur drei Arten Strafen: 1. Kasernenarrest, 2. Polizeisaal (wohl unserem Mittelarrest entsprechend) und 3. Gefängnis. Körperstrafen kommen nicht vor. Vorbestrafte und gewalttätige Soldaten können allerdings in eine Strafkompagnie (besonders nach Nordafrika) verschickt werden, wo sie auf Kosten ihrer Gesundheit allerhand Entbehrungen und schwere Arbeiten zu ertragen haben, in der Regel aber nie körperlich gestraft werden. Übergriffe seitens brutaler Vorgesetzten sind allerdings vorgekommen, werden aber gewöhnlich, weil nicht reglementarisch, streng geahndet. Die Todesstrafe steht in der Kaserne nur für schwere Meuterer in ganz besonderen Fällen, etwa für Mord, begangen an Familienangehörigen, und für ganz krasse Fälle eines Angriffes (Totschlag mit Vorbedacht usw.) auf Vorgesetzte namentlich im Dienst. Für gewisse Verbrechen können auch Zuchthausstrafen ausgesprochen werden (Veruntreuungen, Fälschungen, Diebstahl, Meutereien mit Gebrauch von Waffen usw.). In Verbindung mit anderen Strafen oder ehrenrührigen Fällen usw. erfolgt die militärische Degradation. Dann kommen noch die bekannten „travaux publics“ (öffentliche Arbeiten) und „travaux forcés“ (Strafarbeiten), harte Strafen, die in ihrer Stufenfolge den Übergang zur Todesstrafe darstellen. Als Verbrechen kommen dafür in Betracht: Zerstörung staatlichen Gutes, von Waffen usw., Tötung von Militärtieren, schwere Fälschungen und Veruntreuungen, grobe Beleidigungen während des Dienstes, Pflichtvergessenheit, größere Meutereien und Gewalttaten in und außer dem Dienste, Waffenraub usw. Außer den hier angeführten Strafen sieht das französische Militärgesetzbuch noch kürzere oder längere Zurückbehaltung nach dem vorschriftsmäßigen Dienste und Festungsstrafen vor, gewiß eine stattliche Zahl von Strafen, die in Friedenszeiten aber vielen Milderungen unterliegen und vom französischen Soldaten nicht immer ernst genommen werden. P. L.



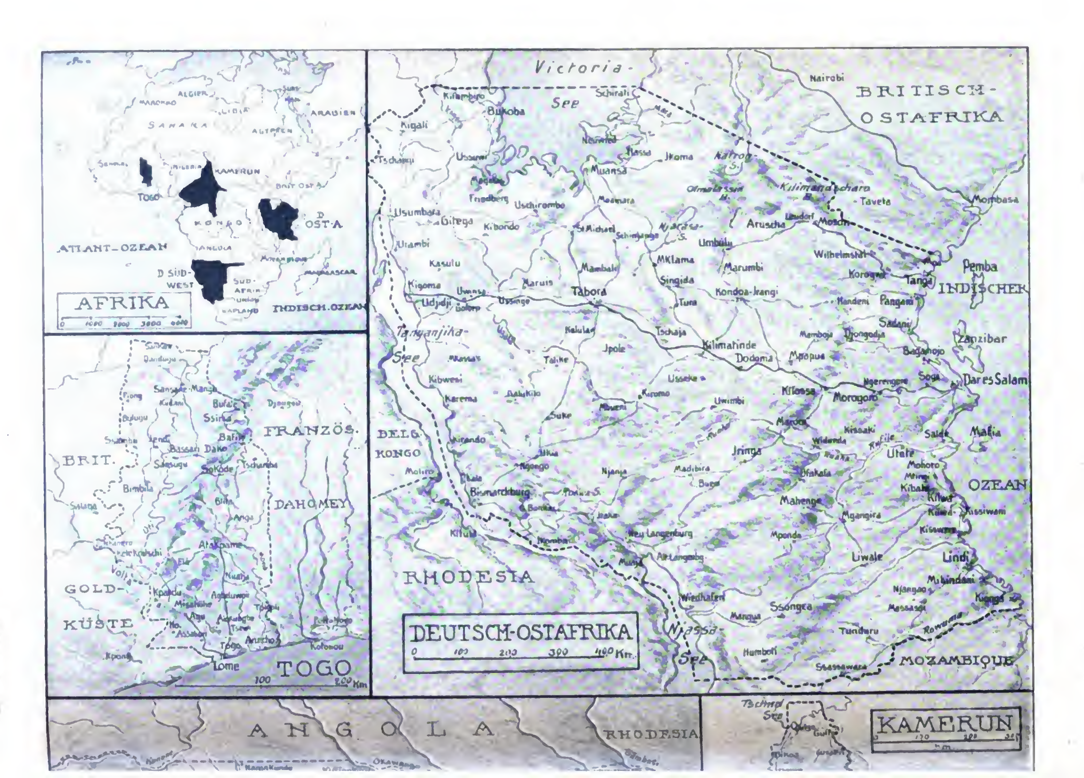


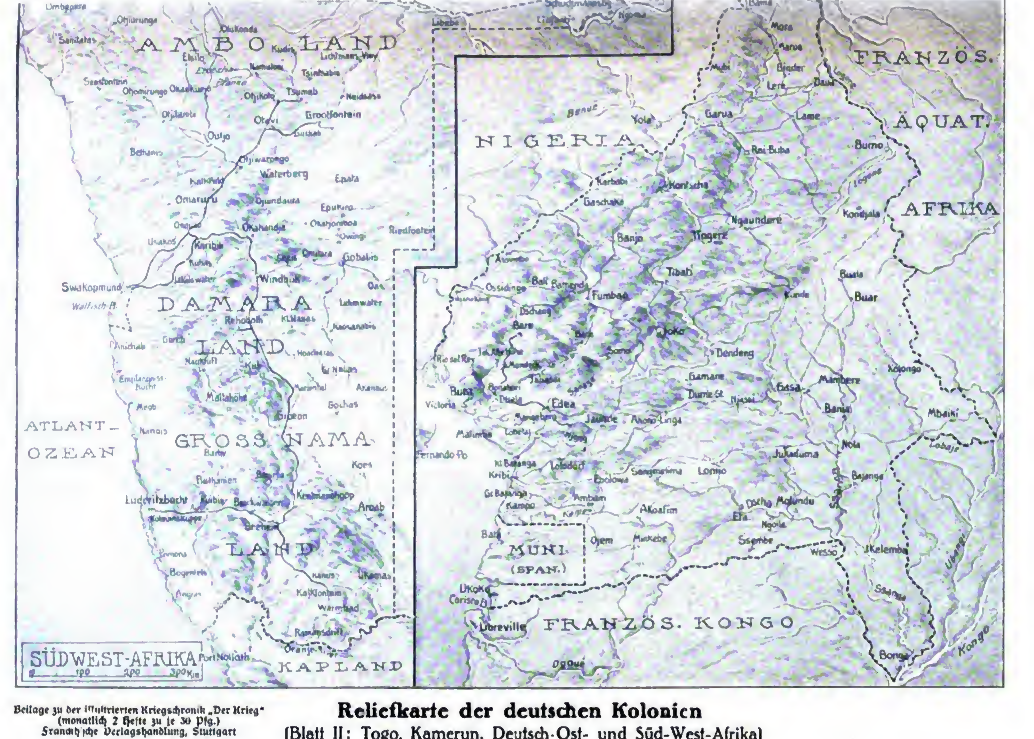


Bilder vom westlichen Kriegsschauplatz:

Rathaus und Marktplatz der Stadt Arras.

Arras ist die Hauptstadt des französischen Departements Pas de Calais und zugleich eine sehr alte Stadt mit reich bewegter Vergangenheit. Schon zu Cäsars Zeiten hatte Arras erhebliche Bedeutung. Hunnen und später Normannen zerstörten die Stadt. Nachdem sie abwechselnd zu Burgund, Frankreich und Österreich gehörte und im Lauf der Jahrhunderte viel Kampf um ihre festen Mauern getobt, kam sie 1659 dauernd zu Frankreich. Arras, im Frieden eine recht regsame etwa 26000 Einwohner zählende Stadt, die zahlreiche Bildungsinstitute, gute Industrie und lebhaften Handel aufweist, bietet auch manches interessante Baudenkmal. Dazu gehört das 1510 in gotischem Stil erstellte Rathaus, das eines der schönsten in ganz Nordfrankreich ist. Der erst 1554 hinzugebaute viereckige Turm ist 75 Meter hoch, seine Spitze ist zu einer Herzogskrone mit daraufstehendem mächtigen Löwen geformt. Ein großer Teil der alten Herrlichkeiten ist dem Weltkrieg zum Opfer gefallen. -z-


AFRIKA
SAHARA
KAMERUN
TOGO
KONGO
D. OST-A.
ATLANT-OZEAN
D. SÜD-WEST
INDISCH. OZEAN
0 1000 2000 3000 4000
BRIT.
GOLD-KÜSTE
FRANZÖS.
DAHOMEY
TOGO
Lome
Atakpame
100 200 Km
Victoria-See
BRITISCH-OSTAFRIKA
Nairobi
Mombasa
Kilimandscharo
Bukoba
Muansa
Tabora
Kigoma
Udjidji
Tanganjika-See
Pemba
Tanga
INDISCHER OZEAN
Zanzibar
Dar es Salam
Morogoro
Dodoma
Kilimatinde
Jringa
Mafia
Mahenge
Lindi
Liwale
Bismarckburg
Neu Langenburg
Wiedhafen
Ssongea
Njassa-See
BELG. KONGO
RHODESIA
MOZAMBIQUE
DEUTSCH-OSTAFRIKA
0 100 200 300 400 Km.
ANGOLA
RHODESIA
KAMERUN



Reliefkarte der deutschen Kolonien

(Blatt II: Togo, Kamerun, Deutsch-Ost- und Süd-West-Afrika)

Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg"
(monatlich 2 Hefte zu je 30 Pfg.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart


sflotte

störer 33 (Österr.-Ung
terr.-Ung. 61), c) Torp

D ido (15), Impetuoso (15), Ind
„N 15).
Na oso (ähnlich 15, jedoch nu
Klasse), Ardente, Ardito, Au
16), Carabiniere (16), Coraz
In (16).
fol (16), Bersagliere (16), Gran
wir (ähnlich 16), Borea (ähnlich
od e † (ähnlich 16), Zeffiro (äh
ist. 7), Euro (17), *Lampo (17),
Da
sch 8 P.N. (19).
Ru S. bis 32 A.S. (19).
24 O.S. (19).
N. bis 12 P.N. (19).
* = 20, ebenso die übrigen Boot
Ardea, Orfeo, Orione, Orsa,
ähnlich 20, ebenso die übrigen B
igno, Calipso, Climene, Pallade
20, ebenso die übrigen Boote
, Spica.

II icano.
S, 88 S, 98 S, 101 S, 102
, 134 S, 146 S.
II sterr.-Ung. 6):
ris (21), *Giacinto Pullino (2
eide.
(22, ebenso die übrigen Bo
, Salpa, Velella.

24, ebenso die übrigen Boote
alo.

.-U. 8): Goito, Iride, Monte
r.-Ung. 6): Tripoli, Parten






3 0000 080 794 153



